Meiſter Amor.

Von

Adolf Wilbrandt.

Meiſter Amor.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Ebner-Eschenbach, M. v., Erzählungen.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Bozena. Erzählung.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Margarete. 2. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Fulda, L., Die Sklavin. Schauspiel. 2. Aufl.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Das verlorene Paradies. Schauspiel.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Der Talisman. Dramat. Märchen. 11. Aufl.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Lebensfragmente. Zwei Novellen.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Gött, Emil, Verbotene Früchte. Lustspiel.	Geh. M. 1.50.	Geb. M. 2.50.
Heyse, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
Hopfen, Hans, Der letzte Lieb. 2. Auflage.	Geh. M. 2.50.	Geb. M. 3.50.
Junghans, S., Schwertlilie. Roman. 2. Aufl.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Kirchbach, W., Miniaturen. Fünf Novellen.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Lindau, Rudolf, Martha. Roman.	Geh. M. 5.—	Geb. M. 6.—
Madách, E., Die Tragödie des Menschen. Aus d. Ungar. übers. v. L. Dóczi. Dram. Gedicht. 3 Aufl.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Pohl, Emil, Vasantasena. Drama. 3. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Sudermann, H., Frau Sorge. Roman. 24. Aufl.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Geschwister. 2 Novellen. 12. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Der Katzensteg. Roman. 18. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Im Zwielicht. 15. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Sodoms Ende. Drama. 13. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3 —
—„— Die Ehre. Schauspiel. 13. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3 —
—„— Heimat. Schauspiel. 14. Auflage.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Vereschagin, W. W., Der Kriegskorrespondent. Erzählung. Uebersetzt von E. Zabel.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Widmann, J. V., Touristennovellen.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
—„— Jenseits von Gut und Böse. Schauspiel. 2. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Wilbrandt, A., Der Dornenweg. Roman 3. Aufl.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Novellen aus der Heimat. 3. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Hermann Ifinger. 3. Auflage.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
—„— Der Meister von Palmyra. Dramatische Dichtung. 3. Auflage.	Geh. M. 3.—	Geb. M 4.—
—„— Meister Amor. Roman. 2. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

LG
W665m

Meister Amor.

Roman

von

Adolf Wilbrandt.

Zweite Auflage.

385-61
21/1/97

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Meinem lieben

Paul Lindau

in herzlicher Freundschaft

zugeeignet.

I.

Es war im Frühjahr, in der Zeit der zärtlichen Gefühle. Wenn die Nacht hereingebrochen war und auch aus den belebtesten Straßen der Lärm des Tages sich verloren hatte, kam fast regelmäßig — gewöhnlich nach Schluß der Theaterzeit — ein gelblich blasser, dunkeläugiger junger Mensch, mit auffallend langem Gesicht und langem Haar, vom Marktplatz her, bog in die Paulsstraße ein und pflanzte sich im Schatten eines Vorbaus auf, der an einem schmalen, vierstöckigen, alten Haus erkerförmig in die Höhe stieg. Dort wartete er, bis eine verschleierte junge Dame in einem sehr einfachen braunen Mäntelchen kam; zuweilen von einer andern begleitet, zuweilen allein. War sie — ohne daß er sich in seinem Schatten rührte — an ihm vorbei in das Haus getreten, so sah er ihr nach, verließ dann seinen Platz und nahm gegenüber, auf der andern Seite der Straße, einen andern Ruheposten ein: denn auch dort stand er gewöhnlich eine Weile still, ohne sich zu regen, nur der Kopf wandte sich den Fenstern im ersten Stock jenes Vorbaus zu. Wenn diese Fenster sich dann erleuchteten und etwa die junge Dame hinter ihnen erschien, den Hut mit dem Schleier ablegte, einen verlorenen Blick auf die Straße warf und danach wieder verschwand, so atmete der junge Mensch etwas stärker, so daß eine Art von Seufzer in die Nachtluft aufstieg; murmelte auch wohl einige Worte oder einen Frauennamen vor sich hin, lächelte endlich ironisch, wie über sich selbst, und wanderte still, mit verdüsterten, unzufriedenen Gesichtszügen, bis an den Marktplatz zurück. Zuweilen verschwand er dort in einer Seitengasse; zuweilen kam er noch einmal. Er hatte dann

einen Brief in der Hand; ein kleiner Junge, den er irgendwo und irgendwie gefunden, trabte neben ihm her. Vor der Thür jenes alten Hauses blieb der Jüngling stehn, deutete zu den hellen Fenstern im ersten Stock hinauf, gab dem Jungen den Brief und ein Silberstück, und drehte ihn gegen die Thür. Dieser Handlung folgte, daß der Junge ins Haus verschwand. Worauf der andre wieder mit ironischem Kopfschütteln lächelte, und vielleicht auch seufzte, und sich mit großen Schritten entfernte.

Die Stadt, in der dies von Zeit zu Zeit geschah, war damals — am Ende der Fünfzigerjahre — bedeutend kleiner als jetzt, da sie seitdem in sehr beschleunigtem Wachstum zunimmt und fast alle ihre Schwestern überflügelt; indessen galt sie schon lange für eine der deutschen Vorderstädte, und ihr alter Handel und Reichtum hatte sich in den hochragenden, vielstöckigen, rauchgeschwärzten Häusern des alten Stadtkerns, in den mächtigen Thorwegen, den großen Höfen, den malerischen Vorbauen, der winkelreichen Ausnützung des Raums seit Jahrhunderten gleichsam abgeformt. Die Paulsstraße war eine der ältesten und bei Tage lebendigsten; in den Erdgeschossen öffneten sich dann die unzähligen Schaufenster, und tief in die Häuser hinein, durch die breiten, gewölbten Gänge, die oft in endlosen Windungen über Höfe weg, unter Häusermassen hin, von Straße zu Straße zogen, verbreitete sich der Verkehr in all seinen Gestalten, Geräuschen und Gerüchen. Erst wenn der Abend kam, ward es unten still und das Leben zog sich in die erleuchteten oberen Stockwerke zurück. Was der Lärm des Tages übertönt hatte, klang dann — zumal wenn die warme Jahreszeit wiederkehrte — durch die geöffneten Fenster in die stille nordische Nacht hinaus: Klavierspiel, das bei uns in Deutschland nie verstummt, sentimentaler oder burschikoser Gesang, einsames Deklamieren oder geselliges Lachen; zumal das Lachen und Singen junger Männerstimmen: denn die alte Handelsstadt war auch eine alte Universität.

Dem Hause gegenüber, in dem der Junge mit dem Brief allemal verschwand, erhob sich ein noch höheres, mit einem noch breiteren und tieferen Vorbau; es war aber durch einen neuen Anstrich aufgeheitert und zeigte auch sonst in vortretenden Blumenkästen, eleganten Vorhängen und unzähligen Außenthermometern einen Anflug moderner Jugend, von dem sein düsteres Gegenüber noch nicht berührt worden war. Die Uhr schlug dreiviertel

auf zehn; der junge Mann, der den Knaben wieder einmal an die verschleierte Dame abgesendet hatte, stand noch auf der Straße und wollte sich wie gewöhnlich entfernen, als in diesem jugendlichen Hause ein Fenster des ersten Stocks sich öffnete und der Schall mehrerer Stimmen und ein herzliches Lachen vernehmbar wurde. Zwei Köpfe mit schiefgesetzten Studentenmützen zeigten sich im Fenster; ein leises Flüstern entstand. Ein halbverhaltenes, kurzes Gelächter folgte. Dann schlug weiter rückwärts eine tiefe, rauhe Singstimme an, und die beiden Köpfe zogen sich in das hellerleuchtete Zimmer zurück, aus dem ein bläulicher Dunst in die Nacht hervorquoll.

Sie dampfen offenbar schon lange, sagte der junge Mann auf der Straße vor sich hin. Sie vermissen mich; sie schauen nach mir aus. Ob sie mich eben erkannt haben? — — Ich bin ein Narr, daß ich hier wieder stehe. Eine so hirnlose, knabenhafte, höchstens sechzehnjährige Schwärmerei . . .

In dem Hause der Dame wurden Schritte laut. Der Junge mit dem Brief kam offenbar zurück. Dies erinnerte den blassen Schwärmer, daß er noch nicht, wie sonst, verschwunden war; er schlug sich vor die Stirn — da er die Mütze zurückgeschoben hatte — und wandte sich um. Ich gehe hinauf, in Gottes Namen! murmelte er. Hoffentlich haben sie mich nicht erkannt! — Mit ein paar Schritten war er drüben an der Thür, öffnete sie und warf sie hinter sich zu. Eine alte, gewölbte Hausflur, von einer Hängelampe beleuchtet, führte zu einer hölzernen Treppe tief im Hintergrunde. Er stand noch einmal still und zauderte; dann drückte er sich die Mütze in die Stirn und sprang schnell hinauf.

Oben im ersten Stock endete ein halbdunkler Korridor an einer großen Thür mit einem Milchglasfenster; als er hier eingetreten und durch einen sonderbar schiefwinkeligen Vorraum in das Wohnzimmer gelangt war, sah er mit einem Blick, daß die jungen Leute ihm schon einen gewaltigen Vorsprung abgewonnen hatten. Auf einem Tisch zwischen den Fenstern standen Dutzende leerer Bierflaschen aufgepflanzt. Die lustigen Trinker saßen in Hemdärmeln (doch die Mützen oder Hüte auf den Köpfen) und mit geröteten Gesichtern hier und da umher; einige ritten auf ihren Stühlen. Zu der großen blauen Wolke, die bereits über ihnen schwebte, schickten sie alle aus langen Pfeifen kleinere blaue Wölkchen mit jugendlicher Hingebung an die Sache empor. Neben

dem Fenstertisch stand ein menschliches Gerippe, das mit der Weste und dem Rock des Gastgebers, eines rotwangigen jungen Mediziners, bekleidet war; auch hatte man einen verwelkten und bestaubten Kranz auf den nackten Schädel gedrückt. Auf dem großen runden Tisch in der Mitte des Zimmers lag zwischen den Seideln, aus denen die Jünglinge tranken, ein abgesägter halber Schädel, mit Tabak gefüllt; blanke Unterarmknochen lagen als Pfeifenstopfer daneben. Einer aus der Gesellschaft, ein breitschulteriger, nicht mehr ganz junger Mann mit besonders rotem, bläulich rasiertem Gesicht, hatte eben ein Lied angestimmt, und andre fielen ein. Als sie aber den Eintretenden sahen, brachen sie ab und begrüßten ihn so stürmisch und geräuschvoll, wie wenn er nach jahrelanger Abwesenheit wieder aufgetaucht wäre.

Der Gastgeber stand auf und schlug mit der weißen, kurzfingerigen Hand auf den Tisch. „Rudolf Berger, du bist ein Verräter!“ rief er ihm entgegen. „Niemand weiß mehr, wie lange wir hier schon trinken; zweihundert Themata von der höchsten Bedeutung für die Menschheit haben wir schon erledigt; Rudolf Berger kommt nicht! — Aber wir verzeihen diesem Ungeheuer; stellt ihm ein Seidel hin —“

„Standst du nicht eben da unten auf der Straße?“ fragte ein andrer Student, von der Ecke her. „Und liebäugeltest du nicht mit den Fenstern da gegenüber, wo die Schauspielerin wohnt — wie heißt sie noch —“

„Das ist wohl ein Irrtum,“ antwortete der Eingetretene mit leidlicher Fassung. „Auf der Straße stand ich; aber ich sah zu euch herauf. Ich horchte auf den Gesang, den ihr anstimmtet; er war sehr schön, ging mir sehr zu Herzen.“

„Dieser Meineidige spottet noch!“ rief der Gastgeber aus. „Nieder mit ihm, gebt ihm einen Stuhl! — Ich muß die Herren bekannt machen ... Die anwesenden Kommilitonen kennen den Rudolf Berger, aber die verehrten Künstler vom Thaliatempel haben noch nicht dieses zweifelhafte Glück. Rudolf Berger, Jurist im vierten Semester, außerdem homo versifex, wird mehr im englischen Park als im Kolleg gesehn; Herr Martens, Schauspieler, Herr Weinhöfer, Schauspieler, der Devrient und der Dawison der Zukunft. Meine Herren! Füllen Sie gefälligst die Gläser mit Stoff, stopfen Sie die Pfeifen, und schenken Sie mir dann auf zehn Minuten Gehör! Da der Meineidige nun endlich

da ist und wir vollzählig sind, so lassen Sie uns zu der wichtigsten Angelegenheit dieses Abends kommen: zu dem Manuskript!"

„Was für einem Manuskript?" fragte einer der Schauspieler, derselbe, der vorhin den Gesang angestimmt hatte.

Statt zu antworten, zog der rosenwangige Gastgeber ein kleines Heft aus der Brusttasche des Rocks, den das Gerippe trug, und legte es auf den Tisch. Dann fuhr er sich mit der Hand durch das rötlich blonde Haar, strich sein kleines Schnurrbärtchen, trocknete sich mit einem auffallend feinen Taschentuch die Lippen und warf einen aufgeregten Blick über die Versammlung.

„Meine Herren! Mitbürger! Freunde! Landsleute!" fing er wieder an. „Wie Sokrates zu den Athenern, seinen Richtern, sagte: ‚Lärmet nicht über das, was ich nun sagen werde' — so sage ich zu euch: Lacht nicht über das, was nun kommen wird! — Meine Herren, ich bin Mediziner! Die Naturwissenschaft über alles; von der Naturwissenschaft aus muß die Welt verjüngt werden; darüber, denk' ich, sind wir einig. Erkenntnis, meine Herren! Wahrheit, meine Herren! Es ist endlich das Zeitalter gekommen, wo die Menschheit die Kinderschuhe hinter sich wirft; wo sie an keine Märchen und keine Fabeln mehr glaubt, wo auch die Künstler, die Dichter uns Erkenntnis, Wirklichkeit, Wahrheit, volle, reine, nackte, splitternackte Wahrheit geben müssen, oder wir lachen sie aus! — Meine Herren, nicht die Wissenschaft muß umkehren, sondern die Kunst muß umkehren; sie muß sich ganz auf den Kopf stellen, um sich zu verjüngen; denn es handelt sich jetzt um die Verjüngung der Kunst, der Litteratur!"

„Willst du sie verjüngen?" fragte Rudolf Berger ruhig.

„Ja, ich erlaube mir, sie zu verjüngen," antwortete der andre, indem er sein Manuskript wieder in die Hand nahm. „Mit dieser Novelle erlaube ich mir zu zeigen —"

Ein Gelächter erhob sich von mehreren Seiten her, so daß er nicht zu Ende sprechen konnte. „Eine Novelle!" rief einer der Studenten aus. „Stein schreibt eine Novelle!"

„Meine Herren, ich hatte mir von vornherein die Bemerkung erlaubt: ‚Lacht nicht über das, was nun kommen wird!' — Ja, eine Novelle! Allerdings eine Novelle! Es mag sein, daß ich kein geborener, gottbegnadeter Dichter bin; ich sage wie Themistokles: ‚die Flöte kann ich nicht blasen'; aber wie man die Sache

anfangen muß, um endlich zur Wahrheit, zur Natur, zum Realismus, zur Wirklichkeit zu kommen, das weiß ich gewiß! — Meine Herren, die Poeten haben keine Kenntnisse! Sie schreiben über den Menschen und die Vorgänge in ihm, ohne sie zu kennen! Sie verstehen nichts von unsrem Knochenbau, unsrer Muskulatur, unsrem Nervensystem, unsrer Gehirnanatomie, kurz von alledem, worauf unser ganzes sogenanntes Seelenleben beruht! Und weil sie absolut nichts davon verstehen, treiben sie den alten Phrasenschwindel weiter, singen von edlen Herzen und unsterblichen Seelen und vornehmem Blut und Feuer in den Adern und seelenvollem Blick, und immer so fort von allem, was es nicht gibt; und so ziehen sie der Menschheit immer wieder die Kinderschuhe an — und wir von der Wissenschaft, die wir ihr die großen Wasserstiefel der Erkenntnis machen, wir sollten das ruhig mit ansehn? — Meine Herren, ich nicht! Hören Sie mich gefälligst an! Hören Sie diesen ersten Versuch einer Novelle, wie sie nach dem heutigen Stand der Wissenschaft sein sollte und müßte; wenigstens den Anfang, den ich gestern geschrieben habe —"

Er entfaltete sein Manuskript, und mit plötzlich veränderter, tieferer, künstlich männlicher Stimme fing er an zu lesen:

„An gebrochenem Herzen. Novelle von Maximilian Stein."

„An gebrochenem Herzen?" fragte einer der Schauspieler. „Ich denke, die Wissenschaft gibt das nicht mehr zu —"

„Bitte, lassen Sie mich ausreden, hören Sie mich an! — Meine Herren, erst neulich hab' ich wieder in einem unsrer berühmten neuen Dichter gelesen: ‚da brach sein großes Herz' ... Das ist lächerlich! — Aus hinlänglich lange anhaltendem Kummer können Menschen sterben; ihre Verdauung wird zerrüttet, ihre Blutbereitung degeneriert, endlich hört einmal das Leben auf; das geben wir zu. Aber wir sezieren sie dann, und finden — wenn ihr Herz überhaupt normal, eine gute Maschine war — noch immer ein normales Herz, eine gute Maschine! Das Herz ist eine Blutpumpe von Fleisch; weiter ist es nichts! Kein Herz bricht vor Gram (er schlug mit seiner kurzen Hand auf sein Manuskript): das beweis' ich hier. Ich hab' hier ein junges Mädchen, das ich jeden nur erdenklichen Kummer zwanzig, dreißig Jahre lang erleben lasse; sie verliert drei Männer, eine Masse Kinder, sie verliert ihren guten Namen, ihre Schönheit, ihr Vermögen, sie wird unschuldig verurteilt und so weiter, alles weiß ich noch

nicht; — jeder Laie denkt: diesem zarten Geschöpf muß das Herz endlich brechen; — aber kein Gedanke! Sie wird achtzig alt, ihr Herz wächst immer ruhig weiter, wie diese alten Maschinen es zu machen pflegen; und als man sie endlich seziert, findet man ein höchst normales, prachtvoll entwickeltes Herz, und der berühmte Professor X., dieses Herz vorzeigend, hält seinen versammelten Zuhörern eine Rede als Epilog; Inhalt: Triumph der Wahrheit, Sieg der Wissenschaft! — Dagegen der Verführer dieser alten Frau — oder vielmehr dieses jungen Mädchens — ein Kerl wie ein Baum, ein Riese, der einmal ein Pferd mit einem Faustschlag niedergehauen hat — den laß' ich wirklich an gebrochenem Herzen sterben; das ist die Geschichte!"

„Wie fängst du das an?" fragte Rudolf Berger.

„Nun, das ist sehr einfach," sagte der Mediziner mit überlegenem Lächeln. „Eine Möglichkeit gibt es, an gebrochenem Herzen zu sterben: wenn man einen hinlänglich heftigen Stoß gegen die Brust bekommt. Dann tritt eine Berstung dieses alten Muskels ein, an der man genug hat. Ich lasse den Helden meiner Novelle, diesen Mordskerl, mit einem englischen Boxer kämpfen; eine Viertelstunde lang hat er sich gehalten: da kommt der entscheidende, ganz kolossale Faustschlag gegen seinen Thorax — Herzberstung — aus ist's. Finis der Geschichte. ‚An gebrochenem Herzen!'"

„Das ist gewiß eine sehr belustigende Geschichte," sagte Rudolf Berger ruhig; „aber ob sie schon genügen wird zur Verjüngung unsrer Litteratur?"

„Du hast ja noch kein Wort von meiner Novelle gehört," erwiderte der Mediziner, dessen gutmütiges, fettes Gesicht sich rötete. „Warte doch mit deinen Sarkasmen, bis ich ein paar Seiten vorgelesen habe —"

„Ja, vorlesen! Endlich! Kommen wir zur Sache! Vorlesen!" riefen die andern durcheinander. „Erstes Kapitel: ‚Die Verführung', oder: ‚O Fräulein Amalie, hätten Sie das doch nicht gethan!'"

„Meine Novelle hat keine Kapitel," rief der Verfasser aus; „Kapitel erinnert mich zu sehr an Geistliches, Kirchliches. Wenn in meiner Novelle etwas Neues kommt, so mache ich einfach achtzehn Punkte, dreimal sechs untereinander. — Also ich fange an!"

Er veränderte wieder seine Stimme, indem er sie aus ihrer hellen Tonlage etwas ins Dunkle drückte, und begann zu lesen:

„An gebrochenem Herzen. Novelle von Maximilian Stein.“

„Es war Abend geworden, die Sonne sank scheinbar gegen den Horizont, ein leichter Westnordwest trug die feuchte Luft des oberen Elbthals gegen Ostsüdost und reizte die empfindlichen Schleimhäute Eduards, der zu husten anfing. Er saß unter einer etwa drei Meter hohen Korbweide im Gras, und auch seine Sitzmuskeln fühlten, daß es unter ihnen kühler zu werden anfing. Indem er sie zusammenzog, seufzte er leise auf, nach der Art träumerischer, leidender, phthisischer Konstitutionen, wie die seinige, zog dann sein Taschentuch hervor, um es sich vor den Mund zu halten, stützte sich auf den Brummknochen seines rechten Ellbogens und richtete sich langsam empor. ‚Was wird Mathilde sagen,‘ murmelte er vor sich hin, indem er seine Schulterblätter an die Weide lehnte. Er murmelte, sage ich, denn man kann allerdings oft genug beobachten, daß nervöse und hysterische Organisationen — und Eduard stammte von einer entschieden hysterischen Mutter und einem sonst rüstigen, aber zu einer noch unerklärten Neurose neigenden Vater ab, dessen Vater als Melancholiker im Irrenhause gestorben war — daß nervöse und hysterische Organisationen, sage ich, laut mit sich selber sprechen, statt unhörbar zu denken, was ganz dieselben Dienste thut und jedenfalls das Natürlichere, das Gesündere ist. Aber ist denn das Zeitalter, in dem wir leben, natürlich und gesund? Dringen denn die Fortschritte der Wissenschaft wirklich in das Volk? Leben die sogenannten Gebildeten von heute nach den Lehren der Wissenschaft? Haben wir eine Poesie, die sich in vernünftiger Selbstbeschränkung nur mit dem befaßt, was wirklich da ist, was sich alle Tage begibt, was jeder von uns kennt, oder was wir schleunigst kennen lernen sollten, um unsern animalischen Organismus davor zu behüten? Welcher von unsern Dichtern, um nur eins zu sagen, hat denn schon die Entstehung und die Folgen der Trunksucht mit der nötigen Ausführlichkeit und Sachkenntnis geschildert? Wer unter unsern heutigen Dichterlingen hätte den Realismus und die nötige wissenschaftliche Vorbereitung, um statt der ewigen Liebesabenteuer einmal die Entwicklung einer durch modernes krankhaftes Seelenleben herbeigeführten Gehirnerweichung offen, treu und ehrlich darzustellen? — — Doch kehren wir von dieser scheinbaren Abschweifung — denn es wird sich bei Eduard zeigen, daß sie nur scheinbar ist — zu eben diesem Eduard zurück — —“

„Nein! Nein! Um Gottes willen, nein!“ rief Rudolf Berger aus und sprang auf. „Lassen wir ihn mit seinen Schulterblättern an der Weide stehn! Untersuchen wir nicht weiter, wie es in ihm aussieht; weg mit dem Manuskript, weg mit der Novelle!“

„Weg mit dem Manuskript?“ fragte Max Stein, der plötzlich wieder rot ward, und dem nun das Bier nachträglich zu Kopfe stieg. „Mein lieber Rudolf, du kannst hier meinetwegen kritisieren, aber nicht befehlen —“

„Ich bitte dich also, Max, laß den Eduard stehn. Er mag sich in der Abendluft zu Tode husten, oder sonst zu Grunde gehn, wie es ihm beliebt; oder der Doktor mag ihn untersuchen. Trinken wir ein Glas Bier, kehren wir aus dieser Wirklichkeit in die Unmöglichkeit zurück, oder wohin ihr wollt. Gebt mir ein Glas Bier!“

„Meine Novelle scheint dir ja sehr widerwärtig zu sein —“

Rudolf war ans Fenster getreten, als müsse er vor allem wieder frische Luft atmen. „Ich bitte dich, Max Stein,“ fiel er ihm ins Wort: „dein Alter ist Buchdrucker — — laß ihn das nicht drucken. Machen wir Fidibusse daraus, und rauchen wir dann die Friedenspfeife unter ihrer Asche!“

„Du bist Idealist, mein lieber Rudolf,“ antwortete Max Stein, der sich zu erhitzen anfing. „Du bist noch einer aus der alten Zeit, ein Epigone des vorigen Jahrhunderts, du kannst einfach nicht mit! Das, was ich da schreibe, mag noch sehr unvollkommen sein, es ist ein Versuch; aber es ist der Anfang einer neuen Zeit!“ — Er schlug auf sein Manuskript: „Da haben wir endlich den Realismus, den wir haben müssen; den puren, echten, wissenschaftlichen, natürlichen, nackten Realismus; den Realismus der Zukunft!“

Einige der Studenten begannen jetzt zu lachen, nachdem sie bisher, mit halb ernsten Schelmengesichtern, nur gelächelt hatten Rudolf aber brach in ein heftiges, etwas cholerisches Gelächter aus. „Max Stein, du bist ein Narr!“ rief er. „Du wirst nicht allein bleiben, das glaub' ich, es werden wohl noch mehr solche realistische Narren kommen, früher oder später; aber in diesem Augenblick bist du einzig in deiner Art. Du sollst leben; hoch!“

Er nahm sein gefülltes Glas und trank es halb aus. Dann setzte er es nieder und stieß es dabei in jugendlichem Ungestüm gegen den Tisch.

Unterdessen hatte der gekränkte Novellist seinen Platz verlassen, das so schwer beleidigte Manuskript auf den Stuhl geworfen, und pflanzte sich in seiner ganzen Körperfülle vor dem bleichen Idealisten auf. „Wenn mich ein Epigone einen Narren nennt," sagte er mit etwas zitternder Stimme, „so berührt mich das nicht, es kommt mir nicht einmal bis an die Lederhaut, es bleibt in der Oberhaut. Ich will nicht mit der Retourkutsche fahren, sonst könnte ich dir sagen, daß ich unter Narren ganz andre Leute verstehe! Nämlich solche Leute, die auf der Erde wie im Monde leben, die sich noch wie Prinzen aus den alten Märchen in unbekannte Damen verlieben, ihnen lyrische Gedichte à la Lenau schicken, ihnen und sich fremde Namen geben, stundenlang ihnen gegenüber im Fenster liegen, wie der blödsinnige Ritter Toggenburg —"

Er brach unwillkürlich ab, um durch das offene Fenster, neben dem er stand, über die Straße zu sehn und nach dem Gegenüber zu blicken, das er meinte. Drüben im Vorbau des ersten Stocks war es hell; eine junge, schlanke Dame in braunem Kleid stand hinter ihrer Lampe, neben dem Sofatisch, sie nahm grade in diesem Augenblick einen beschriebenen Briefbogen wieder in die Hand, der auf dem Tische lag, und schien ihn zu lesen, schien dabei zu lächeln. Auch Rudolf Berger warf einen blitzartig raschen, kurzen Blick hinüber, und als ihm dieses Bild in die Augen fiel, zuckte er zusammen. Dann aber trat er, von einer Röte überflammt, so jäh auf den Spötter zu, der vor ihm stand, daß sie zusammenprallten und Max ein paar Schritte zurückfuhr. „Das ist eine Infamie!" sagte er halblaut.

„Rudolf!" fuhr der andre auf.

„Solche Indiskretionen begeht kein anständiger Mensch —"

„Rudolf!"

„Anvertraute Geheimnisse verraten — das ist eine Gemeinheit —"

„Rudolf Berger!"

„Sie aus Rachsucht verraten — aus Schriftstellereitelkeit — das ist ungemein —"

„Berger, Rudolf Berger!" rief der andre halb flehend, halb erbittert, immer von neuem aus.

„Uebrigens ist das Ganze nur von dir erfunden," fuhr Rudolf unlogisch fort. „Du wirst vor den Anwesenden erklären, daß es nur von dir erfunden, eine Lüge, eine Verleumdung ist —"

„Rudolf, Rudolf Berger!“

„Du wirst erklären, daß du zu viel getrunken hast und nicht mehr weißt, was du sprichst; sonst erkläre ich dich für einen —“

„Berger!“

„Für einen elenden — —“

Länger hielt der Mediziner diese Angriffe nicht aus. Er verzog sein gutmütiges Gesicht zu den schrecklichsten Verzerrungen, und sich mit beiden Händen vorne in das Hemd greifend (da er Rock und Weste ausgezogen hatte) rief er: „Jetzt hab' ich genug! Sprich nicht weiter, Berger, oder ich bring dich um! — Schließt die Thür zu; dreht den Schlüssel 'rum; einer von uns kommt nicht lebendig aus diesem Zimmer —“

„Oho! Oho!“ riefen die andern aus, von den Stühlen aufspringend.

„Einer von uns kommt nicht lebendig aus dem Zimmer,“ wiederholte Max Stein, indem er mit rollenden Augen um sich blickte. „Ich schlage mich mit ihm; gebt uns Waffen! Waffen! Er erklärt mich für einen — — Ich schlage mich mit ihm! Weg mit den Stühlen da; macht uns Platz; hier auf dieser Stelle!“

„Unsinn; das ist kein Comment,“ rief der älteste unter den Studenten aus. „Hier nicht! Heute nicht! Morgen, wenn es sein muß —“

„Er darf nicht wieder lebendig aus dem Zimmer gehen,“ rief Max, dessen Wutanfall sich noch nicht erschöpft hatte. „Wenn mein bester Freund mir sagt — — Gebt uns Waffen! Gebt uns Waffen! Verrammelt die Thür!“

„Gebt ihnen die Armknochen da! die Pfeifenstopfer!“ schrie einer der Jüngeren, den die ganze Sache nur belustigte. „Gebt dem einen den Radius und dem andern die Ulna; und dann auf einander los!“

„Oder laßt sie das Gerippe auseinander brechen,“ schrie ein andrer; „jeder nimmt, was er kriegt!“

„Hörst du, was sie reden?“ fragte Rudolf endlich, dem die verlorene Fassung wiederkehrte. „Hörst du, Max Stein, wie sie sich über uns lustig machen? Wenn du durchaus verlangst, daß ich mich mit dir schlage, nun so laß mich fordern; — übrigens, so lange wie wir uns kennen und gute Freunde sind — ist's doch eigentlich ein Unsinn, Max. Es scheint, sie trauen uns auch gar nicht zu, daß wir's so ernsthaft meinen. Wir haben

uns ja wohl schon manchesmal erzürnt und immer wieder vertragen —"

„Du bist furchtbar cholerisch, Berger!" unterbrach ihn Max, mit noch etwas zitternder, aber schon gedämpfter Stimme.

„Stein, ich glaube, du auch!"

„Das hab' ich von meinem Alten; das liegt in der Familie ... Du hast mir Dinge gesagt, die eigentlich nur mit Blut — —"

„Weil du eine Indiskretion begangen hattest, die kein Ehrenmann — —"

„Bin ich kein Ehrenmann, Berger?"

„In diesem Augenblick noch nicht! Das heißt, nicht eh' du sie wieder gut gemacht hast; nicht eh' du erklärt hast —"

„Was soll ich erklären, Berger? Ich kann doch nicht vor dieser Korona sagen, daß ich ein Schuft oder ein Lügner bin —"

„Du brauchst nur zu erklären, daß du eine von deinen bekannten, periodisch wiederkehrenden Dummheiten begangen hast; das werden dir alle glauben, und dann ist es gut. Ich werd' es gleichfalls glauben, und dich dummen Kerl dann wieder als Freund ans Herz drücken — —"

Statt noch mehr zu sagen, blickte er dem Verfasser des „gebrochenen Herzens", den eine heimliche Rührung übermannte, mit einem liebenswürdigen Lächeln ins Gesicht.

Max Stein zog sein feines Taschentuch hervor und fuhr sich damit über Mund und Hals; dann atmete er tief, wie um Kraft zu schöpfen. „Meine Herren!" sagte er nach einer Weile, während ein befreiendes Lächeln ihn verschönte. „Ich nehme den dummen Kerl, den mein ältester Freund Rudolf Berger mir eben zuschleudert, als Ehrenerklärung an und gebe den Kampf auf; denn mit diesem Menschen kann ich mich nicht schlagen. Ich meinerseits erkläre hiermit, daß ich vorhin eine meiner bekannten, periodisch wiederkehrenden Dummheiten begangen habe — — bist du zufrieden, Berger?"

„Ja, ich bin zufrieden."

„Ich erkläre ferner, daß ich vorhin mit den Anspielungen auf Lenau und Toggenburg frühere Vorgänge aus dem grauen Altertum, nämlich als Rudolf Berger noch sechzehnjähriger Gymnasiast war, gemeint habe ... Rudolf Berger, bist du zufrieden?"

„Ich bin ganz zufrieden —"

„Dann, bitte, füllt uns die Gläser . . . Rudolf Berger, ich fordere dich auf ein volles Seidel; denn irgend eine Genugthuung bist du mir noch schuldig! — Bei Gott, du bist furchtbar cholerisch, Rudolf . . . Sind die Seidel voll?"

Der älteste der Studenten nickte mit tiefem Ernst und schob die Seidel vor die beiden Duellanten hin. Sie nahmen sie in die Hand, ohne ein Wort zu sagen. Der Student kommandierte: „Stoßt an! — Setzt an! — Los!"

Alle waren still, während die Kämpfer tranken. Der Mediziner war einen Augenblick vor dem andern fertig; doch gleich darauf dröhnte auch dessen Glas gegen den Tisch. Im nächsten Augenblick hatte Max wieder sein Taschentuch in der Hand, trocknete damit erst dem andern, dann sich selbst die Lippen, und fiel ihm dann plötzlich um den Hals. „Rudolf Berger! Mein bester Freund!" stammelte er halblaut, indem er zu lachen suchte.

„Alter Max!" flüsterte der andre.

„Du!" flüsterte Max, dicht an seinem Ohr: „von der da gegenüber, von Thekla und so weiter, haben sie nichts bemerkt! — Ich war ein Esel, Rudolf —"

„Bitte, kein Wort mehr, Max!"

„Da hast du auch wieder recht!" flüsterte Max und richtete sich auf. „Meine Herren und Freunde!" sagte er dann laut, „lassen wir jetzt die Novelle der Zukunft auf ein andermal, und kehren wir zum Bier und zum Gesang zurück!"

„Rundgesang!" riefen die Schauspieler. „Den Saufcomment!"

„Ich habe nichts gegen den Saufcomment," rief Max Stein dazwischen, dessen sentimentale Stunde nun geschlagen hatte; „aber irgend einen patriotischen, vaterländischen Gesang zög' ich vor! Meine Freunde, wer von uns war es noch, der vorhin von Schleswig-Holstein sprach . . . ‚Schleswig-Holstein stammverwandt' . . . Rudolf Berger, du warst nicht dabei! Wir sprachen von unsrer Schande, von unsrer blutenden Wunde . . . Dürfen wir denn je über unsrer Fidelität vergessen, daß ‚Schleswig-Holstein stammverwandt' immer noch dänisch ist? daß der deutsche Bund — — Gebt mir noch ein Seidel! — Rudolf Berger, setz dich her zu mir . . . Wir machen die Fenster zu und singen ein vaterländisches Lied!"

„Schleswig-Holstein meerumschlungen“ fing schon einer an. Rudolf stand noch am Fenster; er schloß es, und indem er das that, warf er einen letzten, verstohlenen Blick über die Straße hinüber. „Thekla“ stand drüben mitten in ihrem Zimmer, aber nur den dunklen Umriß der Gestalt konnte er erkennen, denn die Lampe war hinter ihr. Sie bewegte sich dann auf das Fenster zu; gleich darauf ging der Vorhang nieder, und nun sah er nichts mehr. Ein sonderbar bittersüßes Mißgefühl ging ihm durch das Herz . . . „Rudolf Berger!“ hörte er wieder Maxens helle Stimme rufen.

Mir ist danach zu Mut, mich nun vollends zu betrinken! dachte Rudolf, in dessen Hirn verworrene, freudlose Empfindungen durcheinander flossen, und kehrte zu den halbberauschten Kommilitonen an den Tisch zurück. Ob sie nun alle ahnen oder wissen, in welcher Thorheit ich lebe? — — Er sang eine Weile mit, aber mit halber Stimme und mit halbem Herzen; er vermied es, die andern anzusehen, deren Blicke viel zu oft auf ihm zu ruhen schienen; nur um so eifriger suchte er durch hastiges Trinken um sich selbst zu kommen. Zuweilen fühlte er unter dem Tisch Maxens Hand, die die seine suchte. Sie sangen „Schleswig-Holstein“, „Des Deutschen Vaterland“ und noch dies und das. Der blaue Nebel aus den Pfeifen hüllte sie immer dichter ein; die leeren Flaschen drängten sich immer enger in großen Haufen zusammen, und vor Rudolfs Augen nahmen sie von Zeit zu Zeit seltsame, traumhafte, wechselnde und unmögliche Gestalten an. Endlich hatte er — wie es schien, nach einer längeren Pause des Bewußtseins — das etwas unklare Gefühl, daß sie alle aufrecht mitten im Zimmer standen, einer die Hand auf des andern Schulter, er selbst von Max Stein umschlungen und an die Brust gedrückt. Allerlei pathetisch durcheinander gesprochene, gesungene und geschriecne Worte schlugen an sein Ohr. Der verfahrene Thespiskarren, Freiheit und Brüderlichkeit, Bruder deine Liebste heißt, Schleswig Holstein, Das große Vaterland und Rudolf Berger, vergib mir! tönten ihm wie eine bald nahe, bald ferne, nicht unangenehme Brandung von verschiedenen Seiten zu. Das Gefühl einer allgemeinen Verbrüderung war sein letztes Gefühl. Als er dann erwachte, lag er auf einem langen und breiten Sofa, das in der Ecke stand. Einer der Schauspieler und Max Stein lagen quer über ihm. Aus dem offenen Fenster, neben dem der andre

Schauspieler in einem Lehnstuhl schnarchte, kam eine frische, kühle Morgenluft herein, und Rudolfs rechter Arm, der zur Erde hing, lag auf dem Lockenkopf des da unten schlummernden jüngsten der Studenten.

II.

Erst nach und nach konnte Rudolf sich entsinnen, was sich in dieser Nacht begeben und wie sie geendet hatte; der Kopf schmerzte ihn sehr, und die Anstrengung des Denkens vermehrte diese Schmerzen. Der helle Tag schien ins Zimmer und beleuchtete mit einer abscheulich kritischen Nüchternheit das Schlachtfeld: denn es sah hier nicht viel anders aus als nach einer Schlacht. Die Gefallenen in den verschiedensten Stellungen, überall verstreut; die Batterien der geleerten Flaschen, die man auf dem Felde hatte stehen lassen; bläulicher Dampf, der sich noch nicht ganz verzogen hatte; Bier statt des Bluts vom Tische heruntertropfend, an den Stühlen klebend und über den Boden rinnend. In Rudolf regte sich eine tragikomische Empfindung, die aber bald in katzenjämmerlichen Ekel überging. Er wand sich mit einiger Anstrengung unter den auf ihm liegenden Gefallenen hervor, wobei der Schauspieler erwachte; Max schlief ruhig fort. Zwei der Studenten hatten sich offenbar schon früher davongemacht, denn sie waren nicht da. Ich gehe auch! dachte Rudolf, murmelte dem Schauspieler ein etwas heiseres „Guten Morgen" zu und wandte sich zur Thür.

„Hier ist Ihre Mütze," flüsterte der Schauspieler, und lächelte. Rudolf hatte die Mütze in der That vergessen. „Ich gehe mit," setzte der Schauspieler hinzu; „lassen wir die liegen, bis sie von selber aufwachen!" Rudolf nickte nur. Sie verließen das Zimmer, stiegen die Treppe hinunter und traten auf die Straße.

„Sie haben auch Jammer, nicht wahr?" fragte der Schauspieler, über dessen bläulich rasiertes, rötliches Gesicht wieder ein etwas mattes Lächeln ging.

Rudolf nickte nach einer Weile.

„Ich habe einen höllischen ‚Bierschädel'," fuhr der Schauspieler fort, „um in Ihrer Sprache zu sprechen. Aber die frische Luft wird uns gut thun, denk' ich. Schau! die Toni ist auch schon auf!"

„Wer ist die Toni?“ fragte Rudolf, sobald er sich dazu entschließen konnte, zu sprechen.

„Kennen Sie die Toni nicht? Unsre tragische Liebhaberin Antonie Winter? Sie wohnt ja Stein gegenüber, dort im ersten Stock. Sehen Sie, ihr Erkerfenster ist schon offen; sie sah eben heraus. Jetzt ist sie fort. Wie ein schönes junges Mädchen so früh aufstehen kann, ist mir unbegreiflich . . . Haben Sie auch so einen wahnsinnigen Hinterkopf wie ich, so einen Haarboden-Jammer?“

„Das nicht, aber mir ist schlecht genug zu Mut,“ antwortete Rudolf. Er blickte mit möglichst gleichmütigem Gesicht zu dem geöffneten Erkerfenster hinauf; der Morgenwind blies in Theklas Gardinen, sonst war nichts zu sehn. „Ich wußte nicht, wen Sie mit der ‚Toni‘ meinten,“ murmelte er, während sich ein dunkles Gefühl von Eifersucht oder Unbehagen in ihm rührte. „Antonie Winter — — Ich hab' sie spielen sehn, natürlich . . . Ist sie tugendhaft?“

Er suchte das lächelnd und etwas leichtfertig zu sagen; es kam aber nicht so frei heraus, wie er sich's gedacht hatte.

„Tugendhaft? Leider sehr!“ antwortete der Schauspieler. „Mehr Tugend als Talent!“ setzte er hinzu. „Als sie hier zum erstenmal die Thekla spielte, und ich den alten Piccolomini — mein Name ist Weinhöfer; Charakterspieler —“

„Ich weiß, ich weiß —“

„Da war ich entschieden geneigt, mich in sie zu verlieben; denn was Schönheit betrifft — — Aber mit der Schönheit allein ist's bei mir nicht gethan. Max Stein würde sagen: ihre Blutkügelchen fließen etwas zu träge — oder: zu schwache Elektrizität in der Nervenleitung — oder wie die Wissenschaft es sonst ausdrücken mag . . . Ich wohne hier an der Ecke. Ich will schlafen gehn. Es war ein schöner Abend, Herr Berger; wenn nur erst mein Hinterkopf — — Er ist viel zu lang. Als könnt' ich damit drüben an die Häuser stoßen. Guten Morgen und gute Nacht!“

Weinhöfer verschwand in dem Eckhaus, dem letzten Hause der Paulsstraße, und Rudolf stand nun allein und sah die lange Gasse hinab. Es war ihm auf einmal eine sonderbar widrige Empfindung, da hinten rechts noch immer das offene Erkerfenster zu sehn, das Fenster dieses schönen jungen Mädchens, dem er seit einem Monat so viele geschriebene und ungeschriebene Schwärmerei

gewidmet und das ihm nun die nüchterne Kritik dieses Schauspielers so unlieblich angetastet hatte. Wie wir zuweilen erleben, daß durch ein zutreffendes Wort wie durch einen Blitz der Schleier, durch den wir dies oder jenes sahen, hinweggerissen und ein Stück dieser Welt, ja die ganze Welt uns verwandelt wird, so schien auch Rudolfs schwerem Kopf auf einmal das Fenster dort, die Straße, in der er stand, der wolkenbedeckte Tag, der auf ihn herabsah, um all den Reiz gebracht, der ihm alles verklärt hatte; und ein beklemmendes, drückendes Gefühl legte sich ihm um die Brust. Die Menschen, die an ihm vorbeigingen, ihren Geschäften nach, die Lastträger, die Botenläufer, die Dienstmädchen mit den Wassereimern, alles erschien ihm so läppisch, unnütz und ruhe störend. Das Bellen der Hunde war ihm widerlich; das Peitschenknallen der Fuhrleute erbitterte ihn. Der erste Strahl, mit dem die Sonne durch die Wolken brach, nahm ihm vollends die Fassung: dieses heitere Licht ekelte ihn an, und er bog sogleich in die Seitenstraße, um in den Schatten zu treten und zugleich jenem Erkerfenster zu entrinnen. Thekla! dachte er ... War es nur die nichtswürdige Erbärmlichkeit des Katzenjammers, die ihn so wehrlos machte, oder hatte dieser Mensch mit dem rötlichen Gesicht, mit dem ewigen Mienenspiel des „Charakterspielers", hatte er wirklich recht? „Mehr Tugend als Talent!" — Rudolfs dumpfes Hirn erwachte zu einer unerfreulichen Gedankenjagd, zugleich beschleunigten sich seine langen Schritte. Sagte ich mir nicht selbst, dachte er, als ich sie zum erstenmal im Theater sah, nach ihrem ersten Akt: „sie ist reizend, aber zu phlegmatisch: etwas mehr Feuer könnte ihr nicht schaden"? Das war an dem Abend, als sie die Thekla spielte; und doch, noch denselben Abend, als das Stück nun aus war und ich wie ein seliger Verrückter durch die Straßen stürmte — selig, so verrückt, so verliebt zu sein — noch denselben Abend also hatte ich vergessen, daß doch etwas fehlte, und setzte mich hin, die halbe Nacht hindurch, und schrieb das Gedicht „An Thekla", an die „Herrliche"? Und stürmte dann am nächsten Tag zu Max Stein hinauf, um in seinem Fenster zu liegen und zu „Thekla" hinüber zu schauen, wie ein Gymnasiast; und weihte ihn in mein Geheimnis ein, diesen guten Narren, und schickte den ersten Hymnus an sie ab, dem dann die andern folgten — aus meiner Wolke heraus, unter falschem Namen ... Fühlte ich doch im stillen, daß in dieser erhabenen Liebe etwas

Dummes war? daß ich gut that, mich zu verbergen? Machte ich mich nur künstlich blind, weil ich nicht sehen *wollte*? weil ich mich sehnte, wieder ganz, ganz in Leidenschaft zu vergehen, ganz verliebt, ganz aus mir heraus, ganz an *ein* Gefühl hingegeben zu sein? — Oder bin ich wirklich, mit all meinen zwanzig Jahren, noch ein dummer Junge, der die Welt nicht kennt? Verstehe ich nichts, gar nichts vom Theater? Ich, der ich dem Jus entlaufen wollte, um zum Theater zu gehn — der ich mir einbildete: für die „Bretter" hat mich Gott geschaffen — der ich mir so oft im stillen sagte, wenn ich unter diesen lustigen Flachköpfen, den Kommilitonen, saß: „ich mache eure Thorheiten mit, weil mir's gefällt, aber eines Tages werden meine Flügel mich von euch hinweg, in die Wolken tragen . . ."

Er seufzte, und lächelte dann bitter über seinen Hochmut. In diesem Augenblick fühlte er sich so klein, daß er eine Art von verächtlichem Widerwillen gegen sich empfand; denn zu den höchsten Steigerungen eines jugendlichen „Katzenjammers" gehört auch das schmerzlich-wollüstige Gefühl, sein eigenes jämmerliches Ich in den Staub zu treten. Als Rudolf an die vierte Straßenecke kam, war er überzeugt, daß jedes höhere Streben in ihm eine Lächerlichkeit, und ihm die Rechtswissenschaft nur darum so zuwider sei, weil er als gänzlich unpraktischer Mensch zu keinem Amt der Welt je zu brauchen sein werde. An der *fünften* Ecke beschimpfte er sich mit den härtesten und schnödesten Beleidigungen, weil ihm die unsterbliche Schmach widerfahren sei, sich in eine gänzlich talentlose Komödiantin in den wahnsinnigsten Formen der Liebe zu vergaffen. Indessen, als er zum sechstenmal um eine Ecke bog — die Häuser erschienen ihm bekannter als bisher; aber dieses Gefühl fuhr ihm nur flüchtig durch den Kopf — so erwachte in ihm ein körperliches Mißbehagen, das seinem *seelischen* Jammer für den Augenblick ein Ende machte. Es war öde und leer in ihm. Es schien ihm, daß er irgend eine Stärkung wünschte; doch er wußte nicht, welche. Die Vorstellung einer Tasse mit starkem schwarzem Kaffee — ungezuckert — tauchte in ihm auf; dann folgte aber ein ablehnendes, ängstliches Gefühl. Das bleiche, längliche Bild eines sauren Herings erschien gleichsam in einem Meer von verworrenen Empfindungen, schwamm langsam und vorsichtig heran und verschwand nicht wieder. Ein saurer Hering; das wär's, murmelte Rudolf endlich vor sich hin. Warum renne

ich hier so nüchtern durch die Straßen? Ich muß meinen inneren Menschen restaurieren, das ist alles; dann vergehen diese schmählichen Gedanken, dann hat Thekla wieder Talent und ich wieder eine Zukunft. Restaurieren ... Wo ist eine Restauration? — — Er blickte auf und schaute sehr verwundert auf das nächste Haus. Dieses Haus, dachte er, sollt' ich doch kennen! — An einem schmalen, vierstöckigen, alten Haus stieg ein Vorbau erkerförmig in die Höhe. Im ersten Stock war ein Fenster offen; eine weiße Gardine schwebte langsam in der Morgenluft hin und her. Es war Theklas Haus. Um sechs Straßenecken herum war er in die Paulsstraße zurückgekommen, ohne es zu merken.

Unwillkürlich mußte er lächeln; was für ein klarer Kopf das ist! dachte er. Zugleich schien seine Verliebtheit wieder zu erwachen, denn als er, den offenen Thorweg dieses Hauses hinunterblickend, hinten im Hof auf einer Glasthür die goldene Inschrift las: „Restauration", fuhr es ihm wie ein Strahl der Freude durchs Herz, und er beschloß sofort, hinter dieser Glasthür zu frühstücken. Es stimmte ihn etwas abergläubisch — obwohl er Philosoph war — daß seine Schritte ihn unbewußt zu dieser Schwelle geführt hatten; auch war es ihm ein melancholisch-freundlicher Gedanke, wenigstens unter einem Dach mit ihr den wiederherstellenden sauren Hering zu essen. Er ging durch den Thorweg — einen Augenblick hoffte er, Thekla werde ihm begegnen — und trat auf den Hof. Eine weiße Katze lief an ihm vorbei; sonst regte sich hier nichts Lebendiges. Der Hof war klein, etwas unsauber und schlecht gepflastert; vier Stock hoch umgab ihn das stark verräucherte Gebäude, und das Licht fiel steil aus der Höhe herab. Das weiße Fell der Katze glänzte in dem klaren Licht; Rudolfs Augen folgten ihr, von diesem Glanz gereizt, bis sie links in einer offenen Thür verschwand. Etwas andres, Lichtes fiel ihm nun von oben her in die Augen: ein Mädchenkopf, der hinter dem dunkeln Fenster über dieser Thür erschien. Er drückte sich an die Fensterscheibe, als wolle er die Katze noch sehn, was nicht mehr möglich war; dann schlug er die halbgesenkten Augen groß auf, und ein rascher Blick flog über Rudolf hin.

Das Mädchen schien noch ein Kind zu sein; die dunklen Haare lagen etwas wild um den Kopf herum; der Blick aber kam aus den sonderbarsten blauen Augen, die Rudolf bis auf diesen Tag gesehen hatte. Unter schwarzen Brauen, die sich lang

hinzogen, schimmerte ein helles, zartes, gleichsam verschleiertes Blau, das in den großen Augen wie eine graublaue Blume auf weißlich leuchtendem Gewässer schwamm; es kam wie eine Frage heran, verwundert und träumerisch, und zog sich dann wieder in den Schutz langer, dunkelschattender Wimpern zurück. Rudolf blieb verwundert stehn und starrte hinauf. Das Kind — er sah nun deutlicher, es war noch ein Kind — blickte ihn wiederholt ohne Scheu, doch auch ohne besondere Teilnahme an. Es schien nur überhaupt etwas sehen zu wollen (so ein müder, gelangweilter Zug lag um den jungen Mund) und Rudolf hatte das Gefühl, wie wenn er nur die Stelle der entflohenen weißen Katze zu vertreten hätte. Ein aufgeschlagenes Buch lag ihr zwischen den Fingern; magere kleine Finger, dachte er. Einen Augenblick schien sie ihn kindlich anzulächeln; doch wenn es ein Lächeln war, so verschwand es gleich wieder, und ein frühreifer, etwas melancholischer Ausdruck spannte sich über das reizende Gesicht. Die großen Augen sahen an ihm vorbei in die Luft hinaus, und sie schien zu seufzen. Plötzlich, mit einer blitzschnellen, kindlichen Bewegung, breitete sie das Buch vor sich aus und sah hinein. Sie begann die Lippen zu bewegen; sie schien laut zu lesen. Offenbar hatte sie jemand kommen hören, denn gleich darauf erschien ein ältlicher, hagerer, aber auffallend schön geformter Frauenkopf in einer großen Haube hinter ihr und warf einen Blick auf den Hof hinaus. Das Mädchengesicht mit den tiefgesenkten Wimpern rührte sich nicht mehr. Rudolf trat zurück, und wie um die Alte zu beruhigen, ging er sogleich auf die Glasthür mit der goldenen Inschrift „Restauration" zu, öffnete sie und trat ein.

Die Thür führte zunächst nur zu einer Treppe; diese stieg er hinan — das sonderbare Bild des Mädchens noch in den träumenden Augen — und fand sich nun oben in der Restauration, einem leeren Raum. Tische und Bänke standen an den Wänden, aber unbesetzt. Alles war reinlich, aber für sein Gefühl beklemmend öde; nur die frische Luft that ihm wohl, denn die Fenster standen weit offen. Er setzte sich zögernd nieder; ein junger Kellner erschien und fragte nach seinem Begehr. Nachdem er lächelnd gestanden hatte, was er wollte, und der Kellner gegangen war, sah er nach seiner Uhr, denn er wunderte sich, hier allein zu sein. Die Uhr stand auf Vier; er hatte sie in dieser Nacht aufzuziehen vergessen ... War es nun neun, zehn, elf oder zwölf? Er

wußte es nicht. Es kam auch nichts darauf an ... Da der wiederherstellende Hering nicht sogleich erschien, rückte er näher ans Fenster, um etwa das sonderbare Kind noch einmal zu sehn. Er blickte nach rechts hinaus, wo er über der noch immer offenen Thür sogleich ihr Fenster entdeckte. Aber der leuchtende, dunkelhaarig umrahmte Kopf war daraus verschwunden. Das lange Gesicht der Alten zeigte sich noch auf einen Augenblick, um in die Höhe nach dem Himmel zu sehn. Dann ging es wieder zurück, und nur die weiße Katze erschien unten auf der Schwelle.

Dagegen auf der nächsten Wand des Häuservierecks, Rudolf gegenüber, fiel ihm jetzt etwas in die Augen, das er bisher nicht bemerkt hatte und das ihn so sehr überraschte, daß das Herz ihm stehn blieb. Auch dort — im ersten Stock — waren die Fenster geöffnet, man konnte bis in die ganze Tiefe eines Zimmers sehn, das gegen den landesüblichen Gebrauch keine Gardinen hatte und auch sonst mit augenfälliger Einfachheit ausgestattet war. Nur Bücher bedeckten die Wand Rudolf gegenüber; ein großer Tisch mit unzähligen Papieren stand hart an der Wand. Vor dem Tisch aber, nicht weit vom offenen Fenster, bewegte sich ein kleiner alter Mann mit lebhaften Gebärden, und sprach nun auf einmal laut — jedes Wort vernehmlich — zu einer jungen Dame in braunem Kleid, die ihm gegenüberstand. Es war unmöglich, diese schlanke Dame nicht zu erkennen, wenn man Rudolfs scharfe Augen hatte. Ihr allerliebstes Gesicht, mit dem vollen braunen Haar und den braunen Augen, war ihm einen Augenblick völlig zugewendet — er trat schnell beiseite — und zeigte dann die schöne Linie des hell beleuchteten Profils, das er im Theater so oft bewundert hatte. Die Wangen waren etwas gerötet, sie schien erregt zu sein. Offenbar hatte sie eben gesprochen, denn sie legte nun die Hände ineinander und sah dem Alten wie erwartend ins Gesicht.

„Viel zu viel! zu viel! zu viel!“ rief der kleine Mann, indem er mit dem rechten Arm dreimal durch die Luft schnitt.

„Nun sagen Sie wieder ‚zu viel,‘“ erwiderte die junge Dame etwas kleinlaut, mit ihrer sanften Stimme. „Vorhin war alles zu wenig! Wie soll ich es denn machen?“

„Zu viele Accente, mein' ich, meine Beste!“ rief der Alte. „Viel zu viele Accente; einer macht den andern tot! Keiner wirkt, weil sie alle wirken wollen; eine disziplinlose Herde; damit ver-

liert man die Schlacht! Glauben Sie, daß die Eboli auf diese Weise einen Carlos rührt? Glauben Sie, daß ein feines fühlendes Publikum sich in diese Eboli verliebt, wie es soll und muß? — Ich will Ihnen die göttlichen Verse jetzt noch einmal sprechen:

‚Armselige Vernünftelei! Wie schwach
‚Von diesen starken Geistern! Weibergunst,
‚Der Liebe Glück der Ware gleich zu achten‘ —
‚Ware‘ nur halber Accent —
‚Auf die **geboten** werden kann!‘

Da ist der Accent; ‚geboten‘ hat den Accent! Es ist nicht Ware, auf die geboten werden kann, sondern Ware, auf die **geboten** werden kann; das Bieten ist die Hauptsache, Ware Nebensache!

‚Sie ist
‚Das Einzige auf diesem Rund der Erde,
‚Das keinen Käufer duldet als sich **selbst**!‘

Sie aber, meine Beste, warfen sich mit ganzer Kraft auf den Käufer; der Käufer ist Nebensache, wer kauft, ist Hauptsache; darauf kommt es an!

‚Die Liebe‘ — halber Accent — ‚ist der Liebe **Preis**! Sie ist der unschätzbare Diamant‘ — einfacher Accent — ‚den ich verschenken‘ — ein etwas starker Accent — ‚oder ewig ungenossen‘ — kleiner Atemzug zum vollen, entschiedenen Accent — ‚**verscharren** muß!‘

Machen Sie's noch einmal, meine gute Winter; lassen Sie nicht nach, lassen Sie nicht nach!“

„Ich kann jetzt nicht mehr,“ sagte sie etwas schmollend; „gehen wir lieber weiter. Wenn der Abend da ist und ich draußen vor dem Publikum stehe, werd' ich's besser treffen!“

„Ach du lieber Gott! Ach ihr großen Götter!“ rief der Alte aus und schaufelte mit beiden Händen durch die Luft. „So sagen sie alle, wenn ihnen das Kunstfeuer ausgeht, wenn sie mittelmäßige Dilettanten bleiben wollen, wenn sie sich schämen zu lernen und zu lernen. Sagen Sie das nicht, Winter, oder ich gebe Sie auf! Was Sie am Morgen nicht gelernt, nicht in Blut und Saft aufgenommen haben, das können Sie nicht am Abend, ich geb' Ihnen mein Wort; und wer Sie dann doch beklatscht, der versteht es nicht, der hat Ihr hübsches Gesichtel lieb, aber nicht die Kunst! — Sehen Sie mich an; ich bin ein alter Invalide,

der seine Kriegsjahre längst hinter sich hat, der seit sechs Jahren nicht mehr auf den Brettern stand; ich sitze hier in meiner Klause, wie Napoleon auf Sankt Helena saß; aber um für die Aida, für das Kind der rechte Meister zu sein, bleib' ich die halben Nächte mit meinem Schiller auf, und solang' ich noch einen Funken Elektrizität in den Nerven habe, hab' ich auch Begeisterung, Eifer und Geduld! — Ihnen fehlt das heilige Feuer, meine gute Winter —"

„Nun in Gottes Namen, machen wir's noch einmal," unterbrach sie ihn sanft, mit einem leisen Seufzer. „Also nur die ‚entscheidenden Accente des Gedankens,' wie Sie ja wohl sagten —"

„Ja, so sagte ich!"

Sie nahm eine möglichst edle, stolze, etwas theatralische Stellung an und begann von neuem, indem sie die Verse sprach, die der Alte ihr vorgesprochen hatte. Rudolf, dessen Hering inzwischen gekommen war, aber noch immer unberührt neben ihm stand — denn alle seine Sinne waren bei dieser Szene — Rudolf, verstohlen lauschend, hoffte noch, sie werde es diesmal dem kleinen Meister ganz zu Danke machen, und achtete mehr auf dessen Gesicht als auf ihren Vortrag. Doch auch diesmal schien sie es keineswegs zu treffen. Der seltsame kleine Mann mit dem scharfen Profil des alten Fritz hatte die Hände auf den Rücken gelegt und horchte mit etwas schief geneigtem Kopf; bald aber fing er an, den Oberkörper unruhig zu bewegen, zog die Brauen hoch, zog sie wieder zusammen, und drückte die Augen zu. Endlich, als sie die ganze Rede ausgesprochen — auch die letzten Verse, auf die der Alte vorhin verzichtet hatte — ließ er die Arme sinken, verzog sein Gesicht, wie wenn es aus Kautschuk wäre, und wiegte den Kopf hoffnungslos hin und her.

„Sie sind wie ein Pendel, meine liebe Winter," sagte er mit einem überraschend sanften Ausdruck der Resignation. „Sie pendeln zwischen ‚zu wenig' und ‚zu viel' immer auf und ab. Diesmal kamen Sie wieder beim ‚zu wenig' an. Diesmal fielen die Nebensachen glücklich unter den Tisch, aber die Hauptsachen fielen ihnen nach. Schiller war das nicht! Eboli war das nicht!"

Er sagte diese letzten Worte ohne Schärfe, nur mit einer gewissen verzweifelten Wehmut; dem horchenden Rudolf stockte aber doch das Herz. Hätte er je gedacht, daß ein lebender Mensch so zu seiner „Thekla", zu der angeschwärmten, besungenen „Herr-

lichen“ sprechen könnte. . . . Er begriff nicht, daß sie über so vernichtende Worte nicht außer sich, nicht völlig gebrochen, nicht zerschmettert war, daß sie nicht in einen Sturm der Empörung, oder in eine Flut von Thränen ausbrach. Sie errötete wohl ein wenig und verzog ihren hübschen Mund, aber sie zeigte weder Empörung, noch Verzweiflung. Nur mit etwas weinerlicher Stimme, und indem sie den rechten Arm einmal in die Höhe warf, gab sie dem Alten zurück: „Sie verlangen auch zu viel. Sie machen theoretische Ansprüche, Vater Hillmann, die kein Mensch auf der weiten Welt befriedigen kann. Zeigen Sie mir doch eine Eboli, so wie Sie sie wünschen!“

„Die will ich Ihnen sogleich, auf der Stelle zeigen!“ antwortete der Alte. Er richtete die kleine Gestalt so siegesgewiß auf, daß er einen Fuß größer schien als vorher, ging nach rechts, offenbar zur Thür (Rudolf sah sie nicht), und rief hinaus: „Ada! Kind! Komm einmal herein!“ — Es dauerte nicht lange, so erschien diese Ada und trat mitten ins Zimmer. Rudolf erstaunte sehr: es war das Kind mit den blauen Augen, das er vorhin am Fenster gesehen hatte. Er sah nun die schlanke, zierliche, nicht große, noch kindlich unentwickelte Gestalt; die Gestalt eines etwa vierzehnjährigen Mädchens, die in einem sehr einfachen, dunklen Kleidchen steckte. Das Mädchen, dessen üppiges, dunkelbraunes Haar in starken Zöpfen herabhing, stellte sich ohne jede Scheu vor Thekla hin und begrüßte sie mit einem seltsamen bürgerlich-vornehmen Knicks. Dann richtete sie die großen Augen auf den Alten, mit demselben träumerisch fragenden Blick, den Rudolf schon einmal erlebt hatte. „Sie haben mich gerufen, Papa,“ sagte ihre überraschend volltönende, weiche, musikalische Stimme.

„Habe die Güte, mein Kind,“ erwiderte der Alte, „diesem werten Fräulein, das du kennst, und das mir nicht glaubt, ein Stück aus der großen Szene des Carlos und der Eboli zu spielen. Ich meine die Stelle, wo Carlos zu ihr sagt —“

Der alte Mann schien sich plötzlich zu verjüngen; er trat einen Schritt zurück, beugte den Oberkörper vor, und sprach, nicht mit voller dramatischer Gewalt, aber doch ausdrucksvoll, die Worte des Don Carlos:

„Endlich fielen Sie? Sie fielen?
Nein, nein, um Gottes willen, nein!“

Das Kind zögerte ein wenig. Sie warf noch einen raschen,

ungewissen Blick auf die junge Dame. Gleich darauf ging aber mit dem jungen Gesicht eine große Verwandlung vor: alles Kindliche verschwand, die Lippen preßten sich zusammen, die zarten Flügel der Nase öffneten sich weit, und der zurückgeworfene Kopf blickte stolz und vornehm seitwärts in die Luft hinaus. Anfangs unbeweglich, dann mit etwas eckigen, aber beredten Bewegungen des rechten Arms, und mit wunderbar schwingender, leise zitternder Stimme fing sie an:

„Durch wen?
Armselige Vernünftelei! Wie schwach
Von diesen starken Geistern! Weibergunst,
Der Liebe Glück der Ware gleich zu achten,
Auf die **geboten** werden kann! Sie ist
Das Einzige auf diesem Erdenrund,
Das keinen Käufer duldet als sich **selbst**.
Die Liebe ist der Liebe **Preis**! Sie ist
Der unschätzbare Diamant, den ich
Verschenken, oder, ewig ungenossen,
Verscharren muß — dem großen Kaufmann gleich,
Der, ungerührt von des Rialto Gold,
Und Königen zum Schimpfe, seine Perle
Dem reichen Meere wiedergab, zu stolz,
Sie unter ihrem **Werte** loszuschlagen!"

Rudolf hatte, solange sie sprach, fast atemlos gelauscht; nach allem Ueberraschenden, das er heute schon erlebt, war ihm dies nun vollends wie ein unbegreifliches Märchen, ein unreifes Kind mit so viel Kunst, so edel, so ausdrucksvoll reden zu hören und agieren zu sehn. Es klang wohl zuweilen erlernt, nachgeahmt, aber dann wieder nicht; sie schien das wirklich zu sein, was sie scheinen wollte, eine schöne, junge, stolze Spanierin, die nach Liebe verlangt, doch nach edler Liebe . . . Wo war „Thekla"? Er sah sie gar nicht mehr. Er hing nur noch an dieser unwahrscheinlichen, poetischen Gestalt, die Musik für ihn sprach, ohne seine Nähe zu ahnen. Als sie geendet hatte, brach der Alte plötzlich in ein lebhaftes Klatschen aus; und beinahe hätte Rudolf mitgeklatscht. Der kleine Alte stand in einer Art von Verzückung da, sein scharfes, runzeliges Gesicht war ganz weich geworden. Er sah Thekla an und deutete mit dem Finger triumphierend auf die Kleine. Diese errötete und lächelte; dann stand sie wieder bleich und ernsthaft da, ohne sich zu regen.

„Sie haben recht," sagte Thekla erst nach einer Weile. „Dieses Kind beschämt mich!" — Sie sagte es mit offenbarem Widerstreben, aber so liebenswürdig, daß Rudolfs Verachtung — denn er fühlte, daß er sie jetzt verachtete — einem mitleidigen Bedauern wich. Die große, schöne Gestalt ging auf die unfertige der kleinen Schauspielerin zu und drückte einen flüchtigen Kuß auf deren Stirn. „Sie werden es weit, weit, weit bringen," sagte sie darauf, indem sie einen Seufzer zu unterdrücken schien. „Was für einen Lehrer und Meister haben Sie aber auch, Sie glückliches Kind; seit Ihrem siebenten Jahr . . . Vater Hillmann, bitte, entlassen Sie mich jetzt; nach dieser kleinen, großen Eboli kann ich nicht mehr spielen. Morgen komme ich wieder, wenn Sie mich noch wollen . . . Ich bin sehr geknickt!" setzte sie hinzu und lächelte wehmütig. „Ich dachte nicht — — Ich hatte mir's anders gedacht. Guten Morgen! — Ich danke Ihnen!"

Sie drückte im Vorbeigehen flüchtig Vater Hillmanns Hand und ging nach rechts, aus der Thür.

III.

„Sie haben ja Ihren sauren Hering noch nicht angerührt," sagte der kleine Kellner, als er zum drittenmal in die Wirtsstube zurückkam. Rudolf starrte ihn an. „Sie haben recht," erwiderte er, und mechanisch fing er an zu essen. Die Worte der Eboli klangen ihm noch im Ohr; eine starke, rätselhafte, glückselige Erregung wogte in seinem fiebernden Hirn. Unverständlich war ihm dieser Kellner, dessen stumpfes Ohr die wunderbaren Reden da drüben auch vernommen hatte, ohne hinzuhorchen, der dabei ab und zu ging, wie wenn er nur Sommerfliegen summen hörte. Thekla und Ada! murmelte Rudolf vor sich hin, und mußte lächeln. . . . Sein Kopf brannte sehr, aber diese Glut that ihm wohl. Das Gefühl eines starken Nagels, der ihm die Hirnschale durchbohrt hatte, war von ihm gewichen; er erschien sich schon wie hergestellt, obwohl seine Nerven leise zitterten, und nur ein Durst nach Leben, nach Glück, auch nach Bier, füllte seine Seele. Er forderte zu trinken; dann blickte er wieder vorsichtig durch das Fenster hinaus. Aber er sah nichts mehr. Das Zimmer drüben

war inzwischen leer geworden: der Alte und das Kind hatten sich entfernt. Die Stimme des Alten glaubte er noch einmal zu hören; irgend eine Thür fiel geräuschvoll zu und er hörte nichts mehr.

Thekla und Ada! dachte er von neuem. Seine Liebe zu Thekla erschien ihm nun wie ein Fiebertraum vom vorigen Jahr; wie die fixe Idee eines armen Geisteskranken, der soeben als geheilt entlassen worden ist. Er schämte sich; und doch, wie wunderlich lachte ihm zugleich das Herz. Er sah plötzlich Ada auf den Brettern, in den prächtigen Gewändern der Prinzessin Eboli; neben ihr sich selbst, als Don Carlos, Infant von Spanien: denn daß neben ihr ein *andrer* Carlos stehen könnte als *er*, schien ihm unmöglich, undenkbar. Er stand neben ihr; die blauen Augen blitzten ihn an, sie lächelte ihm zu; sie war nun kein Kind mehr. . . . Weg mit den Pandekten; hatt' er sie je geliebt? Seinem guten Vater zuliebe hatte er sie gewählt; Vater und Mutter waren weggestorben; sollte er nun nicht seinem Herzen folgen, und der inneren Stimme? „Glückliches Kind!" dachte er, Theklas Worte wiederholend. „Ja, glückliche Ada! *Dir* gab dein guter Stern diesen Pflegevater — oder was er ist — und von Anfang an diesen göttlichen Beruf, und so einen Lehrer dazu! Während sich die andern unten im Staube quälen, zweifeln oder irren, steigt das Kind schon den Berg hinan, als müßt' es nur so sein, und wird auf dem Gipfel stehn, wenn andre noch die ersten mühsamen Schritte machen. O du glückseliges, göttliches Wunderkind . . . Ich bin *zwanzig* alt!" sagte er auf einmal halblaut, und schrak förmlich zusammen. „Zwanzig alt, und noch nicht auf dem rechten Weg — —"

Eine andre Stimme unterbrach ihn, und eine Hand legte sich ihm von rückwärts auf die Schulter. Er fuhr herum; *Max Stein* stand vor ihm. Der junge Mediziner hatte etwas verquollene, müde Augen und ein bleiches Gesicht, was sich bei ihm tragikomisch ausnahm, da ihn gewöhnlich blühende Rosen auf den Wangen schmückten. Uebrigens lächelte er aber heiter wie der junge Tag, und schien dem „Jammer", der hinter seiner kurzen Stirn wohnte, fröhlich Trotz zu bieten. „Guten Morgen, Rudolf!" sagte er, verständnisvoll mit den kleinen Augen zwinkernd. „Hatte fast so eine Ahnung, als würd' ich dich hier finden;" — leiser setzte er hinzu: „unter ihrem Dach! — Und da ich die Notwendigkeit fühlte, mich zu stärken — — Zwei saure Heringe!" sagte

er darauf zu dem eintretenden Kellner, als verstünde sich das von selbst.

„Du auch?“ fragte Rudolf, um etwas zu sagen. Es kostete ihn einige Mühe, zu verbergen, daß Max Steins Erscheinen ihm keine Freude machte. Nie im Leben hatte er so lebhaft gefühlt wie an diesem Morgen, daß dieser sein ältester Kamerad eigentlich seinem Innersten fremd sei . . . „Starker Jammer?“ setzte er hinzu, indes er an Ada dachte.

„Nur von mittlerer Stärke,“ antwortete Max, und setzte sich.

„Und die andern?“

„Die andern sind auch alle noch am Leben; Wilhelm Wedekind schläft noch bei mir!“ erwiderte Max. Dann versank er in tiefes Schweigen, das Rudolf nicht unterbrach, — bis die Heringe kamen. Ueber diese fiel der bleiche Jüngling sogleich mit Begierde her, und murmelte nur zuweilen unverständlich, während er aß. Erst als er beendet und Messer und Gabel zusammengelegt hatte, hob er den Kopf ein wenig und sagte: „Du hast natürlich auch kein Geld, Rudolf Berger.“

„Ich hab' leider nie Geld, wie du weißt,“ antwortete Rudolf lächelnd; „da mir meine Vorfahren so wenig von diesen edlen Metallen hinterlassen haben —“

„Ich fragte auch nur so. Wie du mit deinem kleinen Wechsel auskommst, ist mir überhaupt gänzlich unbegreiflich. Mein Alter schickt mir dreimal so viel, und ich muß immer noch pumpen. Der kleine Ulk von gestern abend hat mich aufs Trockene gesetzt; ich werd' einen großartigen Pump machen, noch in dieser Stunde.“

„Bei wem?“ fragte Rudolf.

„Das will ich dir zeigen; komm' mit!“

„Wohin? — Ist es weit von hier?“

Max Stein lächelte. „Du wirst von dem Gang nicht müde werden, Rudolf! Wenn du die Welt und die Menschen studieren willst, wie du sagst, so kannst du jetzt ein famoses Exemplar von der Gattung homo kennen lernen. Kannst auch zugleich das Praktische damit verbinden, wenn dir danach zu Mut ist, und gleichfalls einen Pump machen. Wir zahlen nur noch, dann gehn wir . . . Zahlen!“ rief er aus. — „Du, Rudolf!“ sagte er dann, die Stimme dämpfend, mit einem schüchtern herzlichen Seitenblick aus den verquollenen Augen: „wir sind doch ganz wieder die Alten?“

„Wozu fragst du noch. Das versteht sich von selbst.“

„Das war auch meine Meinung!“ sagte Max erleichtert. Der Kellner kam, sie zahlten, standen auf und gingen. Wozu gehe ich eigentlich mit? dachte Rudolf, indem er die Mütze auf dem Kopf rückte und die Treppe hinunterstieg. Die Gesellschaft, in der er sich befand, hatte er noch eben weggewünscht; — doch er war in einem dieser Seelenzustände, in denen man am liebsten keinen eigenen Willen hat, sich wie ein Boot ohne Ruder treiben läßt, heimlich dabei träumend und fühlend. Er hörte inwendig Adas Stimme, während Max Stein sprach. So kamen sie die Treppe hinab und gingen über den Hof. Hier blieb Max vor der Thür stehn, in der vorhin die weiße Katze verschwunden war (die Thür war jetzt geschlossen), lächelte Rudolf an und zog an einer Glocke.

„Was willst du hier?“ fragte Rudolf.

„Hier wird gepumpt,“ antwortete Max. „Du siehst, der Weg war nicht weit!“

Die Thür öffnete sich. Rudolf war so verwundert, daß er stehen blieb; Max nahm aber seinen Arm und zog ihn ohne weiteres hinein und die Treppe hinauf, vor der sie standen. Oben erwartete sie eine alte Dienerin; doch sie schien Max zu kennen, denn sie hielt ihn nicht auf. Er wandte sich sogleich nach links, trat in einen etwas engen Korridor, der nur schwach erhellt war, ging an der ersten Thür vorbei und klopfte an der zweiten. Einige Augenblicke war es still; dann rief eine laute männliche Stimme: „Herein!“ — Max trat ein, Rudolf folgte ihm. Sie standen in einem halbdunklen Zimmer mit verhängtem Fenster, das ein Schlafzimmer zu sein schien; denn eine spanische Wand, alt und etwas baufällig, verdeckte einen Teil des ohnehin nicht großen Gemachs. Ein Mann mit grauem Haar, in einen langen geblümten Schlafrock gehüllt, saß auf einem Stuhl neben der spanischen Wand. Als er die Eintretenden erblickte, stand er auf. Nun erkannte ihn Rudolf: es war der kleine Alte, „Vater Hillmann“; er hatte nur den Rock gewechselt und sich ein buntes Tuch um den Hals geschlungen.

„Guten Morgen, Vater Hillmann!“ sagte Max vertraulich, wie zu einem alten Bekannten. „Bitte um Verzeihung: ich hab' offenbar an die falsche Thür geklopft. Weiter rechts; ich weiß schon. Hier bring' ich Ihnen einen neuen Kandidaten — das heißt, für die Zukunft. Heute komm' ich noch für mich selbst!“

Der Alte begrüßte die Jünglinge mit einer sehr artigen, etwas altväterischen Handbewegung, warf einen raschen, scharfen Blick auf Rudolf, der noch immer nicht begriff, wie er sich dies alles deuten sollte, und lud sie ein, in das nächste Zimmer zu treten. Dies war das nämliche Zimmer, in dem der Alte vorhin mit Thekla und Ada tragiert hatte. Rudolf erkannte die Büchergestelle rechts an der Wand und den großen Tisch, den unzählige Papiere in scheinbarer Unordnung bedeckten. Die Fenster standen noch offen. Jetzt trat aber der Alte hinzu, schloß sie beide und ließ die Vorhänge herunter. Dann ersuchte er seine Gäste — wieder mit einer sehr verbindlichen Gebärde — Platz zu nehmen, und setzte sich selbst an den großen Tisch.

„Ich brauche also Moneten, Vater Hillmann," sagte Max, gleich zur Sache kommend. „Ich hoffe, Sie haben wieder die Güte, mir ein kleines Darlehen — — Sagen wir achtzig Thaler; denn am ersten des nächsten Monats schickt der Alte Geld."

„Ich muß nur erst ein Mißverständnis beseitigen, oder ihm zuvorkommen," sagte Hillmann ruhig. „Sie werden nicht vergessen haben, Herr Stein, daß ich, Friedrich Hillmann, niemals Geld verleihe; daß ich aus dem einfachen Grunde niemals Geld verleihe, weil ich keines dazu übrig habe. Das Geld, das durch meine Hände geht, gehört der alten Frau —"

„Der Großmutter, ich weiß, der Frau Bornemann," fiel ihm Max ins Wort. „Aber das Geschäft macht man doch mit Ihnen —"

„Ich bin der Agent der alten Frau, weiter bin ich nichts. Die alte Frau hat das Geld; die alte Frau nimmt die landesüblichen Prozente; ich nehme nur etwas für meine Bemühungen, weil jeder Arbeiter seines Lohnes wert ist: das versteht sich von selbst. Dafür hat man dann auch oft seine Not mit euch, ihr sogenannten ‚Musensöhne', ihr Sausewinde, die ihr im Leihen rascher seid als im Zahlen; die ihr eine oft unüberwindliche Neigung habt, schuldig zu bleiben oder ‚durchzubrennen'. Dafür sitzt man dann auch halbe Nächte auf, Briefe über Briefe zu schreiben, euch ins Gewissen zu reden, euch an die nützliche Einrichtung der Gerichte zu erinnern. Und dafür hat man dann auch die moralische Verantwortung für das verliehene Geld der alten Frau . . . Achtzig Thaler also. Bis zum nächsten Ersten!"

Max nickte stumm. Rudolf starrte den Alten an, ohne sich

zu rühren. Es war ihm, wie wenn dieser unheimliche alte Mann zwei Gesichter hätte: das dramatische, lebendige, kunstbegeisterte von vorhin, in dem sich alle die großen Schillerworte nacheinander abformten, und dieses ruhige, kluge, geschäftsmäßige, das Agentengesicht, in dessen Falten lauter kleine Zahlen zu nisten schienen. Sein junger Kopf konnte das nicht fassen . . . Gibt es denn wirklich solche Menschen? dachte er. Ist das wirklich und wahrhaftig derselbe Vater Hillmann? Halbe Nächte sitzt er auf, für Ada zu arbeiten, Schiller zu studieren — und dann wieder halbe Nächte, Gelder einzutreiben? — Wie kommt er zu Ada? Wie kommt sie zu ihm? — — Er fühlte auf einmal ein körperliches Schmerzgefühl am Herzen; — und doch ist das Herz ja nur ein Muskel, eine Maschine, dachte er unwillkürlich, indem ihm die Vorlesung von gestern abend einfiel.

Der Alte stand auf. „Ich werde also hinübergehn," sagte er, „zu der alten Frau. Ich werde sie fragen, ob sie Ihnen das Darlehen geben will, Herr Stein. Ich werd' ihr sagen, daß sie es mit Ihnen ebensogut wagen kann, wie früher. Belieben die Herren eine Minute zu warten!" — Damit trat er durch die andre Thür, die noch ein brauner Vorhang bedeckte, auf den Gang hinaus.

„Nämlich ich glaube nicht an die Geschichte mit der alten Frau," sagte Max ruhig und behaglich, als die Thür sich hinter dem Alten wieder geschlossen hatte. „Ich glaube nicht an Frau Bornemann —"

„Wie?" sagte Rudolf, den heute alles überraschen sollte. „Du glaubst nicht an ihre Existenz?"

„Doch! Sie existiert, sie lebt, das ist keine Frage! Ich hab' sie ja selber gesehn, diese gute Frau; sie ist auch Großmutter, eine richtige, wirkliche Enkelin ist da, soll ein Wunderkind sein; — alles das ist richtig. Aber ich glaube, das Geld hat Vater Hillmann, nicht die alte Frau. Wir glauben es alle, wir Kommilitonen; wir, die wir ihn kennen . . ." Er lächelte und bewegte die Hand, als setzte er seine Unterschrift unter einen Wechsel. „Viele kennen ihn, Rudolf . . . Wenn dir auch einmal so zu Mute ist, wende dich an ihn: er thut es entweder gar nicht, oder er thut es billig! Ist nämlich ein besonderer, ein großartiger Kerl, dieser Vater Hillmann; er sieht sich seine Leute an, mit dem Adlerblick — hast du diesen Adlerblick gesehn, Rudolf Berger? — und

weil er sich für einen großen Menschenkenner hält, für einen kleinen Napoleon den Zweiten, so sieht er jedem durch und durch — das ist seine Meinung — und sagt zu dem einen: ‚nie!‘ zu dem andern: ‚so viel Sie wollen!‘ — — Hast du ihn dir richtig angesehn, Rudolf? Hast du ihn studiert? Der Mann war Schauspieler, Charakterspieler, ein ganz tüchtiges altes Haus, wie die Leute sagen; und hat eine wunderbare Stirnschminke erfunden, oder wie das Ding heißt; und die jungen Leute vom Theater laufen jetzt zu ihm, von ihm reden und agieren zu lernen. Mein Lieber, auch deine Thekla“, wie ich gestern hörte — —

Er mußte abbrechen, denn die Thür that sich wieder auf und der kleine Mann „mit dem Adlerblick“ erschien auf der Schwelle. „Die alte Frau wäre einverstanden,“ sagte er mit höchst ernsthaftem Gesicht. „Sie hat mir das Geld gegeben; auf mein Zureden hin —“

„Ich danke Ihnen, Vater Hillmann,“ sagte Max, indem er gleichfalls keine Miene verzog.

„Wir können also das kleine Geschäft auf der Stelle abmachen,“ fuhr der Alte fort und setzte sich an den großen Tisch. Er nahm einen Zettel und schrieb. So lange er schrieb, herrschte tiefe Stille. Rudolf stand auf und trat an eines der Fenster; er hörte dann, daß der Alte mit gedämpfter Stimme zu dem andern sprach, daß Max etwas erwiderte, daß er die Feder nahm und seinen Namen schrieb. Während dies geschah, zog Rudolf leise den Fenstervorhang an einer Seite zurück, nur so viel, daß er nach links zu dem Fenster hinüberblicken konnte, an dem er das Wunderkind zuerst gesehen hatte. Er hoffte sie wieder zu sehn, und diesmal betrog's ihn nicht. Sie saß auf einem Stuhl; einer ihrer zarten, dünnen Arme lag rückwärts auf der Lehne, und der zurückgeneigte Kopf in der geöffneten Hand. Das reiche Haar floß in der reizendsten Unordnung, wellig und lockig, über Lehne und Arm. Das eigentümliche, zart schimmernde, blasse Gelb des jungen Gesichts wirkte jetzt rein und stark, weil die Augen geschlossen waren, die Rudolf vorhin so ganz beschäftigt hatten. Sie saß wie schlafend da, aber sie schlief nicht, denn die feinen, mageren Finger spielten mit einem geschriebenen Heft — so schien es — das in ihrem Schoß lag, und über die Lippen flatterte ein süßes Lächeln. Sie ist also auch ohne die blauen Augen schön! dachte er. Und sie kann auch lächeln! — — Ich gehe

zum Theater, dachte er dann auf einmal, und hätte es beinahe hörbar vor sich hin gesagt. Wie eine reife Frucht vom Baum auf die Erde fällt, so fiel ihm plötzlich dieser Entschluß ins Bewußtsein. Er ließ den Fenstervorhang fahren, den er noch in der Hand hielt — denn er hörte, daß der Alte seinen Stuhl zurückschob und aufstand — und drehte sich langsam herum.

„Ich gehe," sagte Max, der sich gleichfalls erhoben hatte und über seiner Brusttasche (die achtzig Thaler in Papier steckten jetzt darin) den Rock zuknöpfte. „Rudolf, gehst du mit?"

„Nein, ich bleibe noch," gab Rudolf zur Antwort, da ihm ein zweiter, plötzlicher Entschluß kam. „Ich — — ich gehe noch nicht."

„Willst du auch — —?"

„Ja!"

„Hören Sie, Vater Hillmann?" sagte Max mit einem leichtfertigen Lächeln. „Ein neuer Bewerber um die Moneten der alten Frau! — Ich kann ihn empfehlen; das ist eines der solidesten Häuser, die wir haben. Ein unglaublich ehrenhafter Mensch, was den Geldpunkt betrifft . . . Na, auch sonst, natürlich. Am nächsten Ersten hab' ich wieder das Vergnügen. Auf Wiedersehen im Kaffeehaus, Rudolf, heute nachmittag. Guten Morgen, Vater Hillmann!"

„Ich empfehle mich Ihnen," erwiderte der Alte. Max ging hinaus auf den Korridor, und entfernte sich mit lauten Schritten, eine Operettenarie so unrichtig wie möglich vor sich hin trällernd. Rudolf sah sich mit dem kleinen Mann allein, der ihn forschend anblickte, und ihm schlug das Herz.

„Sie wünschen also Geld, ebenso wie Herr Stein?" fragte ihn der Alte.

„Ja, das wäre mein erstes Anliegen," sagte Rudolf mühsam und errötend; denn Geld zu borgen war ihm ein völlig ungewohntes Geschäft. Es wär' auch nicht nötig, dachte er. Aber ihm schwebte vor, daß er sich seinem Ziel, dem Theater, auf diese Weise vielleicht am besten nähern könnte; und so gut es ging, machte auch er ein geschäftsmäßiges Gesicht.

„Das wäre Ihr erstes Anliegen," wiederholte der Alte langsam. „Also haben Sie noch ein zweites. Da interessiert mich denn zunächst mehr Ihr zweites, Herr — — Mit wem hab' ich das Vergnügen, zu sprechen?"

„Mein Name ist Rudolf Berger; Studiosus juris — bis jetzt. Das heißt, ich habe im Sinn — —“

„Ich verstehe schon,“ sagte der Alte mit einem das ganze Gesicht verziehenden klugen Lächeln, da Rudolf schwieg. „Zum Theater gehn. Auch damit kommen viele von euch zu dem alten Hillmann ... Da wäre denn zunächst die Frage: Haben wir Talent? Leben wir aus uns heraus, oder in uns hinein? Können wir das wirklich fühlen, was der Dichter sagt, und können wir das durchdenken, was wir fühlen? Wollen wir arbeiten, oder nur etwas Komödie spielen? Haben wir nur eine kleine Liebschaft mit dem Theater, oder haben wir wirklichen Beruf?“

„Ich hoffe, das letztere,“ sagte Rudolf, um etwas zu sagen, denn die vielen Fragen begannen ihn zu verwirren. „Schon seit Jahren kämpfe ich —“

„Mit dem leidenschaftlichen Verlangen —“

„Ja.“

„Das ist die Regel,“ erwiderte der Alte. „Jeder, der so zu mir kommt, kämpft schon seit Jahren mit dem leidenschaftlichen Verlangen — und so weiter! — — Ihre schlanke Figur ist gut; da haben Sie einen Vorzug vor mir, den ich oft vermißt habe; — Herr, ich hab' einen schweren Kampf mit meiner Figur gekämpft, wie Demosthenes mit seiner Stimme; — nun, jetzt ist's vorbei! — — Ihre braunen Augen sind gut. Ihre Nase ist gut. Aber was will das sagen; die ganze Seele muß einem in den Körper fahren — in alle Gelenke — in die Fingerspitzen. Da liegt der Hund begraben ... Herr, was treibt Sie mehr zum Theater: der Kopf oder das Blut?“

„Das Blut sagt: ich muß,“ antwortete Rudolf lächelnd, „und der Kopf sagt: nur zu.“

Der Alte drehte den Kopf sonderbar auf die Seite und schob die Lippen nach oben; durch diese Bewegungen und durch ein leises „Hm“ schien er zu sagen, daß die Antwort seinen Beifall habe. Dann warf er dem Jüngling wieder einen scharfen Blick zu. „Was hoffen Sie mehr vom Theater: Geld zu machen, oder den Frauenzimmern zu gefallen?“

„Ich hoffe nicht früher zu verhungern,“ antwortete Rudolf, „als bis ich etwas erreicht habe.“

„Diese Antwort gefällt mir,“ sagte Vater Hillmann mit

einer ähnlichen Gebärde, wie zuvor. „In der Antwort ist Geist, und ist Idealismus. Ich liebe den Idealismus, und ich liebe den Geist. Wer mit zwanzig Jahren nicht das eine *hat* und das andre *verspricht*, der soll mir mein Holz hacken, aber er soll mir nicht meinen Schiller spielen! — Was wissen Sie auswendig, Herr Berger? Welche Rolle oder welche Szene könnten Sie mir vorsprechen?"

„Ich hab' mit Vorliebe den Ferdinand in ‚Kabale und Liebe' studiert," sagte — oder stammelte — Rudolf, den auf einmal ein noch nie gekanntes „Kanonenfieber" befiel. „Aber allerdings wird mir furchtbar schwer, mir diese pathetische Sprache des jungen Schiller mundgerecht zu machen —"

„Nun, ein alter Mann sind Sie *auch* noch nicht," murmelte der Alte. „Welche Szene zum Beispiel?"

„Etwa Ferdinands letzte Szene mit Luise —"

„Im fünften Akt —"

„Ja."

Der alte Hillmann erwiderte nichts, sondern ging zur Thür. Er steckte den Kopf hinaus und rief, nicht besonders laut, aber wunderbar deutlich und durchdringend: „Ada! Liebe Tochter!" — Die Stimme des Mädchens antwortete ebenso aus der Ferne. Hillmann kam zurück. „Sehen Sie, so muß man sprechen lernen," sagte er mit einer anmutigen und selbstbewußten Handgebärde. „Jeder Konsonant wie ein Pfeil hinaus; jeder Vokal klar wie eine Farbe; dann treffen sie auch das Ohr, jedes wie es soll. Sie sprechen noch zu viel in sich *hinein*, Herr Berger, statt aus sich *heraus* . . . Sie verfärben sich ja. Sie werden blaß. Was ist Ihnen?"

Rudolf hörte Adas Schritte und Stimme auf dem Korridor und verlor plötzlich die Fassung. „Mir ist nichts, — ganz und gar nichts," sagte er mit vieler Beschwerde; was man zu sagen pflegt, wenn das Gegenteil wahr ist. Er schämte sich sehr: sich vor einem *Kind* zu fürchten! — Das Kind trat ein, und er nahm nun alle seine Kraft zusammen. Indem er sich gegen sie verneigte, ohne ihr recht ins Gesicht zu sehn, suchte er vorläufig zu vergessen, was ihm jetzt bevorstand; denn des Alten Absicht glaubte er zu erraten. Die Kleine erwiderte seinen Gruß mit einer flüchtigen Bewegung, die er kaum bemerkte. Ob sie ihn wiedererkannte, konnte er nicht sehn. Ihre Magerkeit fiel ihm

jetzt mehr ins Auge, als vorhin aus der Entfernung; auch bemerkte er, daß gegen die noch unreife Gestalt die Hände und Füße zu groß waren. Sie blieb nahe bei der Thür und zog die schönen Brauen mit unverhohlenem Mißvergnügen zusammen. „Was soll ich wieder, Papa?“ sagte sie mit einem gewissen kindlichen Trotz, indem sie die Hände auf den Rücken legte.

„Meine gute, gehorsame, verständige Tochter sein!“ antwortete der Alte. „Wir haben da einen jungen Herrn, der auch zum Theater will; sieh ihn dir an, mein gutes und kluges Kind, er wird dir gefallen. Der ist nicht wie die gewöhnlichen Dutzendkomödianten, die mir die Thür einrennen, um mir die sogenannten Kniffe und Kunstgriffe abzulernen, oder die ich aus dem Kaffeehaus mitnehme, damit sie dem Kind die Stichworte bringen, wenn das Kind tragiert. Dieser Herr Berger da hat Geist, Bildung, Idealität; bei dem findet ein gutes Wort eine gute Statt. Ob er auch Talent hat, wollen wir nun sehn ... Da wäre also die letzte Szene der Luise Miller, mit ihrem Ferdinand. Nehmen wir uns einmal recht zusammen, spielen wir die Szene!“

Das Kind seufzte leise. Sie warf einen Blick zur Decke hinauf, der die ganze erstaunliche Schönheit ihrer Augen zeigte, aber auch ihr Widerstreben verriet. „Jetzt?“ fragte sie endlich.

„Ich glaube, mein Kind, von morgen hab' ich nicht gesprochen,“ erwiderte der Alte. „Dein Vater ersucht dich, und die verständige Tochter wird ihn nicht betrüben.“

„Ich möchte in die Luft, Papa,“ antwortete sie. „Ich habe Kopfweh, Papa!“

„Wenn du Kopfweh hast, was deinem guten und nicht unvernünftigen Vater herzlich leid thut, so sollst du gleich nachher deinen großen Spaziergang machen mit der alten Frau. So sollst du heute gar nicht mehr studieren, nur der Gesundheit leben; — dafür beherrsche dich jetzt eine Viertelstunde, und zeige diesem jungen Ferdinand, wie man die Luise spielt! Nur die eine Szene; du hast sie neulich, am Montag, fast wie eine vollendete Künstlerin gespielt. Dieser Herr Berger soll etwas erleben ... Mache mir die Freude!“

Das Mädchen erwiderte nichts mehr, sondern trat in die Mitte des Zimmers. Sie nahm, noch ohne eine Miene zu verziehen, irgend etwas in die Hand, das sie gerade erreichen konnte, und sagte tonlos, mechanisch, indem sie flüchtig zu Rudolf auf-

blickte: „Dies ist also ein Leuchter.“ — Darauf setzte sie den angeblichen Leuchter mit einer müden Bewegung auf den Tisch, ging von Rudolf hinweg, nach der andern Seite, und die Augen zu Boden senkend blieb sie ruhig stehn.

„Zuweilen furchtsam und verstohlen zu ihm hinüberschielend,“ sagte der Alte leise. „Du scheinst das zu vergessen, mein Kind.“

Sie seufzte wieder. Dann gehorchte sie aber und warf einen ‚furchtsamen, verstohlenen‘ Blick zu Rudolf hinüber, der diesem das beklommene Herz plötzlich rascher bewegte. Noch glaubte er zu träumen, daß er hier wirklich neben Ada stand, um mit ihr zu spielen . . . Er fragte sich, wie das alles so schnell gekommen sei, und begriff es nicht mehr. Seine niederhängenden Hände fingen an zu zittern; er fühlte heiße Tropfen auf seiner Stirn. Kein einziges Wort von der Szene, die nun kommen sollte, war ihm gegenwärtig; ihm war, als würde er eher sterben, als sich auf eine Silbe seiner Rolle besinnen, die er sonst auswendig wußte wie die zehn Gebote. Nur wie durch einen Nebel sah er das faltige, ernsthaft zusammengezogene Gesicht des Alten, der sich niedersetzte, die beiden Hände auf die Kniee legte, und langsam von Rudolf auf Ada, von Ada auf Rudolf blickte.

„Wollen Sie mich accompagnieren, Herr von Walter,“ fing endlich das Mädchen mit tonloser, offenbar noch widerwilliger Stimme an, „so mach’ ich einen Gang auf dem Fortepiano“ . . .

Sie war wieder still. Hab’ ich schon zu reden? dachte Rudolf zitternd. Es dämmerte ihm auf, daß Ferdinand auf diese Anrede noch zu schweigen habe; ob er aber darin irrte oder nicht, war ihm nicht bewußt. Er sah schüchtern den Alten an. Dieser schien von ihm nichts zu erwarten, denn er blickte auf Ada und verzog ungeduldig oder unzufrieden das Gesicht.

„Sie sind mir auch noch Revanche auf dem Schachbrett schuldig,“ fuhr das Mädchen ebenso ausdruckslos und gleichgültig fort. „Wollen wir eine Partie, Herr von Walter?“

Der Alte zerknitterte sein Gesicht auf jede Weise, und rieb sich die Schenkel. Rudolf, der dies wahrnahm, verlor darüber einen Teil seiner Befangenheit; da es sich so anließ, als werde diese Prüfung mehr dem Mädchen als ihm gelten. Er entsann sich jetzt deutlich, daß er noch immer nichts zu sagen habe. Eine neue Pause, dachte er.

Die Kleine begann wieder, wie vorher:

„Herr von Walter, die Brieftasche, die ich Ihnen einmal zu sticken versprochen — ich habe sie angefangen —"

Plötzlich erhob sich der Alte und schlug mit nervöser Heftigkeit die Hände zusammen, wie wenn er Beifall klatschte. „Bravo! Bravo!" rief er aus. „Das Kind spielt ja vortrefflich; seelenvoll, tief empfunden, so recht aus dem Herzen! Sie macht mir ja alle Ehre; ich danke sehr, ich bin ein glücklicher Vater!"

Das Mädchen schwieg und errötete. Sie nahm den Glockenzug in die Hand, der neben ihr hing, und zupfte an den Fransen. „Ich bringe ja doch den Text!" sagte sie nach einer Weile.

„Ja, den bringst du," erwiderte er; „ich danke dir dafür; meinen unterthänigsten Dank! — Dem Ferdinand die Stichworte geben, nun, das kann ich selber; dazu brauch' ich das Kind nicht. Aber die Szene zu spielen — die Luise zu spielen, gut zu spielen — dazu hatte ich mir erlaubt dich zu rufen!" — Er trat einen Schritt auf sie zu, da sie wieder schwieg. „Du willst offenbar dem Herrn Berger zeigen," fuhr er fort, „daß du kein Kind mehr bist. Wenn du noch ein Kind wärst, so hättest du jetzt geschmollt, weil ich dich gegen deine Neigung gebeten hatte, zu spielen; und weil du geschmollt hättest, hättest du gedacht: nun will ich wenigstens schlecht spielen; und weil du das gedacht hättest, hättest du's auch gethan . . . Aber so thun nur die Kinder; nicht große Künstlerinnen, oder die sich bemühen, es zu werden. Darum thut das auch Ada Hillmann nicht. Gott bewahre; die thut das nicht. Die ist groß und stark genug, sich zu überwinden, und sich zu sagen: ich stehe hier auf dem Schlachtfeld und thue meine Pflicht!"

Das Kind erwiderte nichts; es zuckte ihr nur um die blaß gewordenen Lippen, wie wenn nun die Thränen kommen wollten. Sie kamen aber nicht, und indem sie den stark zerzupften Glockenzug wieder fahren ließ, veränderte sie langsam die Züge, sich in die Rolle hineinfühlend. Eine tiefe, schwermütige, qualvolle Bangigkeit erfüllte endlich das ganze liebliche Gesicht. „Herr von Walter," fing sie mit leise bebender, vielleicht etwas zu tief einsetzender Stimme wieder an. „Die Brieftasche, die ich Ihnen einmal zu sticken versprochen — ich habe sie angefangen — Wollen Sie das Dessin nicht besehen?"

Hillmann nickte mehrere Male, billigend, zufrieden, und warf ihr einen liebenswürdig dankbaren Blick zu. Sie machte wieder

eine Pause, nach des Dichters Vorschrift. Darauf hob sie die Augen langsam, mit so ergreifend schmerzlichem Ausdruck zum Himmel auf, daß Rudolf beinahe erschrak. Wie eine Trauermusik kamen dann die Worte über ihre Lippen: „O, ich bin sehr elend!"

Ein leises gerührtes „Hm!" erklang von der Stelle, wo der Alte saß, der sich wieder gesetzt hatte. Rudolf starrte das Mädchen an und vergaß zu sprechen. Sein Gedächtnis war mittlerweile erwacht; die ersten Worte, die er zu sagen hatte, hatte er schon in Gedanken gesprochen; nun verlor er aber über Adas Anblick wieder die Besinnung. Erst als Hillmann ihn eine Weile erwartend angesehn, und endlich, wie souffl*ierend*, gemurmelt hatte: „das könnte wahr sein", kam ihm wieder zum Bewußtsein, zu welchem Zweck er da stand. Erschrocken stammelte er die Worte seiner Rolle: „Das könnte wahr sein" . . . Wie wenn ein *andrer* sie gestammelt hätte, kam dann der Klang in sein Bewußtsein zurück und entsetzte ihn. Unbegreiflich schlecht gesprochen! dachte er, gegen sich selbst erbittert. Er sah den verwunderten, geringschätzig mitleidigen Blick, den ihm Ada zuwarf. Auch das Gesicht des *Alten* zu befragen hütete er sich. Einen Augenblick wandelte ihn die Lust an, durch die Thür da mit dem braunen Vorhang einfach hinauszugehn; aber er nahm sich zusammen. Die Zähne aufeinander beißend stand er in leidlicher Haltung da und ließ die Angsttropfen an seinen Schläfen ruhig niederfließen.

„Meine Schuld ist es nicht, Herr von Walter," fing die Kleine wieder an, „daß Sie so schlecht unterhalten werden" . . .

Wie rührend natürlich klagend sie das spricht! dachte er entzückt. Der erstaunliche Wohllaut ihrer Stimme, die Wahrheit des Tons berauschten ihn, doch sie *befeuerten* ihn auch; eine sonderbar elektrische Bewegung ging ihm durch die Sinne. Er fühlte sich wirklich der Welt entrückt und ganz im Gedicht. Eine pathetische Leidenschaft der Empfindung, ähnlich wie die des Schillerschen Ferdinand, schien in ihm zu erwachen; eine verrückte Erbitterung gegen diese Ada-Luise, die ihn so geringschätzig angesehen hatte, deren kindlichen Stolz und Trotz er bezwingen wollte. Alle diese Empfindungen schwirrten ihm durch den Kopf; in demselben Augenblick begann er zu spielen und zu sprechen. Der Klang seiner Stimme erschreckte ihn nicht mehr; in dem Rausch, der über ihn gekommen war, vergaß er sich selbst. Die

Wechselreden gingen hin und her, ohne daß er stockte. Vater Hillmann folgte mit wachsender Erregung; richtete sich auf seinem Stuhl immer höher auf, sank dann wieder zusammen und streckte den Kopf so weit, wie er konnte, vor. Alle die Wechsel und Stimmungen der Szene spiegelten sich auf seinem lebhaft arbeitenden Gesicht. Rudolf sah zuweilen flüchtig hinüber und bemerkte es; doch Mißvergnügen schien daraus nicht zu sprechen. Dies befeuerte ihn mehr und mehr, und er tragierte immer fesselloser, mit einer Art von wilder Freude, die ihn selber in Erstaunen setzte. Endlich sah er — da die Szene ihrem Ende zuging — wie die kleinen, zarten Finger seiner Luise, im Kampf mit dem tödlichen Gift, zu zucken anfingen; er hörte, wie ihre Zunge schwerer wurde, und es überkam ihn doch ein leises Grauen, wie vor der Wirklichkeit. So natürliches Spiel glaubte er noch nie gesehen und gehört zu haben; und die da spielte, war noch ein Kind ... Er vergaß zu Boden zu fallen, wie er sollte; mit geöffneten Lippen starrte er sie an. Ihre seufzenden Worte — „aber mein Vater — die Gefahr — sie machten es listig" — nahmen ihm den Atem, und ihm stockte das Herz. Langsam sank sie nieder, eine unbegreiflich rührende, kindlich schöne, hinschwindende Gestalt. Was hab' ich zu sagen! dachte er. Was hab' ich zu sagen! Die Worte verwirrten sich ihm. Er konnte sie nicht sprechen. Das Mädchen blickte ihn eine Weile an; endlich fuhr sie fort, als hätte er gesprochen. Vater Hillmann aber stand auf, und an Rudolfs Statt brach er mit Donnerstimme in Ferdinands wilde Worte aus: „Mörder und Mördervater! — Mit muß er, daß der Richter der Welt nur gegen den Schuldigen rase!"

Doch das sanft vergehende, verwelkende Mädchen schüttelte matt den marmorblassen Kopf, hob noch einmal eine magere Hand — wie aus dem Grabe, dachte Rudolf zitternd — und bewegte sie verneinend hin und her. Wie man von versunkenen Glocken spricht, die in der Geisterstunde aus der Wassertiefe heraufklingen, so erklang die rührende Stimme in den letzten Worten: „Sterbend vergab mein Erlöser — Heil über dich und ihn!" — Der Kopf sank zurück, und so starb sie hin.

Rudolf sah auf sie herab, Thränen in den Augen. Er fühlte, daß auch seine Rolle nun zu Ende sei, und versuchte nicht, noch etwas zu sprechen. Auch der Alte war eine Weile still. Auch seine umrunzelten Augen hatten sich gefeuchtet. Doch sowie das

Mädchen sich erhob — Rudolf wollte ihr helfen, sie schnellte aber elastisch in die Höhe — so stand auch Hillmann auf, ging auf sie zu und küßte sie auf die Stirn. „Das ist meine Ada!“ sagte er fast feierlich gerührt. „Das ist meine gute, große, wundervolle Ada; das ist mein Wunderkind! — Mach es so übers Jahr vor der Welt — so in allen Szenen — und die Welt wird sagen: der sogenannte alte Narr, der Hillmann, hatte recht! Mit fünfzehn Jahren spielt sie wie eine reife, vollendete Künstlerin — und ist doch so jung, und jünger, als der Dichter wollte! — — Danken Sie Ihrem guten Stern, Herr Berger, daß Sie das erlebten. Solche Wunder und Zeichen begeben sich nicht alle Tage: so ein Götterkind, das so einen Meister hat. Der das Kind so schnurgerade führt, bis es am Ziele steht. Das ist mein letztes Werk. Neben der Ada Hillmann wird man dann auch den Vater Hillmann nicht vergessen! — — Ich danke dir, meine Tochter. Du warst heute doppelt groß: denn du hast dich auch moralisch überwunden. Ich bewundere dich. Nicht wahr, das thut gut, wenn so ein alter, kluger Mann so ein Kind bewundert. Bleib nun so, bleib nun so, dann ist dir der Sieg gewiß!“

Die überströmende Beredsamkeit des Alten, sein prahlerischer Stolz, seine unvernünftige Anbetung dieses Kindes setzten Rudolf in wachsendes Erstaunen und gefielen ihm nicht; indessen war er selber so jugendlich erregt und begeistert, daß ihm dieses Mißgefühl nur so durch die Seele flog. Mehr erstaunte er über Adas Ruhe: sie lächelte zwar erfreut, wobei sich die blassen Wangen röteten, sie küßte dem Alten die Hand; bald aber legte sich wieder ein Ausdruck von Müdigkeit über das stille Gesicht. „Ich kann nun wohl gehn,“ sagte sie leise.

„Ja, mein Kind, du kannst gehn! Trag deinen Kopf in die Luft, und bring ihn gesund wieder heim. Ich will noch ein paar Worte mit diesem Ferdinand reden .... Komm wohl und heiter zurück!“

Der Alte nickte ihr mit stolzem und zufriedenem Lächeln zu, während sie zur Thür ging. Die feine Elfengestalt bewegte sich langsam und etwas leblos auf den braunen Vorhang zu; — mich, scheint es, hat sie schon vergessen! dachte Rudolf, da sie ihm ohne Gruß den Rücken zukehrte. Doch an der Thür blieb sie stehen, und ihm flog noch ein Blick zu, der, aus Neugier,

Anerkennung und Wohlgefallen mit kindlicher Offenherzigkeit zusammengemischt, ihn beinahe stolz machte. „Adieu," sagte sie dann kurz. Sie zupfte den Vorhang beiseite und verschwand.

Vater Hillmann sah ihr noch nach, als sie längst hinaus war. „Jetzt kennen Sie also meine Ada," sagte er nach einer Weile zu Rudolf, indem er die Augen halb zusammendrückte. „Jetzt wissen Sie, warum der alte, kränkliche, gebrechliche Mann doch noch gerne lebt. Warum er auch vorderhand gar nicht sterben darf: denn sein Meisterwerk muß er erst vollenden!" — Der Alte machte ein paar Schritte durch das Zimmer, die kleine Gestalt warf sich in die Brust, er schien sich in diesem Augenblick als „Napoleon" zu fühlen. „Sieben Jahre war sie alt," fuhr er im Stehenbleiben fort, „als ich das kleine Ding zuerst auf der Straße sah. Was für Augen! dacht' ich. Dann hört' ich sie sprechen; — alle Wetter! was für eine Stimme! — — Meine eigenen Kinder waren tot. Meine Gesundheit war schlecht. Für das Theater war ich schon halber Invalide; das braucht ganze Menschen. Da kam mir wie eine Erleuchtung der Gedanke, dieses Kind zu nehmen — wenn ich's haben könnte — und es alles zu lehren, was der Alte gelernt hatte, und es zu dem zu machen, was der Alte nicht hatte werden können: eine vollendete Künstlerin — — und ein edles, großes Weib!" setzte er hinzu. „Denn wer das eine nicht wird, wird auch nicht das andre! — Meine Kinder waren tot, Adas Eltern tot. Ich kam ins Haus, zu der alten Frau; der Großmutter. Die alte Frau sagte ja. So wurde aus der kleinen Ada Walter eine Ada Hillmann; — und so ist sie nun vierzehn alt — zwischen vierzehn und fünfzehn — und Sie sehen, junger Herr, was der Alte erreicht hat! — — Aber ich spreche noch immer von dem Kind, und noch nicht von Ihnen. Setzen Sie sich noch einmal, kommen wir zur Sache. Also Sie hoffen nicht zu verhungern, sagten Sie, ehe Sie etwas erreicht haben!"

„Das sagte ich allerdings," erwiderte Rudolf, der vor Ungeduld der Erwartung kaum im stande war, auf dem Stuhl zu bleiben, auf den er sich gesetzt hatte. „Es kommt nun aber darauf an, wie die Probe ausfiel —"

„Ja, darauf kommt es an!" sagte der Alte langsam. „Beim Theater verhungern, ist leichter, als Sie denken; Herr, ich hab' alle Misere des Theaters durchgemacht, ich hab' den ganzen Kelch

redlich ausgetrunken; — und eh' man zu jemand sagt: nimm den Kelch, setz ihn an den Mund! eh' überlegt man sich's doch noch eine Weile! — Sie sprechen nicht schlecht; besser als ich dachte. Wenn Sie ins Feuer kommen, geht allerhand in Ihnen los, das sonst, wie mir scheint, nicht aus Ihnen heraus will. Auch haben Sie so etwas Verrücktes, das mir gut gefällt; daraus kann alles werden, wenn die Jahre kommen; aber aus nichts wird nichts ... Von Ihren Bewegungen wollen wir nicht viel reden, die sind nicht zu empfehlen. Die sagen nicht das, was sie sagen sollen, sondern irgend was andres; wie bei den Säuglingen — verzeihen Sie — die auch mit Armen und Beinen so viel Bewegungen machen, daß gegen die Quantität sich nichts einwenden läßt; aber einen bestimmten Gedanken drücken sie nicht aus! — Für gewöhnlich bewegen Sie Ihren Körper wenig, sprechen nur mit der Zunge: das ist's; daher kommt's. Wenn dann der Dichter da ist und die Bühne und die Leidenschaften, und Sie fühlen: das alles muß lebendig, feurig, wirksam, volles Leben werden, so geraten Ihre Aeste und Ihre Zweige in Aufregung, aber es ist nur so ein Wind von außen, der sie schüttelt. Das nennt man dann theatralische Bewegungen, weil sie nur auf dem Theater, nicht im Leben vorkommen; weil der Theaterwind sie macht, nicht die innere, organische Naturgewalt. Von Ihren Bewegungen also wollen wir nicht reden!"

„Kurz, Sie raten mir also davon ab, zum Theater zu gehn?" fragte Rudolf mühsam.

„Das wollen wir nicht sagen," antwortete der Alte bedächtig, indem er die Lippen hinauf und die Brauen herab zog. „Sie haben allerlei gute und große Qualitäten: Sie haben Begeisterung, Bildung, Intelligenz, Leidenschaft, — etwas Verrücktes, wie ich schon bemerkte; dann die Gestalt, die Stimme — alle Achtung vor Ihrer Stimme — — Vielleicht hilft sich die Natur auch zum übrigen; wer weiß es. Kommen Sie wieder, Herr Berger, wenn Sie wollen; sehen wir zu, was Sie von dem Alten lernen können. Es handelt sich um die Geschmeidigkeit des Organismus, wie ich das benenne. Kommen Sie morgen um diese Stunde wieder, wenn es Ihnen beliebt!"

„Sie sind gar zu gütig," erwiderte Rudolf, der plötzlich errötete. „Ich habe nur — — Ich muß nur leider bemerken — —"

Der Alte betrachtete ihn wieder mit dem ‚Adlerblick'. „Be-

mühen Sie sich nicht weiter," sagte er darauf lächelnd. Mit dem magern, behaarten Finger auf sich selber deutend setzte er hinzu: „Seelenmaler und Seelenkenner! — Sie haben kein Geld, um mich zu bezahlen."

„Wenigstens nicht so viel," stammelte Rudolf, „wie ein Meister wie Sie — —"

„Bemühen Sie sich nicht," wiederholte der Alte. „Ich habe zwei Menschenklassen auf der Welt: solche, die ich etwas bluten lasse — weil sie bluten können und sollen — und solche, die ich nicht bluten lasse. Kommen Sie getrost wieder zu mir und kümmern Sie sich um nichts. Ich will verdienen, aber ich will auch junge Menschen haben, die vor mir den Hut ziehen, aber nicht die Börse. Die mir gut sind, weil ich ihnen gut bin; die nach meinem Tode — lange dauert's nicht mehr — sagen werden: der alte Hillmann hat mir's gut gemeint, und ich bin ihm dankbar! — Warum schütteln Sie so den Kopf?"

„Ich kann das nicht annehmen," sagte Rudolf, ebenso gerührt, wie er überrascht war. „Ihre edle Gesinnung, Herr Hillmann, geht mir sehr zu Herzen; aber wie komm' ich dazu — — welchen Anspruch hätte ich auf Ihre Güte. Ich seh' Sie heut zum erstenmal —"

„Und ich Sie auch; das ist richtig," erwiderte der Alte. „Für einen Seelenkenner hat das nichts zu sagen, Herr Berger. Ihren Kameraden, den Herrn Stein, kenne ich schon lange; ich borg' ihm Geld, ich lass' ihn Zinsen zahlen an die alte Frau und Provision an mich; meine Freundschaft hab' ich ihm noch nicht angeboten. Sie sehe ich heut zum erstenmal, und sehen Sie, schon nach einer Stunde drück' ich Ihnen die Hand. Sie gefallen mir. Aus Ihnen soll etwas werden; wir wissen nur noch nicht, was. Sie werden wiederkommen — das verlang' ich von Ihnen als ein alter Mann, vor dem Sie den Hut zu ziehen haben. Sie können mich aber totschlagen, von Ihnen nehm' ich kein Geld!"

Rudolf schwieg eine Weile, von allen Ueberraschungen dieses Morgens so verwirrt und betäubt, daß er nicht wußte, was er sagen sollte. „Sie — — Sie machen mir's zu schwer!" fing er endlich an. „Ich bin —"

„Ich bin tief gerührt," fiel ihm Hillmann ins Wort. „Das wollen Sie sagen, und ich quittiere es als empfangen! — Aber nun fällt mir ein: Sie hatten ja ein zweites und ein erstes

Anliegen. Sie kamen ja auch, wie der Herr Stein, zu dem Agenten der alten Frau, um Geld zu borgen. Also ehe Sie gehn — — denn ich muß Sie bitten — — wie viel wollten Sie?"

„Wie viel ich wollte?"

„Ja. Irgend eine Summe haben Sie sich ja doch wohl gedacht. Eine große oder eine kleine —"

„Jedenfalls eine kleine," stammelte Rudolf, der wieder errötet war. Er hätte dem Alten gern bekannt, daß er nichts brauchte, daß er ihn getäuscht hatte; aber in seiner Verwirrung fand er nicht den Mut.

„Nun, so nennen Sie doch in des Teufels Namen Ihre kleine Summe," rief der Alte etwas ungeduldig. „So ein Geschäft muß nie länger dauern, als es verdient. Hunderttausend Thaler? Oder was?"

„Dreißig Thaler," sagte Rudolf, um etwas zu sagen.

Der Alte erwiderte nichts, sondern griff in die Brusttasche und zog aus ihr ein Häuflein von Banknoten hervor. Dann zählte er auf dem großen Tisch die gewünschten dreißig Thaler vor ihn hin. „Stecken Sie das ein," sagte er; „und bei Gelegenheit geben Sie mir's wieder. Sie lieben hoffentlich das Schuldenmachen nicht!"

„Nein," antwortete Rudolf. Er nahm das Geld, blieb aber erwartend stehn. Hillmann sah ihn fragend an. „Ich hab' noch nichts unterzeichnet," sagte Rudolf endlich.

„Ich will Sie zwingen, wiederzukommen," sagte der Alte, das kluge Gesicht wunderbar verziehend: „darum laß' ich mir von Ihnen keinen Schein ausstellen. Nur Ihre Adresse lassen Sie mir da; denn die will ich haben. Uebrigens muß ich noch bemerken — —" Er stockte einen Augenblick, dann setzte er mit der ernsthaftesten Miene von der Welt hinzu: „Die alte Frau nimmt von Ihnen keine Zinsen. Von meinen jungen Freunden nimmt sie keine Zinsen. Nun geben Sie mir ohne weitere Bemerkungen die Hand, und gehn Sie mit Gott!"

Rudolf wollte noch etwas erwidern, allerlei Bewegtes und Gerührtes lag ihm auf der Zunge; aber der kleine alte Mann schob ihn förmlich zur Thür hinaus, rief ihm noch ein trockenes „Guten Morgen" nach und machte dann wieder zu. Auf dem halbdunklen Korridor stand der Jüngling eine Weile still und lehnte sich an die Wand. Das aufgeregte Blut tanzte ihm in

den Augen. Er mußte sich erst zu fassen suchen, eh er weiterging. Also solche Menschen gibt es, dachte er; so einen Geldverleiher und Idealisten ... So einen thörichten, weisen alten Mann ... Er konnte endlich wieder ruhig um sich blicken, und ging dann, ein wenig schwankend, den Korridor entlang und die Treppe hinab. Ada war nicht zu sehen noch zu hören. Sie wird draußen sein, dachte er. Ada Hillmann, „das Wunderkind“ ... Er trat auf die Straße hinaus.

Plötzlich trieb es ihn, nach Hause zu gehn, in seinem einsamen Zimmer die innere Unruhe zu stillen, ganz allein mit sich diesen Tag, die Welt, alles zu bedenken. Er ging die Paulsstraße hinab und über den alten, hochgiebeligen Marktplatz seinem Hause zu. Er stieg die steilen, hölzernen Treppen hinauf, bis er oben war; öffnete leise sein Zimmer, als fürchte er, es könnte sonst jemand kommen, der ihn stören werde; und setzte sich, die Mütze auf dem Kopf, mit einem glücklichen Lächeln vor seinen Schreibtisch hin. Juristische Bücher lagen da, mit Lesezeichen, aber bestaubt, weit zurückgeschoben; ein Band von Schillers Werken lag davor, und ein großes, weißes Blatt Papier, obenan die ersten Verse eines angefangenen Gedichts. Es sollte ein Gedicht an Thekla werden; er erinnerte sich ... Er blickte hin, las diese ersten Zeilen. Sie waren wie von einem andern, der vor ihm hier gewohnt hatte, der dieses sonderbare Blatt hatte liegen lassen. Wohl eine Minute lang starrte er es an; dann nahm er eine Kerze und machte Licht, wie wenn er diese Spur des andern jetzt vertilgen müsse. Das Papier in die Flamme haltend, sah er mit einer gewissen wilden Freude zu, wie leicht und wie schnell es sich verzehrte. Endlich züngelte die Flamme ihm wie hungrig gegen die Finger; er warf den noch brennenden, halb verkohlten Rest unter den Tisch, und ließ ihn verglimmen.

Wer war Thekla? Wie konnte man sie lieben? — Wie schäm' ich mich! dachte er ... Ein zweites, leeres Blatt, ein Doppelblatt fiel ihm in die Hände. So viele kindisch begeisterte Gedichte hatte er an sie abgeschickt; war er nicht seinem Stolze schuldig, ihr nun auch zu sagen, daß er geheilt, daß es aus sei? — Er sann vor sich hin; ein paar Verse fielen ihm ein, die ihr das sagen sollten. Doch sein Kopf ward schwer, schläfrig, sank ihm auf die Brust. Nach so übermäßigen Erregungen kam nun der Schlaf, da er heute nacht nicht geschlafen hatte ... „Ich fasse

mich kurz," sagte er halblaut. Er tauchte die Feder ein und schrieb auf das erste Blatt mit übergroßen Buchstaben:

„Errare est humanum! — Leben Sie wohl!"

Darunter den falschen, romantischen Namen, den er auf den Gedichten an Thekla sich gegeben hatte. Dann faltete er den Bogen zusammen, schrieb die Aufschrift darauf, ließ sie trocknen — wobei ihm schon die Augen zufielen — und steckte diese seine letzte Sendung in die Tasche. Heute abend! dachte er; ging zu seinem alten, schmalen, harten Sofa — für seine müde Jugend weich genug — und streckte sich aus. „Vater Hillmann!" murmelte er noch, und: „Kommen Sie morgen wieder" ... „Sie haben allerlei gute und große Qualitäten" ... Er lächelte; er wollte noch hinzusetzen: „Ada, das Wunderkind!" Aber die Lippen versagten schon den Dienst, im nächsten Augenblick war er eingeschlafen.

IV.

Es war Abend geworden; Max Stein saß in seinem Wohnzimmer, dem Schlachtfeld von gestern; die Abendsonne schien in die Ecken seiner Fenster hinein. Von dem Gelage war jede Spur verschwunden; auch das Gerippe hatte seinen Kranz verloren und stand wieder unbekleidet zwischen den Fenstern. In einen reichen, türkischen Schlafrock gehüllt lag Max in einem Schaukelstuhl, weit zurückgeworfen, und blickte gegen die Decke. Ein medizinisches Buch, das er weggeworfen hatte, lag neben ihm auf dem Boden. Er sah wieder blühend aus, aber er faltete die kleinen Hände über der Schnur seines Schlafrocks und gähnte. Ich langweile mich höllisch, dachte er. Wenn doch jemand käme! — Diesmal hatte er Glück mit einem Wunsch, der so oft vergebens gedacht oder geseufzt wird. Es klopfte an seiner Thür. „Herein!" rief er mit lauter Stimme. Weinhöfer, der Charakterspieler, trat ein und ging mit einem tiefen, etwas heiseren „Guten Abend" auf ihn zu.

„Ein famoser Einfall von Ihnen, daß Sie heute kommen!" sagte Max erheitert. „Aber was für einen Bierbaß Sie haben —"

„Den hab' ich von *hier*," antwortete der Schauspieler, auf das Zimmer deutend. „Im übrigen geht's mir wieder gut; ich

danke. Da ich heute abend nichts zu thun habe, wollt' ich Sie besuchen. Die Operisten singen heut den ‚Freischütz'. Zunächst eine Frage, lieber Stein: können Sie mir bis zum nächsten Ersten zwanzig Thaler leihen?"

„Ich bin in der glücklichen Lage," antwortete Max und stand auf. „Sehen Sie irgendwo meinen schwarzen Rock?"

Sie suchten beide mit den Augen, bis sie ihn entdeckten; unter einem Haufen von dicken medizinischen Büchern begraben lag er auf einem Lehnstuhl. „Ich hatte nämlich heut einen ‚Moralischen' und wollte zur Wissenschaft zurückkehren," sagte Max, der die Bücher wegräumte; „ich wollte ochsen. Der Geist war willig, aber das Fleisch war schwach! — Wer weiß überhaupt, ob das Ganze nicht ein Unsinn ist: ob ich nicht mehr Beruf zum Schriftsteller habe. Ich sage Ihnen, mein Kopf ist voll reformatorischer, origineller Gedanken ... Da haben Sie die zwanzig Thaler, und nun nehmen Sie Platz!"

„Ich danke Ihnen," sagte Weinhöfer, der eine Stuhllehne in die Hand nahm, aber stehen blieb. „Sie wissen, die Monate dauern oft länger als die Gage; das ist eine alte Beobachtung! — Ich find' übrigens Ihre Novelle nicht so schlecht, wie Ihr Freund, der Herr Berger —"

„Rudolf Berger ist mein bester Freund," rief Max in plötzlichem Eifer aus, „aber er läßt mich nicht aufkommen! Er lacht mich aus, so oft ich eine neue Idee habe; jede neue Idee, die ich von mir gebe, nennt er Kirchhofgras, das über dem Grabe meiner früheren Ideen wächst; er behauptet, schon zwanzig Ideenschichten an mir erlebt zu haben. Neulich erklärte er mir, daß ich wie ein richtiger Student nur vom ‚Wechsel' lebe; ein verfluchter Kalauer; — mit solchen Kalauern sucht er mich einzuschüchtern! — Mein Alter ist leider ungefähr derselben Meinung; aber was weiß so ein Buchdrucker! Der hätte am liebsten, wenn ich die Wissenschaft wieder laufen ließe und eines Tages sein Nachfolger im Geschäft würde; Max Stein junior, in dem alten Krämernest da hinten gegen die Polackei. Dazu sag' ich einfach: Quod non! Mein Geist fliegt zu hoch, Weinhöfer; lieber eine Kugel vor den Kopf, als so eine mittlere Existenz, so ein Philisterleben! — Bitte, nehmen Sie nun endlich Platz, und hören Sie die Fortsetzung meiner berüchtigten Novelle, wenn es Ihnen recht ist!"

„Es wär' mir schon recht," antwortete der Schauspieler, griff aber gleichzeitig nach seinem Hut. „Ich hab' nur leider keine Zeit mehr; — sie erwartet mich."

„Wer erwartet Sie, wenn ich fragen darf?"

„Meine schöne Kollegin, die Toni; Antonie Winter. Ich hab' ihr versprochen, heut gegen abend zu kommen."

„Sie sind ein sonderbarer Kauz," sagte Max treuherzig, indem er vor Verwunderung die Schnur seines Schlafrocks fester zusammenzog. „Verzeihen Sie mir diese offene Bemerkung. Gestern abend, eh die andern kamen, setzten Sie mir auseinander, daß Sie sich in dieser Antonie Winter getäuscht hätten; daß ihr der göttliche Funke fehle; daß sie langweilig sei. Daß sie sich da drüben nur eingemietet habe, um möglichst nahe bei diesem Vater Hillmann zu sein, von dem sie sich wie eine Anfängerin drillen und schulmeistern lasse —"

„Deswegen kann ich ja doch in das Mädchen verliebt sein," sagte Weinhöfer ruhig.

Max Stein riß die kleinen Augen auf. „Also auch Sie sind in sie verliebt?"

„‚Auch ich?' Wer noch sonst?"

„Ich bin ein Schafskopf," dachte Max und biß auf den kleinen rötlichen Henriquatre unter seinen Lippen. Wenn das Rudolf gehört hätte! — Er setzte seinen Schaukelstuhl in Bewegung und sagte dann möglichst gleichmütig: „‚Wer noch sonst?' — Nennen wir das vorläufig noch ein Amtsgeheimnis. Sie sind also verliebt?"

„Das ist ein falscher Ausdruck," antwortete der Schauspieler, nachdem er einige Augenblicke vor sich hin gesehen hatte. „Ich fühle eben wieder, daß der Ausdruck falsch ist; und das ist ja das Dumme an der ganzen Sache: diesem Frauenzimmer gegenüber weiß man nie, wie man mit sich dran ist! Vom künstlerischen Standpunkt aus verachte ich sie furchtbar; amüsant ist sie auch nicht; aber ich glaube, gleich auf dem Fleck könnt' ich sie heiraten — ohne sie zu lieben. Denn wenn Sie mich ernsthaft, aufs Gewissen fragen: lieben thu' ich sie nicht. Ich verstehe überhaupt nicht viel von dieser Sache ... Aber heiraten? Sogleich! — Sie würde einem das Leben so gemütlich machen; sie ist wie die Lampe auf dem Tisch, wenn man abends heimkommt. Es verbreitet sich gleichsam eine angenehme Ofenwärme, wenn sie

im Zimmer ist. Darum geh' ich so gern gegen Abend hin, wenn sie und ich nicht zu spielen haben. Man langweilt sich so göttlich bei ihr . . . Guten Abend, lieber Stein! Ich gehe!"

Er setzte seinen Hut auf und wollte gehn. „Warum thun Sie das?" fragte er, da er Max mit unglaublicher Geschwindigkeit den Schlafrock abwerfen sah. „Wollen Sie auch hinaus?"

„Ich wechsle nur den Rock, dann bin ich in Toilette," antwortete Max. „Sie müssen mich mitnehmen, Weinhöfer. Diese ‚Lampe' muß ich kennen lernen. Thun Sie mir den Gefallen, stellen Sie mich ihr vor!"

Der Charakterspieler machte ein etwas saures, Jagosches Gesicht. „Natürlich, mit dem größten Vergnügen," erwiderte er höflich; „ich weiß nur nicht, ob es ihr angenehm ist. Sie lebt im ganzen sehr zurückgezogen; — ein höchst anständiges Mädchen —"

„Ich habe auch nichts gegen die anständigen Mädchen," fiel ihm Max ins Wort. „Und je feiner und anständiger so ein Mädchen ist, desto feiner ist auch mein Benehmen; in diesem Punkt verlassen Sie sich auf mich. Bei jeder Kaiserin und Königin könnten Sie mich einführen, Weinhöfer; ich glaube, noch jeder Dame habe ich gefallen; — das liegt im Blut und in der Erziehung!" — Er fuhr in den schwarzen Rock, lief zu einer Schublade und holte ein rotgerändertes, seidenes Taschentuch hervor, das er in die Brusttasche über dem Herzen steckte. Dann hatte er auf einmal eine kleine, zierliche Bürste in der Hand, mit der er sich über die rötlich blonden, lockigen Haare strich, während er hinzusetzte: „Auch hab' ich noch einen besonderen Grund, Thekla kennen zu lernen!"

„Thekla? Wieso Thekla?"

„Ich bin heute wirklich — —" dachte Max, ohne die neue Beleidigung, die er sich sagen wollte, ganz zu Ende zu denken. „Wieso Thekla?" wiederholte er, indem er langsamer und stärker bürstete. „Das beruht auf — — das ist nur so ein Spaß unter uns Studenten. Einige von uns nennen sie Thekla, weil an dem ersten Abend, als sie die ‚Thekla' spielte — — Wollen wir nun gehn?"

„Ich soll Sie also durchaus mitnehmen?" fragte der Schauspieler.

„Sonst müßte ich annehmen, daß Sie eifersüchtig sind; was

eine niedrige Schwäche wäre!“ antwortete Max. „Für mein Benehmen bürgt Ihnen mein Charakter — und auch der ‚Moralische‘, den ich heute habe!“ — Er öffnete schon die Thür und ersuchte seinen Gast, voranzugehn. Dieser zuckte mit den Achseln, aber er lächelte höflich. Sie gingen hinunter, und über die Straße bis an Theklas Haus.

Das ist der Unterschied, dachte Max mit innerlichem Lachen, während sie die Treppe hinaufstiegen: Rudolf der Epigone schwärmt sie von ferne an; ich, der moderne Mensch, rücke ihr auf die Bude! Ich werd' ihm dann morgen erzählen, und er wird Augen machen . . .

Weinhöfer klopfte an Theklas Thür; auf ein sanftes, wohlklingendes „Herein“ traten sie ins Zimmer. Es war ein nicht sehr großes, aber hohes Gemach, durch den vorspringenden Erker vertieft. Der letzte Tagesschein lag noch auf den Gardinen vor den Fenstern, es brannte aber schon eine Lampe auf dem Sofatisch und verbreitete die angenehme Ruhe ihres milden, gelblichen Lichts. „Die Lampe!“ dachte Max und drückte leise Weinhöfers Arm. Dann beeilte er sich, die schönste und würdevollste Verbeugung seines Lebens zu machen: denn auf dem Sofa, hinter dieser Lampe, saß die junge Dame, die er kennen lernen und Weinhöfer auf der Stelle heiraten wollte. Sie saß gegen den Sofatisch vorgebeugt, auf dem ein offenes Buch lag. Sie trug dasselbe braune, schlichte, oben am Hals zugeknöpfte Kleid, in dem er sie schon so oft gesehen hatte, wenn er ihr gegenüber mit Rudolf in seinem Fenster lag und sich über dessen romantische Verrücktheit im stillen verwunderte. Das Haar war in der Mitte gescheitelt, und sie sah eigentlich „gar zu bürgerlich“ aus, wie Max bei sich dachte. Aber eine wundervolle Frische der Haut leuchtete ihm entgegen, und ein Rot der Lippen, wie man es gewöhnlich nur an reizenden Kindern wahrnimmt. Der angenehme, milde Duft eines leichten Parfums schwebte vor ihr her, den Max noch nicht kannte, obgleich er auf diesem Gebiet wohlbewandert war. Indem sie die Lampe etwas zurückschob, um die Eintretenden besser zu sehn, zeigte sie eine schöne, vielleicht ein wenig zu volle Hand vom wärmsten, blühendsten Weiß. Sie lächelte Weinhöfer, der sie begrüßte, freundlich an und warf dann auf seinen Begleiter einen fragenden Blick.

„Ich habe mir die Freiheit genommen,“ sagte der Schau-

spieler mit einem äußerst ernsthaften Intrigantengesicht, „Ihnen einen der ausgezeichnetsten jungen Männer mitzubringen, der mit Recht überzeugt ist, daß er Ihnen gefallen wird. Ein junger Schriftsteller, Novellist, Max Stein —"

„Maximilian Stein," unterbrach ihn Max, der zugleich stark errötete und Weinhöfer für die Bosheit dieser Einführung heimlich in den Arm zwickte. „Ich nenne mich Maximilian Stein, wenn es Ihnen recht ist; ‚Max Stein' ist ja eigentlich gar nicht auszusprechen. Ich bin durchaus nicht überzeugt, mein Fräulein, Ihnen zu gefallen; so verrückt bin ich nicht; aber ich habe schon lange das glühendste Verlangen, Ihre Bekanntschaft zu machen —"

„Sie sind sehr liebenswürdig," sagte sie.

Indessen Max hatte seinen Satz noch nicht ausgesprochen, und er fuhr fort: „Da ich bisher nur das Vergnügen hatte, Sie im Tempel der Thalia — und der Melpomene — unzähligemale — natürlich — zu bewundern!"

„Sie sind sehr liebenswürdig," wiederholte sie mit derselben sanften, angenehmen Stimme. „Also ein Schriftsteller . . . Wir lesen da eben auch ein Buch, von einem französischen Schriftsteller; es ist recht interessant. Dies ist also Herr Stein," setzte sie gemütlich lächelnd hinzu, sich zu einer andern Dame wendend, die neben ihr auf dem Sofa saß. „Weinhöfer, Sie kennen Madame Paoletti schon? Meine liebe Freundin, Madame Paoletti."

Max verneigte sich — kühler, doch ehrerbietig — gegen diese Dame. Er hatte bisher nur im allgemeinen gesehn, daß da neben „Thekla" noch ein zweites Wesen als ganz entschiedener Kontrast saß: ein großes gelbes Gesicht mit schwarzen Punkten und mit schwarzem Rahmen. Jetzt würdigte er dieses Wesen eines eingehenderen Blicks. Madame Paoletti schien eine echte Italienerin zu sein; sie hatte in diesem gelben Gesicht — das übrigens nicht mehr jung und auch nicht mehr schön war — glänzend schwarze Augen, über denen ebenso schwarze, mächtige, dichte Brauen fast zusammenwuchsen; auch trug sie den dunklen Schatten eines Bärtchens auf der Oberlippe. Durch das etwas widerspenstige, starke Haar von derselben Farbe zogen sich schmale und breite Silberstreifen hin, die Max zuerst für kahle Stellen hielt, bis er besser hinsah. Ein Kleid von einer sehr unbestimmten grauen Farbe bedeckte die breiten Schultern und die volle Büste, über der auch

ein schwarzes Spitzentüchlein lag. Während Max sie betrachtete, warf Madame Paoletti ihm aus den schwarzen Kohlen einen raschen, lebhaften, durchdringenden Blick zu; sie schaute aber bald wieder gleichgültig auf den Tisch, als sei sie mit ihm fertig; was ihn gegen sie einnahm. Darauf wandte sie sich zu Weinhöfer, der an sie herantrat, und gab ihm die Hand.

„Meine liebe Toni ist so gut, mir vorzulesen," sagte sie mit einer etwas männlichen, lauten, doch nicht unangenehmen Stimme und ein wenig ausländischem Accent. „Was soll ich machen, mit diesen schlechten Augen! Wenn sich nicht gute Seelen finden — die da ist ein Engel — so liegen die Bücher still und stumm auf meinem Tisch, und ich sitze da wie eine alte Eule. Man sollte uns lieber totschlagen, wenn wir alt werden . . . Die da ist ein Engel!"

Thekla lächelte und schüttelte sanft den schönen Kopf. „Madame Paoletti ist so freundlich," sagte sie, „mit meinem schlechten Französisch vorlieb zu nehmen, und es zu verbessern —"

„Sie sagen noch zuweilen auf norddeutsch ‚bong' und ‚Mouvemang'," fiel die Alte ein; „aber die Hauptsache ist und bleibt" — sie wandte sich wieder zu Weinhöfer — „daß sie ein Engel ist! Wenn ich meinen bösen Fuß habe, an dem ich einmal sterben werde, und nicht kommen kann, so wandert sie zu mir hinaus, in jedem Wetter; vor die Stadt hinaus, ‚wo die letzten Häuser stehen', oder wie es im Liede heißt; denn ich wohne da hinten beim englischen Park, am Ende der Welt! Da liest sie mir dann vor — mit ‚bong' und ‚Mouvemang' — oder sie sitzt wie ein Mütterchen mit dem Strickzeug da, mich zu unterhalten. Als ich so jung und noch beim Theater war, war ich nicht so gut! — Was soll ich nun anfangen, wenn die Toni fortgeht? wenn sie nicht bei eurem Theater bleibt, wenn ich einsam dasitze?"

Thekla war aufgestanden, während Madame Paoletti sprach, und durchs Zimmer gegangen; wie reizend sie dahinschwebt! dachte Max. Mit einem Strickzeug in der Hand kam sie zurück und blieb leise seufzend neben dem Sofa stehn. „Bitte, reden wir nicht davon," sagte sie dann halblaut, mit elegischer, fast weinerlicher Stimme.

„Um Gottes willen!" fuhr Max plötzlich auf. „Was muß ich hören, mein Fräulein! Sie, unsre — Thekla, unsre Johanna, unsre — — (es fiel ihm nichts weiter ein, denn nur in diesen

beiden Rollen hatte er sie gesehen) Sie, der Stern unsrer Bühne, wollten uns verlassen?"

„Bitte, reden wir nicht davon," wiederholte sie. „Bitte, lassen Sie das! — — Ich — — ich rede nicht gern davon," setzte sie zur Erklärung hinzu. „Ich bin heute so geknickt!"

„Wie können Sie fortgehen, Toni," sagte Weinhöfer, den seine behagliche Ruhe verlassen hatte. „Ich bin ganz erschrocken. Das ist ja unmöglich! Will der Direktor Ihren Kontrakt nicht erneuern?"

„Ich weiß es noch nicht," antwortete sie, so liebenswürdig seufzend, daß es dem leicht entzündlichen Max durch die Seele ging. „Bitte, laßt mich jetzt; ich will diese Müffchen für die Paoletti heut noch fertig stricken. Wenn ihr so weiter fragt, werd' ich kindisch und fange an zu weinen, so geknickt wie ich heute bin!" — Sie setzte sich wieder auf ihren Platz, rieb sich mit einer Stricknadel an der rechten Schläfe, und gab sich dann ihrer Aufgabe, Pulswärmer aus grauer Hasenwolle zu stricken, mit elegischem Eifer hin.

„Das ist ja das rührendste Mädchen auf der ganzen Erde," flüsterte Max dem Schauspieler zu, neben dem er saß; er flüsterte aber so laut, daß Thekla jede Silbe hören mußte. „Mein Fräulein!" sagte er dann, sich zu ihr wendend, da ihm einfiel, daß es nicht schicklich sei, zu flüstern. „Als Sie eben aufblickten — — ich bewundere an Ihnen *vieles* — natürlich; aber am meisten bewundere ich in diesem Augenblick Ihre *Augen*, Fräulein. Sie haben ja ein *braunes* und ein *blaues* Auge; ich hab' das noch nie an einem Menschen gesehn!"

Thekla lächelte, doch nicht unzufrieden. Der Jüngling beeilte sich, hinzuzusetzen: „*Beide* wunderbar schön, — natürlich!"

„Sie sagen mir ganz dasselbe, was mir der große Schauspieler Ira Aldridge sagte," erwiderte das Mädchen, offenbar wieder erheitert. „Der schwarze Tragöde, von dem Sie gewiß gehört haben —"

„Ob ich von ihm gehört habe!" rief Max aus. „Ich hab' einen langen Aufsatz über ihn geschrieben, über ihn und die afrikanische Zukunft des Theaters; in meinem sechzehnten Jahr!"

„O!" sagte sie freundlich; „das ist interessant . . . Als dieser große Ira Aldridge auf der Bühne gastierte, an der ich zuerst engagiert war — er spielte den Othello, ich die Desdemona —

wir hatten Probe, er markierte nur — plötzlich hörte er auf zu sprechen, und sagte: ‚Aber mein Fräulein, was haben Sie für Augen‘ — — und dann so weiter, wie Sie vorhin sagten! — — Derselbe Ira Aldridge —“

„Sehr ehrenvoll für mich,“ fiel Max ihr ins Wort, „daß ich ganz dieselbe Bemerkung machte, wie der große Tragöde!“

„Ich hatte noch nicht ausgesprochen,“ sagte das Mädchen ruhig, aber indem sie ihm einen Blick zuwarf, der ihn überraschte. In dem braunen und in dem blauen Auge lag auf einmal ein so bestimmter Ausdruck von Willen und Festigkeit, eine phlegmatische, aber herzhafte Zurechtweisung, daß der Jüngling sie anstarrte, als hätte er eine unerwartete Schlange im Gras gesehn. „Wenn ich reden will, so werd’ ich reden,“ schien der Blick zu sagen; „was ich will, das will ich!“ — Max sah sie an, ohne sich zu rühren; nur ein verblüfftes Lächeln irrte ihm um die Lippen. „O, ich bitte sehr um Entschuldigung,“ stotterte er hervor.

Sie schien das nicht zu hören, sondern in der alten angenehmen Ruhe fuhr sie fort: „Derselbe Ira Aldridge sagte mir dann am Abend noch ein Wort über mein Spiel, das mich sehr beglückte! Er hatte den Othello gespielt, ich die Desdemona; ich lag im fünften Akt auf dem Bett, hinter meinem Vorhang, eh’ er mich erwürgte, und dachte: Ach du lieber Gott, was er wohl von mir denkt! Ich hab’ ja wohl unter allem Muff gespielt! — Da kam er hinter meinen Vorhang, um mich zu ersticken; und während ich das wilde, schwarze Gesicht nun so über mir sehe, flüstert er mir in seiner englischen Sprache zu: ‚Very good, good, good!‘ Darauf lächelte er sehr zufrieden, und erstickte mich; und stürzte wieder nach vorne auf die Bühne. Ich aber lag da, bis der Vorhang fiel, und war so vergnügt — — ach, so vergnügt, wie vielleicht noch nie in meinem Leben. Ich wiederholte mir nur immer: ‚Very good, good, good!‘“

„Das war der schönste Abend meines Lebens,“ setzte sie mit einem Seufzer hinzu. „Ach, so wird es nun nie mehr!“

„Sie sind ungerecht, meine liebe Toni,“ sagte Madame Paoletti, deren lebhaftes Gesicht ganz in Mitleid aufging. „Wie glücklich waren Sie in diesem Frühling über die schwärmerischen Gedichte des Unbekannten, des ‚Lionel‘ oder wie er hieß, — des begeisterten, lyrischen Studenten. Die sind doch auch wohl ebenso

süß, oder noch etwas süßer, als diese wulstigen, gefräßigen Negerlippen mit ihrem ‚good, good, good'!"

„Ach, Sie haben ja recht," erwiderte das Mädchen, das eine Weile aufhörte, zu stricken. „Diese liebenswürdigen, entzückenden Gedichte haben mir ja so wohl gethan ... Wissen Sie noch das erste große ‚An die Herrliche'? Und dann diesen Hymnus an Johanna d'Arc, wo immer die Versmaße wechseln, — den ich Ihnen draußen in Ihrer kleinen Laube vorlas? — Ich kann Ihnen sagen, Madame Paoletti — und ich sag' es auch vor diesen Herren, ohne mich zu schämen — mir ist heute so zu Mute: wenn ich den Verfasser dieser Gedichte endlich kennen lernte, ich könnte ihm — — vor euch allen könnt' ich ihm einen Kuß geben! — Nur in Gegenwart von andern, versteht sich!"

Max murmelte unwillkürlich etwas vor sich hin und rückte auf seinem Stuhl. Er beneidete diesen Rudolf, dem die schönen Lippen so einen Lohn verhießen. Thekla sah seine unruhigen Bewegungen und fragte harmlos: „Was ist Ihnen, Herr Stein?"

„Mir? — Was sollte mir sein?" sagte er verwirrt.

Sie blickte ihn plötzlich mit verändertem Ausdruck an. Ein Gedanke schien in ihr zu keimen; ein Verdacht, der sie selber überraschte. Sie sah von ihm auf Weinhöfer, von dem auf die Paoletti, und dann wieder auf Max. Es schien, daß sie seine Erscheinung im stillen mit den Gedichten verglich; daß sie sich fragte, ob wohl dieses weiße, volle Gesicht mit dem rötlich blonden, lockigen Haar und den allerdings etwas kleinen Augen zu den begeisterten Versen des Unbekannten stimmte. Sie betrachtete sein blendend weißes Hemd und seine große englische Krawatte mit dem Diamanten. „Ich fragte nur so," murmelte sie endlich. „Sie kamen mir — plötzlich so unruhig vor —"

„Ich wüßte nicht, warum," antwortete er. Indessen fühlte er zu seiner Freude, daß er noch immer verwirrt war; daß man es auch wohl seiner Stimme anmerken konnte. Er errötete auch, und er hütete sich, dagegen anzukämpfen. Es kitzelte ihn, wenigstens eine Weile bei ihr für den Verfasser zu gelten ... „Bitte, sehen Sie mich nicht so forschend an," sagte der junge Intrigant nach einer Pause mit unsicherem Lächeln, das er nicht übel spielte. „Sie bringen mich dann wirklich aus der Fassung!"

„Ich will Sie also nicht mehr ansehn," sagte sie und erzwang

gleichfalls ein Lächeln. „Sprechen wir von etwas anderm — wenn Sie lieber wollen —"

„Nein, nein, nein," murrte Weinhöfer, der sich aus seiner bequemen Lage im Lehnstuhl halb aufgerichtet hatte. „Lassen Sie uns doch von diesen Dichtungen etwas hören, Toni; Sie hatten mir's schon neulich versprochen, da kam der alte Hillmann, und es wurde nichts. Wir sind ja ganz unter uns: Komödianten und Schriftsteller; denn der Herr Stein ist ja Schriftsteller — Novellist — Poet!"

Er sagte die letzten Worte langsam nacheinander, indem er Max von der Seite her scharf ins Auge faßte, mit einem ironischen, lauernden Zug um die dünnen Lippen. Theklas Verdacht schien auch in ihm aufgestiegen zu sein; und er mochte Lust haben, so eine Dichtung nach dem Vortrag kritisch zu zerpflücken. Die Paoletti sagte nichts, sie schüttelte nur den Kopf. Das Mädchen aber ließ das Strickzeug in den Schoß fallen, und eine reizende Erregung stieg ihr ins Gesicht.

„Sie sind also Poet," sagte sie, ohne aufzusehn. „Sie machen also auch Verse — natürlich —"

Max murmelte etwas, das man nicht verstand.

„Natürlich macht er Verse," fiel der Schauspieler ein; „das versteht sich von selbst. Holen Sie doch so einen Hymnus aus dem geheimen Schubfach, wo die unglücklichen Anbeter bei einander liegen, und tragen Sie vor!"

Das Mädchen blickte den jungen Poeten noch wie fragend an, ob es ihm auch recht sei, was er dazu sage. „Ach, thun Sie es lieber nicht!" murmelte der Spitzbube, indem seine Stimme leise zu vibrieren anfing. „Lassen Sie doch diese unglücklichen Lieder an Thekla ruhn; sprechen wir von andern Dingen!"

„Ah!" sagte sie nun selber etwas errötend. „‚Thekla' ... Wie kommen Sie auf ‚Thekla'?"

„Ich dachte — — sprachen Sie nicht von Thekla, mein Fräulein?" — Er war plötzlich erschrocken und geriet ins Stammeln. — „Sagten Sie nicht vorhin, die Gedichte seien ‚an Thekla' überschrieben?"

„Nein, ich habe nichts, nichts davon gesagt," antwortete sie langsam. Der letzte Zweifel über den Verfasser schien ihr jetzt zu schwinden. Sie sah vor sich nieder in den Schoß, an dem Müffchen zupfend. Unterdessen stand Weinhöfer auf und rief

mit seinem heiseren Baß: „Thekla! Von dieser Thekla sprach er heut schon einmal, drüben auf seinem Zimmer! Was ist mit der Thekla?“

Niemand antwortete ihm. Die Paoletti lächelte, Thekla warf einen mutigen und freundlichen Blick auf den jungen Dichter; — es klopfte darauf draußen an der Thür. In seiner Verlegenheit rief Max: „Herein!“ Die Thür ward geöffnet und die zarte Gestalt der Ada Hillmann näherte sich langsam.

„Ada! Adelina!“ rief sogleich die Paoletti aus, indem ihr großer, etwas schwerer Körper sich aufrichtete. „Da ist ja meine kleine Elfe, meine Titania. Kommen Sie, Kind, geben Sie mir Ihre große Hand!“

Das Kind ging lächelnd zu ihr, während es einen flüchtigen Blick, wie ein Vogel, auf die Männer warf. Die Alte schien das Kind schon lange zu kennen und herzlich lieb zu haben, denn sie tätschelte es auf die Wange und küßte es auf die Stirn. Dann fiel ihr ein Brief in die Augen, den Ada in der linken Hand hielt. „Was haben Sie da, Signorina?“ fragte die Paoletti. „Und wie komme ich zu dem Vergnügen, Sie auch einmal in diesem Zimmer zu sehn?“

„Ich wollte Fräulein Winter ohnehin besuchen,“ sagte die Kleine ernsthaft. „Und wie ich aus unsrer Wohnung eben herübergehe, steht ein kleiner Junge da, will mit dem Brief zu Fräulein Winter, und fragt, wo sie ist. Das will ich wohl besorgen, sage ich zu dem kleinen Jungen; — und hier hab' ich den Brief. Guten Abend, Fräulein Toni. Da ist er.“

Fräulein Toni nahm Ada den Brief zerstreut aus der Hand; der Eintritt des Kindes schien sie zu verstimmen. Doch als sie die Aufschrift las und die Schrift erkannte, zuckte ihr ein aufgeregtes Lächeln um die Lippen. „An Fräulein Thekla Winter“, las sie unhörbar vor sich hin. Es kam von ihrem Poeten. Sie konnte nicht umhin, einen Blick, der vielleicht etwas zu herzlich war, zu Max hinüberzuschicken, der eben die kleine Ada wie ein Meerwunder ansah. Den Brief hielt sie darauf zögernd in der Hand; aber die Neugier siegte, wenigstens einen raschen Blick hineinzuwerfen. Sie öffnete ihn leise mit den runden Fingern und erstaunte, als sie den großen, leeren, weißen Raum sah, in dem nur zwei schwarze Zeilen, in riesigen Buchstaben, schwammen. Es stand nichts weiter da, als:

„Errare est humanum!
Leben Sie wohl!“ —

„Was heißt auf deutsch Errare est humanum?“ fragte sie, zu Weinhöfer gewendet, nachdem sie auf das Blatt wie in einen Abgrund gestarrt hatte.

„Das heißt auf deutsch: Irren ist menschlich!“ antwortete er ruhig, ohne zu ahnen, was er ihr erklärte.

Die schöne Thekla verlor alle ihre Fassung. Sie stand auf, so daß die Stricknadeln und das Müffchen zu Boden fielen; das sanfte Gesicht glühte, die reizenden Hände fingen an zu zittern. Sie murmelte etwas, dann trat sie vor Max hin, der bei Adas Eintritt sich erhoben hatte. „Ich — ich verstehe Sie nicht, Herr Stein,“ sagte sie, indem sie fast jede Silbe wiederholen mußte. „Ich hätte wirklich nicht geglaubt, daß so etwas möglich wäre. . . . Sie kommen noch hierher — um selber dabei zu sein — wenn ich diesen Brief — —“

„Ich verstehe Sie ebenfalls nicht,“ stammelte Max. „Wenn ich eine Ahnung hätte, was Sie damit meinen —“

„Ihr ganzes Benehmen ist mir rätselhaft,“ unterbrach sie ihn; „aber ich will Ihnen wenigstens vor diesen Zeugen sagen: ein erwachsener Mensch, ein Mann hätte nicht so gehandelt . . . Nur wenn ich Sie noch für einen Jungen ansehe, kann ich Sie einigermaßen begreifen. Da haben Sie Ihr letztes Wort an Thekla wieder“ — sie warf ihm den Brief mit einer etwas theatralischen Bewegung vor die Füße — „und nun können Sie gehn!“

In dem verwirrten Gehirn des Jünglings dämmerte jetzt eine erste Ahnung des Zusammenhangs auf. Er blickte auf den Brief hinunter, er hätte ihn gern aufgehoben, um hineinzublicken; aber er hatte die Furcht, dabei zu fallen, denn er fühlte, daß seine Beine unter ihm zitterten. „Wenn der Verfasser der Gedichte an Thekla Sie gekränkt hat,“ brachte er mit vieler Anstrengung hervor, „so bitte ich tausendmal um Entschuldigung . . . Das heißt: so brauche ich nicht um Entschuldigung zu bitten — denn ich bin nicht der Verfasser der Gedichte an Thekla!“

„Sie sind nicht der Verfasser?“

„So wahr ich lebe, auf meine Ehre, ich bin nicht der Verfasser! Ich habe — — Ein andrer — — Ich weiß von nichts. Ich bin weder der Verfasser der Gedichte, noch des Briefes da unten auf der Erde!“

„Sie sind nicht der Verfasser?“ wiederholte sie, da ihr in ihrem Erstaunen noch immer gar nichts andres einfiel. Dann sah sie aber Weinhöfers grimmiges Gesicht, der auf den unglücklichen Max mit dem Ausdruck der Empörung zuging, und nun kam auch ihr das Bewußtsein wieder. „Warum *spielten* Sie denn vorhin den Verfasser?“ sagte sie entrüstet. „Warum ließen Sie uns glauben, *Sie* hätten dieses Zeug gedichtet? — Ei, wie hübsch ist das; und wie allerliebst haben Sie geheuchelt. Wenn Sie *das* in der Schule gelernt haben, so haben Sie wohl nicht viel Gutes gelernt. Gehn Sie nur wieder hin, lernen Sie was Besseres. Sie brauchen nicht wiederzukommen, und Sie können gehn!“

„Mein Fräulein —!“ sagte Max, während er krampfhaft seine Mütze festhielt, die ihm entfallen wollte. „Wenn Sie wüßten, wie furchtbar Sie mich beleidigen —“

„Ich habe ja auch gar nicht das Gegenteil beabsichtigt,“ erwiderte sie mit einer Gelassenheit, die ihn um die letzte Fassung brachte. Er sagte nichts, sondern warf nur noch einen unwillkürlichen, hilflosen Blick um sich her. Viel sah er nicht, aber er sah das rote, aufgeregte, höhnische Gesicht des Charakterspielers; er sah das gelbe Licht der Lampe auf dem Tisch; — „die Lampe!“ fuhr ihm durch den Sinn. Um diese gemütliche, milde „Lampe“ kennen zu lernen, war er mit Weinhöfer gekommen. . . . Er verfiel in ein verrücktes Lächeln, murmelte noch etwas Unverständliches, und ging dann hastig oder langsam — er wußte es nicht — zur Thür. Als er draußen war, schlug er sich zweimal mit der Hand vor die Brust. Er ging auf die Treppe zu; er glaubte noch Weinhöfer im Zimmer laut lachen zu hören. In großen Turnersprüngen sprang er die Treppe hinab, und war in wenigen Augenblicken auf der dunklen Straße.

V.

Rudolf hatte sich nach der Absendung seines Scheidebriefes mehrere Tage lang nicht in das Haus gewagt, in dem Thekla wohnte. Zuweilen bereute er, ihn abgeschickt, sie gekränkt zu haben; dann vertiefte er sich desto eifriger in Schiller, Shakespeare und Goethe, tragierte und deklamierte in seiner einsamen

Zelle, lag als Valentin auf der Erde, ſtarb als Romeo und entlud als Ferdinand ſein pathetiſches Herz. Max Stein ließ ſich nicht bei ihm ſehn. Er ſelbſt ging zu niemand. Wie die Jugend gern in Uebertreibungen lebt, ſo gefiel er ſich jetzt in vollkommener Abgeſchiedenheit, da die Scheu vor Thekla ihn verhinderte, den alten Hillmann und Ada aufzuſuchen. Er wollte in ſtiller Sammlung erproben, ob die Lehrſtunde bei dem Alten neue Geiſter in ihm geweckt habe; er wollte den Genius der Einſamkeit auf ſich wirken laſſen. Um die Menſchen völlig zu vermeiden, blieb er vom Morgen bis zum Abend in ſeinem vierten Stock, genoß die friſche Luft nur vom Fenſter aus, und begnügte ſich, die Schwalben und Sperlinge in den Dachrinnen, die Kater auf den Dächern, die Menſchen unten auf dem alten Platz und an den Straßenecken zu beobachten. Morgens ſchien die Sonne einige Stunden in ſein Zimmer; den übrigen Tag gaben ihm ſeine Hoffnungen, ſeine Jugend und Geſundheit den Sonnenſchein, deſſen er bedurfte. Seine juriſtiſchen Bücher packte er einſtweilen in eine Schublade, die er dann verſchloß; er wollte ſie nicht mehr ſehn, nichts von ihnen wiſſen. Dagegen nagelte er einige kolorierte Kupferſtiche an die Wand, die er vor Zeiten gekauft hatte; ſie ſtellten berühmte Schauſpieler und Schauſpielerinnen dar, in Ritterſtiefeln oder langen, wallenden Gewändern. Er deklamierte vor ihnen, und ſie waren höflich und wohlwollend genug, ſeinen Kunſtleiſtungen nicht zu widerſprechen.

Am dritten Abend erhielt er ein Briefchen von Vater Hillmann, freundlich, beinahe herzlich; doch etwas ſonderbar abgefaßt, in Wiederholungen und in großen, zuweilen ungleichen Schriftzügen. Der Alte fragte darin, warum ſich ſein junger Freund nicht ſehn laſſe; ferner vermeldete er, daß er krank geworden ſei, daß er ſich durch die „alleinſeligmachende“ Homöopathie zu kurieren ſuche. Es ſei ihm aber elend zu Mute, und er fürchte „das Kind“ vor der Zeit zu verlaſſen. „Kommen Sie jetzt nicht, es nützt nichts,“ ſetzte er hinzu; „aber kommen Sie in einigen Tagen — vorausgeſetzt, daß der Kelch noch einmal an mir vorbeigeht. Kommen Sie dann gewiß!“

Rudolf las dieſen Brief, der auf einem großen, zuſammengefalteten Bogen gewöhnlichen Konzeptpapiers geſchrieben war, mehrmals und in wachſender Unruhe; wenn er ſich auch ſagte, daß es wohl in der Natur des Alten liege, ſich als einen Sterbe-

kandidaten zu betrachten. Er war drauf und dran, sogleich zu ihm zu gehn. Dann wiederholte er sich wieder: „Kommen Sie jetzt nicht, es nützt nichts“, und hielt es für seine Pflicht, diesem Wunsch zu gehorchen. Zwei Tage lebte er noch so fort wie bisher, ganz mit sich allein; aber ohne den Seelenfrieden, der ihn anfangs beglückt hatte. Als der zweite Tag zu Ende ging, ließ es ihm endlich im Zimmer keine Ruhe mehr. Er nahm seine Mütze — sie sah ihn schon fast wie etwas Fremdes an — stieg in die Stadt hinunter und ging der Paulsstraße und dem alten Erkerhause zu.

Als er die Treppe im Hof erstiegen hatte — die Thür unten war diesmal offen — horchte er eine Weile, ob jemand kommen werde; denn er wünschte zunächst zu fragen, wie es dem Alten gehe. Es blieb aber alles still. Der Korridor war durch eine kleine Lampe beleuchtet, die Thür, die rechts zu den „Frauengemächern“ zu führen schien, war nur angelehnt; auch dort rührte sich nichts. Rudolf hustete, um auf seine Gegenwart aufmerksam zu machen. Endlich, da die Wirkung ausblieb, wollte er rechts an die Thür klopfen, als ein Geräusch hinter seinem Rücken ihn wieder zum Stehen brachte. Vom Korridor her, um die Ecke, hörte er einen dumpfen Schall, wie wenn etwas zu Boden fiele, und dann befremdende, laute, abgerissene Töne, wie von einer Menschenstimme. Es klang aber so ungewohnt und so unnatürlich, daß er eine Weile stehen blieb, ohne sich zu rühren. Zuweilen war es einem heisern Bellen, dann einem Krächzen ähnlich; dann wieder menschlich, und leiser. Endlich glaubte er die Stimme des alten Hillmann deutlich zu erkennen. Sie kam aus dem Schlafzimmer, in dem er damals mit Max den Alten aufgesucht hatte. Ihn überfiel ein Bangen, das ihn plötzlich weitertrieb, in den Korridor hinein. Vor der Thür des Schlafzimmers horchte er noch einen Augenblick; ein heiseres „Ja, ja! Ja, ja!“ und andre unverständliche Worte waren nun zu hören. Darauf ein Aechzen, das einen unheimlichen Klang hatte. Rudolf zauderte nicht länger; ohne zu klopfen, riß er die schmale Thür auf und trat ein.

Es war wirklich der Alte; er war allein, er stand in Unterkleidern, ein Tuch um den Hals geschlungen, vor einem Spiegel rechts an der Wand und betrachtete darin sein fürchterlich bleiches, zu einer schmerzlichen Grimasse verzogenes Gesicht, über das die

Schweißtropfen herunterliefen. Offenbar war er aus dem Bett gestiegen, denn eine der Decken schleifte er hinter sich her; die spanische Wand, die er vermutlich dabei umgeworfen hatte, lag auf dem Boden. Das Fieber brannte ihm sichtbar in den Augen; es schienen ihn aber weder Angst noch Schmerz herausgetrieben zu haben, denn er betrachtete sein Spiegelbild mit einem gespannten Interesse. Die Lippen standen halb offen; es entfuhr ihm noch einmal ein leises Aechzen, das sich in Murmeln verlor. Die dünnen grauen Haare lagen ihm wirr um den Kopf und klebten an den Schläfen. In seiner linken Hand hielt er einen Messingleuchter, dessen brennende Kerze leise hin und her schwankte, weil der Arm sich wie in gleichmäßigem Zittern bewegte. Sonst aber rührte die kleine, halb schauerliche, halb skurrile Gestalt in dem weißen Unterzeug sich nicht. Die starrenden, dunkelblauen Augäpfel schwammen in Weiß, so waren die Lider oben und unten zurückgerissen; und mit dem geöffneten Mund schien er das Bild, das er sah, verschlingen zu wollen.

Rudolf war durch diesen unerwarteten Anblick versteinert. Er behielt den Thürdrücker in der Hand, er vergaß, die Thür wieder zuzumachen. Endlich griff der Alte mit einer nervösen Bewegung nach seinem Hals, riß an dem seidenen Halstuch und suchte es zu lösen. Doch sich im Auge behaltend sagte er mit tonloser Stimme: „So sieht man aus ... Das ist also das Sterben ... Ah, ah, ah ... Aha!“ rief er dann plötzlich, wie wenn etwas andres in ihm erwachte. Er bewegte den Kopf und sah wirr und wild um sich her. Nun entdeckte er Rudolf und erschrak. Er starrte ihn an, es schien, daß er sich vergebens bemühte, ihn zu erkennen. „Wer sind Sie! Was wollen Sie!“ rief er darauf aus und ließ den Leuchter mit der Kerze zu Boden fallen.

Schnell sprang Rudolf hinzu und ergriff die Kerze, ehe sie erlosch. Er wollte dann auch Hillmann halten, den er schwanken sah; der Alte aber fuhr ihn an: „Schließen Sie doch die Thür! Das ist mein Tod!“ — Rudolf eilte, ihm zu gehorchen. Als er dann zurückkam, stieß der Alte einen harten Seufzer aus und fiel selber hin.

Rudolf stellte den Leuchter auf den nächsten Stuhl, kniete neben Hillmann, hob ihn auf seine Arme — es war keine schwere Last — und trug ihn wie ein Kind wieder auf das Bett. Die

Fieberhitze dieses armen, alten Körpers glühte ihm entgegen. In seiner Verwirrung sah er doch, zu seinem höchsten Erstaunen, daß der Alte nicht weniger als drei wollene Unterkleider übereinander trug; wie Rudolf es früher vom römischen Kaiser Augustus gelesen hatte. Hillmann schien sie *jederzeit* zu tragen; denn sowie er die Augen öffnete und ihm das Bewußtsein wiederkehrte, griff er nach dem obersten dieser Unterkleider, das sich vor der Brust geöffnet hatte, und knöpfte es mit ängstlichen, hastigen Bewegungen wieder zu. Unterdessen betrachtete er Rudolf, der noch über ihn gebeugt stand, und schien ihn nun langsam zu erkennen. „Kabale und Liebe," murmelte er nach einer Weile. „Ah ja. Zum Theater gehn ... Ich war beim Theater, und ich sterbe auf dem Schlachtfeld. Machen Sie mir das nach. Machen Sie mir das nach!" — Er wandte den Kopf und deutete auf den Spiegel. Dann sagte er noch einmal: „Machen Sie mir das nach!"

„Sie waren aufgestanden —"

„Ja: um mich noch zu sehn. Um zu betrachten, wie man aussieht, wenn man stirbt. Denn ich war im Sterben. Und ich werde sterben ... Wie unlogisch, nicht wahr," setzte er matter hinzu, „die eigenen Sterbegrimassen zu studieren: wenn wir dann tot sind, was nützt uns diese Wissenschaft! — Aber in so einem Fieber sind wir nicht sehr logisch ... Zudecken, zudecken, denn nun wird mir kalt. Wo ist Ada? Wo bleibt sie? Ich lebe und sterbe für das Kind, und sie läßt mich sterben. Undankbare Tochter; — ich bin König Lear ... Ich bin König Lear ..."

Er verzog das Gesicht zu einem unsinnigen Lächeln, und fing an, Verse aus den Wahnsinnsszenen des „König Lear" zu sprechen. Darauf ergriff er eine von Rudolfs Händen mit seiner Linken und drückte sie heftig; ließ sie wieder los, starrte gegen die Decke und redete phantasierend vor sich hin. Er glaubte offenbar, Ada vor sich zu haben. Er verzieh ihr wieder; dann hielt er ihr noch einmal ihre Empfindlichkeit, ihre Heftigkeit, ihre Undankbarkeit vor; murmelte, den Kopf schüttelnd, daß es ihr an Ausdauer fehle. „Sieh *mich* an!" fuhr er lauter fort. „Nun, so sieh mich doch an! Ich bin eine Ruine. ‚Da steh' ich, ein entlaubter Stamm; doch innen im Marke lebt die schaffende Gewalt' ... Meine Sorgen verzehren mich. Sorgen hab' ich viel! Nur mein eiserner Mut hält mich immer aufrecht! O könnt' ich

dir ein Zehnteil meines Geistes, meiner Geduld, meiner Energie und Unermüdlichkeit in die Seele gießen; dann wäre dein Glück gemacht! — Aber da fehlt's; willst träumen, spielen, willst dich amüsieren; — ja, ja, ja — —"

Mit einem Seufzer schloß er die Augen und versank in Schweigen. Nur seine mageren Hände irrten zuweilen auf der Decke umher; einmal schienen sie im Charakter irgend einer Rolle unruhig und ausdrucksvoll zu spielen; dann lagen sie wieder still. Rudolf stand noch immer auf derselben Stelle, am Kopfende des Bettes. Er wußte nichts, was er thun könnte, um den Zustand des Alten zu erleichtern oder zu verbessern. Es war ihm sonderbar und unheimlich, so mit ihm allein zu sein; von Zeit zu Zeit horchte er, oder sah nach der Thür, ob noch niemand komme. Es rührte sich aber nichts. Er hob die umgefallene spanische Wand leise wieder auf und lehnte sie in eine Zimmerecke; dann kam er zurück. Nach einer tiefen Stille — nur im Holz einer alten Kommode knackte es — ging eine neue Erregung über das Gesicht des Kranken, und er seufzte feierlich, gedehnt, wie in einer Rolle. Durch Bewegungen des Mundes und der Kiefer veränderte sein Profil sich wunderbar; er schien sich in den ersten Napoleon zu verwandeln, nicht in den jugendlichen, sondern in den alternden, leidenden, sterbenden — so wie er ihn vor Zeiten gespielt hatte. Er hob die rechte Hand ein wenig, den Zeigefinger ausstreckend, wie ein Horchender. „Das ist Brandung," sagte er mit tiefer Stimme. „Die Wellen, die einst an meiner Wiege sangen, singen nun hier im Weltmeer mir den Grabgesang . . . Rücke mir das Kissen! — — Wo ist Josephine? — Josephine ist tot. — Als ich Josephine verließ, da verließ mich das Glück — —"

„Ja, ja!" fuhr der Alte fort, die Stimme verändernd und die Augen öffnend. „Da verließ mich das Glück. Napoleon Bonaparte — Friedrich Hillmann — einer wie der andre! Als ich mit Luise lebte, da ging alles gut . . . So gut war keine, wie die. Und sie doch zu verlassen. Das hat sich gerächt! Das hat sich gerächt! — — Wo ist Luise? Ich will sie noch sehn. Sie soll kommen. Meine gute Luise soll mir noch verzeihen. Kommen Sie nur, Madame; treten Sie nur näher; ich bin ein alter Mann. Ich bin in Sankt Helena, auf dem Sterbebett. Sie waren immer gut, geben Sie mir noch die Hand! Richten Sie mich auf!"

Nach diesen Worten richtete er sich selber auf, ließ die Augen in ihren Höhlen hin und her gehn, wie wenn er allmählich zu sich käme, und bemerkte dann Rudolf. Er erkannte ihn offenbar, denn er blickte ihn sehr befremdet, aber nicht unfreundlich an. „Sie sind wieder da!“ murmelte er leise. „Ich weiß, ich weiß: Sie waren schon einmal da. Danke, danke; sehr gütig. Nehmen Sie einen Stuhl, setzen Sie sich hin. Ich sehe Sie immer besser, immer deutlicher; Sie haben ein sehr ausdrucksvoll mitfühlendes Gesicht ... Aber Sie sind da und weiter niemand. Bin ich denn verlassen?“

„Gewiß nicht; wie wäre das möglich,“ erwiderte Rudolf, der nicht wußte, was er sagen sollte.

„Ich hab' die alte Frau zur Apotheke geschickt,“ fuhr Hillmann fort; „aber das Kind hab' ich nicht zur Apotheke geschickt; wo ist denn das Kind?“ — Sein Gesicht rötete sich vor Zorn oder Ungeduld. Er saß aufrecht im Bett und horchte. „Ah!“ sagte er. Die scharfen Züge, aus denen der unheimliche, sterbende Ausdruck von vorhin entwichen war, verklärten sich nach und nach durch eine Art von Lächeln. Es näherten sich leichte Schritte auf dem Korridor; schwerere, etwas schleifende folgten. Der Alte wies mit dem Finger nach der Thür. „Da ist das Kind!“ sagte er, wie um auf seine eigene Frage zu antworten. „Hören Sie: das Kind!“

Er hatte auch nicht falsch gehört, denn nach einem flüchtigen Klopfen trat Ada auf die Schwelle. Dort blieb sie stehn. Nachdem sie einen verwunderten Blick auf Rudolf geworfen hatte, sagte sie sogleich, halblaut, fast flüsternd: „Ich komme nicht allein ... Wie ist Ihnen, Papa? Wollen Sie sie sehn?“

„Wen soll ich sehn?“ fragte er. „Sterbende pflegen nicht Besuche zu empfangen —“

„Madame Paoletti,“ sagte Ada leise.

Der Name wirkte überraschend auf den alten Mann. Er zog das Gesicht zusammen, scheinbar finster, doch offenbar um eine aufsteigende Rührung zu verbergen. Dann blickte er auf den Stuhl neben seinem Bett, auf dem sein geblümter Schlafrock lag; er schien ihn durch eine Gebärde zu verlangen; gleich darauf aber schüttelte er den Finger und den Kopf. „Wozu das,“ murmelte er. „Ein alter, kranker Mann, eine alte Frau ... Madame Paoletti kann mich so sehn, wie ich bin ... Warum kommt sie zu mir?“ setzte er hinzu.

Ada antwortete nicht, sie öffnete die Thür und gab ein Zeichen nach draußen, indem sie mit dem Kopfe nickte. Die große Gestalt der Madame Paoletti — Rudolf hatte sie noch nie gesehn — erschien an der Thür und ging langsam auf das Bett zu, indem sie den einen Fuß wie schleifend nachzog. Rudolf trat zurück. Er machte unwillkürlich eine Bewegung wie um sich zu entfernen. Die Dame aber sah ihn mit den schwarzen Augen groß und ernst an und schüttelte den Kopf, als wollte sie sagen: „Nein, nein, bleiben Sie nur!“ — Dann trat sie auf den Platz neben Hillmanns Kopf, wo Rudolf gestanden hatte. „Ich höre, Sie sind krank,“ sagte sie leise, langsam, aber in sichtbarer Bewegung.

„Hm!“ murmelte er. „Ja, ja. Es ist so. Wer hat es Ihnen gesagt?“

„Ada kam zu mir; Ada sagte mir — —“

Der Alte blickte ins Zimmer; er sah, daß Ada in möglichster Entfernung, neben dem Thürpfosten stand. Hinter Madame Paoletti war auch die Großmutter eingetreten, die Fläschchen in der Hand, die sie eben geholt hatte. Auch sie stand an der Thür. Ihr langes, feines, hageres Gesicht ging über der schmalen, beinahe noch zierlichen Gestalt langsam hin und her, vor Rührung und Bewegung. Die Kleine stand ganz still, hatte nun aber Thränen in den Augen.

„Wann kam Ada zu Ihnen?“ fragte Hillmann leise.

„Jetzt. Eben jetzt,“ antwortete Madame Paoletti.

„Und sie sagte Ihnen: es steht schlecht mit ihm —“

„Wenigstens nicht gut!“

„Und sie sagte Ihnen das, damit Sie kämen, mich noch einmal zu sehn —“

Die Paoletti nickte.

„O, das Kind ist klug!“ sagte der Alte vor sich hin. „Die errät, was man ihr nicht sagt ... Bleiben Sie nur,“ fuhr er fort, sich zu Rudolf wendend, der sich jetzt geräuschlos zu entfernen suchte. „Wir sind alte Leute; und haben uns nichts Neues mehr zu sagen. Nur weil diese Frau so gut und so edel ist, kommt sie noch einmal zu dem kranken Mann, mit dem es zu Ende geht ... Schütteln Sie nicht den Kopf, Madame Paoletti. Es geht bald zu Ende. Da steht das Kind; — was wird dann aus dem Kind? Wer soll ihre Ausbildung vollenden, Madame Paoletti, wenn ich nicht mehr lebe?“

„Sie werden noch leben und sie selbst vollenden," entgegnete sie ruhig. „Damals, vor dreißig Jahren, dachten Sie auch zu sterben; damals stand es mit Ihnen schlimmer als jetzt; wissen Sie das nicht mehr? — Aber diesmal wollen Sie sich selber töten. Mit Ihrer Homöopathie — oder wie heißt das unglückselige Wort —"

„Sie sprachen es richtig aus, Madame Paoletti; unerwartet richtig —"

„Mit Ihrer Homöopathie wollen Sie sich töten. Sie kurieren mit diesen Tröpfchen an sich herum, während das Fieber Sie verbrennt; wie wenn einer den Brand in seinem Haus mit ein paar Tropfen aus dem Riechfläschchen löschen wollte. Und wenn Sie nun wirklich sterben und das Kind verlassen, wer hat dann die Schuld?"

„Jetzt verstehe ich," antwortete der Alte, die Stirnhaut hoch hinaufziehend. „Dies ist eine Intrigue; Weiberlist; — und das Kind mit dabei! — Das Kind ist ja noch klüger, als ich dachte! — Sie ist zu Ihnen gegangen, damit Sie kommen und ihr helfen und mich bereden sollen, einen Arzt zu nehmen. Einen von euren Aerzten, die viele dicke Bücher studieren und viele lange Rezepte schreiben, aber nichts können. Das ist die Intrigue!"

„Sie nennen das eine Intrigue, Herr Hillmann; ich finde nur, daß Ada Hillmann ihre Pflicht gethan hat, um ihren sehr klugen, aber auch sehr eigensinnigen Pflegevater zu retten. In diesem Augenblick geht es Ihnen gut; Ihre Augen sind klar; ich hoffe, die alte Madame Paoletti kann ein gutes Wort mit Ihnen reden. Sehen Sie mich an! Mit meinem bösen Fuß leb' ich nun schon lange; — zuerst sträubt' ich mich auch wie Sie, einen Arzt zu nehmen; hätte ich nicht endlich nachgegeben, so lebt' ich gewiß nicht mehr . . ." Die Stimme senkend und sich, wie unwillkürlich, mehr zu ihm niederbeugend fuhr sie fort: „Mir lag damals nicht viel am Leben, das wissen Sie; es kam auch nicht viel darauf an, ob ich weiterlebte. Sie aber haben eine große Aufgabe, eine Pflicht; — da steht sie!" setzte sie hinzu, auf Ada deutend. „Und darum wollen und sollen Sie am Leben bleiben; die Vernunft verlangt es — die Vernunft, von der Sie so gern reden . . . Wollen Sie nun einen Arzt nehmen, oder nicht?"

Hillmann seufzte leise. Die Worte der Paoletti, von einer halb männlichen Stimme scheinbar ruhig gesprochen, schienen tiefer

auf ihn zu wirken, als er wünschte. Mit einem seltsamen Ausdruck hilfloser Erbitterung und Rührung sah er zu ihr auf. „Das habt ihr klug und weise angefangen," murmelte er endlich. „Krank und schwach lieg' ich hier im Bett, da habt ihr mich sicher, denkt ihr. Und wenn ich nun doch sage: laßt mir meinen Willen, meinen Eigensinn, meine Selbstbehandlung — was wollt ihr dann thun?"

„Das werden Sie nicht sagen," antwortete sie leise, in einem tiefen, verhaltenen Ton, der Rudolf ans Herz griff. „Denken Sie einmal nach: dies ist wahrscheinlich die letzte Bitte, die ich an Sie richte. Ich glaube, mir diese letzte Bitte zu erfüllen wären Sie mir schuldig . . . Denken Sie einmal zurück — weit zurück — und dann antworten Sie mit Nein!"

Hillmann lag eine Weile still. Er streckte darauf seine linke Hand aus — sie zitterte etwas — und hielt sie der Paoletti hin, ohne aufzublicken. Die Paoletti nahm sie. Die magere, knochige Hand des Alten und die große, volle, aber schöngeformte der Frau lagen so eine Zeit lang ruhig ineinander. Rudolf wollte thun, als bemerke er es nicht; aber gegen seinen Willen konnte er's nicht lassen, diese beiden stillen, alten Menschen zu betrachten. Sie bewegten sich beide nicht, und eben das erfüllte ihn mit einer seltsamen Wehmut, die er noch nicht gekannt hatte. Was mag ihnen jetzt vorschweben! dachte er. Was mögen sie erlebt haben!

„Nun, so schicken Sie mir, wen Sie wollen," sagte der Alte, nachdem er einen tiefen Atemzug gethan hatte. „Einer muß ja nachgeben; und das Sprichwort sagt — —"

Doch diesen sarkastischen Gedanken sprach er nicht zu Ende. Er drückte mit Gewalt die Augen zu, und schlug sie dann rührend schüchtern zu Madame Paoletti auf, wie um ihr das abzubitten. „Ich danke Ihnen, Madame Paoletti," sagte er weich, „daß Sie gekommen sind. Schicken Sie, wen Sie wollen. Ich unterwerfe mich. Ich will nach Ihrem Rezept gesund werden, wenn Sie es verlangen. Und nun — — nun möchte ich gern etwas Ruhe haben. Bitte, geben Sie mir noch einmal die Hand!"

„Leben Sie wohl! Genesen Sie bald!" sagte sie, während ihre Hände wieder ineinander lagen. „Ich danke Ihnen," setzte sie ganz leise hinzu. Darauf wandte sie sich zur Thür.

Als sie bei Rudolf vorbeikam, trafen ihn die ernsten, dunklen Augen wieder mit einem forschenden Blick. Sie nickte dann kurz

vor sich hin, als habe er ihr den Eindruck gemacht, den sie wünschte. „Bitte, auf ein Wort!“ flüsterte sie nach diesem offenherzigen Nicken, mit dem Kopf zur Thür deutend. Rudolf folgte ihr. Sie sah nur noch einmal nach dem Alten zurück, der, wie von dieser Erregung erschöpft, mit geschlossenen Augen und erschlafften Muskeln dalag. Auf dem Korridor blieb sie stehn; Ada und die Großmutter kamen leise auf den Zehen nach, die Thür ward geschlossen.

„Nicht wahr,“ sagte die Paoletti zu Rudolf, „Sie sind der neue junge Freund des Herrn Hillmann, von dem mir Ada erzählt hat, der zum Theater will?“

„Ja, der bin ich,“ gab er ihr zur Antwort.

„Wollen Sie ein wenig achtgeben auf den alten Mann? Wollen Sie hier etwas helfen?“

„Ich bleibe hier, wenn man mir's erlaubt,“ sagte er ebenso schlicht, wie sie ihn gefragt hatte. „Ich hole den Arzt; natürlich; und über Nacht bleib' ich hier.“

„Sehen Sie, so eine Antwort hatte ich erwartet,“ entgegnete die Paoletti, indem sie wieder mit dem Kopfe nickte. „Also, hören Sie, Frau Bornemann: dieser junge Freund mit den guten braunen Augen verläßt den Herrn Hillmann nicht; verläßt Sie und das Kind nicht. Den Arzt schick' ich selbst. Wiegen Sie nur den Kopf nicht so. Es wird alles gut!“

„Wie soll alles gut werden,“ sagte die alte Frau mit einer feinen, weinerlichen Stimme, die nach dem tiefen Organ der Paoletti doppelt frauenhaft hilflos klang. „Er wird ja sterben, er wird uns verlassen!“

„Nein, er wird nicht sterben,“ erwiderte die andre. „Nehmen Sie sich zusammen, gute Frau; schauen Sie das Kind an; die faßt sich besser als Sie. Was das Sterben betrifft — ich kenne den Herrn Hillmann; ich habe viele Stunden lang bei ihm gesessen, als alle Aerzte ihn aufgegeben hatten; — das war anders als jetzt ... Ich danke Ihnen,“ sagte sie darauf zu Rudolf, und winkte ihm mit der Hand. „Sie werden Wort halten, das weiß ich. Also gute Nacht!“

In demselben Augenblick wandte sie sich und ging in scheinbar ruhigster Haltung den Korridor hinab, den „bösen Fuß“ hinter sich her ziehend. Rudolf sah ihr nach, bis sie um die Ecke verschwand. Was für eine merkwürdige Frau, dachte er bewegt. Ihre ‚letzte Bitte‘ ... Was haben die wohl erlebt?

VI.

Ueber Nacht blieb Rudolf da, wie er versprochen hatte; man verwehrte es ihm nicht. Die alte Frau murmelte wohl etwas, wie wenn das ein Opfer sei, das man nicht annehmen könne; und sie selber sei ja dazu da, und sie werde wachen. Nachdem aber der Arzt erschienen, lange geblieben, dann am späten Abend noch einmal gekommen war, verschiedenes angeordnet und die gute Frau beruhigt hatte: er hoffe auf Genesung, — und nachdem Ada in plötzlicher Zärtlichkeit die Großmutter umschlungen, mehrmals lebhaft geküßt, und ihr darauf das Versprechen abgezwungen hatte, sich zur Ruhe zu legen, zog die Alte sich endlich seufzend in ihr Schlafgemach zurück. Rudolf setzte sich in Hillmanns Arbeitszimmer, nach des Arztes Wunsch, ließ die Thür zum Krankenzimmer offen, so daß er jede Bewegung des Alten sehen und hören konnte, und horchte auf die fast regelmäßigen Atemzüge nebenan: denn nach neuem Phantasieren war Hillmann in ruhigen Schlaf versunken. „Sie werden nun auch zu Bett gehn," sagte er zu Ada, die noch im Zimmer stand und gleichfalls horchte.

Mit einem befremdeten Blick sah das Kind ihn an, wie durch den ruhigen, halb befehlenden Ton verletzt, in dem er das gesagt hatte. „Ich kann ja wohl auch bleiben, wenn ich will," gab sie flüsternd zur Antwort. Rudolf lächelte. „Ich bitte Sie also, mein Fräulein," verbesserte er sich, „gehn Sie nun auch zu Bett. Es wäre unvernünftig, wenn Sie es nicht thäten."

„Unvernünftig!" murmelte sie. „Immer, immer Vernunft!" — Sie stieß einen leisen, kurzen Ton des Widerwillens aus und verzog die Lippen. Indessen nach einer Weile — da er nichts mehr sagte — streifte sie langsam, noch nach Kinderart, an dem Schreibtisch hin und bewegte sich ebenso langsam zur Thür. „Also ja doch, ich gehe," sagte sie fast unhörbar, als sie an der Thür stand. Dann schlich sie geräuschlos hinaus und er blieb allein.

„Wie sonderbar das alles ist!" dachte Rudolf, in seinem ledernen Sessel vorgebeugt und in das stille, ruhige Licht der Lampe blickend. Noch vor wenigen Tagen hatte er von da drüben, aus dem offenen Fenster der „Restauration", in dieses Zimmer geblickt wie in eine fremde Welt; wo er jetzt saß, hatte damals Thekla gestanden und „Eboli" gespielt, und ein kleiner, grauer

alter Mann hatte sie heruntergeputzt. Nun lag dieser alte Mann dort im Krankenbett, und er saß hier allein, seinen Schlaf bewachend. Seine Papiere lagen auf dem großen Schreibtisch sorglos ausgebreitet; niemand hatte daran gedacht, sie hinwegzuräumen. Neben offenen und zugeklappten Büchern lagen da zerknitterte Rollen, einzelne beschriebene Blätter; auch ein halbvergilbter, fleckiger Kaufmannslehrbrief — Rudolfs scharfe Augen sahen das von weitem — rings von allegorischen Bildern eingefaßt und merkwürdigerweise auf den Namen „Friedrich Hillmann“ ausgestellt, wie er erkannte, ohne es zu wollen. „Friedrich Hillmann und ein Lehrbrief der Kaufmannsgilde!“ dachte er verwundert. „Und das alles mir anvertraut, wie wenn ich ein Sohn dieses Hauses wäre; und die Uhr da an der Wand macht so ruhig ihr Ticktack in der stillen Nacht, als hätte sie mich schon jahrelang gesehn und ich sie gehört!“ — Er blickte weg vom Tisch, um da nichts mehr zu lesen; er schaute an den Wänden hin und betrachtete die Kupferstiche, die Lithographien, die auf der verschossenen Tapete hingen. Es waren wenige, unbedeutende, in wertlosen Rahmen; einige schienen Schauspieler darzustellen, zwei waren Bilder aus dem Leben des ersten Napoleon, des „Großen“. Napoleon auf Sankt Helena, von seinen Getreuen umgeben; Napoleon in Paris, als seine erste Frau, seine Josephine, von ihm Abschied nimmt. „Wie oft,“ dachte Rudolf, „mag der Alte wohl dieses Bild betrachten; er, der vorhin davon phantasierte — der sich mit Napoleon verglich, von seiner Luise sprach. Wer ist diese Luise, mit der ihn sein Glück verließ? Ist sie lange tot — oder ist sie die Paoletti, die an diesem Abend kam, um ihn noch einmal zu sehn? — Ist das möglich? Ich weiß nicht. Was weiß ich vom Leben . . . Wer ist diese Frau, diese Paoletti, die so ein großes, energisches, männliches Gesicht hat, und doch, wie es scheint, so ein weiches Herz? — Vielleicht ein ‚gebrochenes Herz‘ . . . Wie viel begibt sich in der Welt, von dem man nichts weiß; — und doch fürchtet man sich vor nichts, so lange man noch jung ist, lebt so hin, und denkt: morgen oder übermorgen kommt das Glück; wie sollte es nicht kommen?“

Er versank in grübelnde, unjugendliche, beklemmende Gedanken; unterdessen schlief der Alte in ruhigem Tempo fort, ohne sich viel zu regen. Es mochten wohl Stunden so vergangen sein, als ein Geräusch an der Thür Rudolf in die Wirklichkeit zurück-

rief. Ada öffnete leise; sie hatte sich über den Korridor herangeschlichen, ohne daß er's gehört hatte. In denselben Kleidern, in denen sie gegangen war, trat sie in das Zimmer.

„Ich bin nicht ‚unvernünftig'," flüsterte sie, mit kindlich ernstem Gesicht. „Ich hatte mich wirklich auf das Bett gelegt; wollte etwas schlafen. Ich habe auch vielleicht geschlafen; — ich weiß nicht. Dann fuhr ich aber plötzlich in die Höhe ... Und nun wollt' ich nur sehn: schläft er? Oder geht es schlecht?"

„Er schläft," sagte Rudolf herzlich, während das blasse Mädchen in die offene Thür trat, um den Kranken zu betrachten. Geräuschlos trat er zu ihr und flüsterte: „Sehen Sie, wie gut er schläft. So schlief er die ganze Zeit. — Lassen wir ihn ruhn!"

Sie antwortete nicht, sondern kehrte langsam in das Arbeitszimmer zurück und setzte sich auf einen Stuhl neben dem Tisch. Die großen Augen sahen überwacht und wie gedankenlos auf den Boden. Auch Rudolf setzte sich leise wieder auf seinen Platz; sie schien es nicht zu hören, sie saß schweigend da. Es kam ihr offenbar gar nicht in den Sinn, daß sie mit einem jungen Mann, den sie sehr wenig kannte, in tiefer Nacht allein war; sie schien vielmehr seine Gegenwart völlig zu vergessen. Als wäre sie in ihrem Kämmerlein, träumte sie vor sich hin, machte zuweilen ein schmerzliches, finsteres Gesicht, und bewegte die Lippen, wie wenn sie mit sich spräche.

„Fräulein Ada! Sie wollen nicht wieder schlafen gehn?" flüsterte er endlich.

Sie sah auf, wie aus dem Traum. „Schlafen gehn?" wiederholte sie. „Ja, ja!" — Dann deutete sie nach dem Krankenzimmer. „Lassen Sie mich nur noch eine Weile hier!"

„Ich kann Sie nicht hindern," antwortete er sanft. „Obgleich —"

Sie machte eine ungeduldige Bewegung mit dem Kopf, worauf er verstummte.

Plötzlich sah sie dann mit einem herzlichen Blick zu ihm hinüber. „Verzeihen Sie," sagte sie; „ich war wohl nicht freundlich, denn Sie wurden auf einmal so still ... Und Sie sind so gut. Und statt Ihnen dankbar zu sein — "

„Bitte, sagen Sie nichts dergleichen!" fiel ihr Rudolf ins Wort. „Ich hatte nur den Wunsch, daß Sie ausschliefen, während

ich hier wache; aber Ihre Unruhe begreife ich, natürlich. — Sie lieben Ihren Vater sehr —"

Sie blickte zum Himmel auf. „Gewiß," sagte sie dann leise, wieder niederblickend.

„Und wie er Sie liebt!" fuhr Rudolf fort. „Wie nur irgend ein wirklicher, leiblicher Vater lieben kann!"

Ein halb unterdrücktes „Hm" war ihre einzige Antwort. Sie hatte den Kopf gegen die Brust gesenkt, und ein etwas scheuer Blick flog zu ihm hinauf. Ueber das feine, blasse Gesicht ging dann ein so herbes Lächeln, daß er fast erschrak. Wie vorhin bewegte sie wieder die Lippen, ohne daß er ahnen konnte, was sie zu sich sagte. Es blieb aber ein Ausdruck des Leidens in ihren Zügen stehn, und die Lippen zuckten. Endlich fing sie an, die Fußspitzen, die unter ihrem Kleidchen hervorsahen, in kindlicher Gedankenlosigkeit zu schaukeln, und zupfte an der Tischdecke, die neben ihr herabhing.

„O gewiß," murmelte sie nach langem Schweigen. „Ich muß ihm sehr dankbar sein. Er ernährt uns ja; die Großmutter war arm, die Eltern waren tot. Er ist so edel und gut. O gewiß. Natürlich ... Sie können von dort sehn, ob er schläft. Nicht wahr, er schläft."

„Ja, zum Glück; noch immer. — Vielleicht wollten Sie vorhin durch Ihr Schweigen sagen, Fräulein Ada, daß der wirkliche Vater doch nie zu ersetzen ist —"

Auf einmal seufzte das Mädchen. Rudolfs weiche und warme Stimme schien sie sehr zu rühren; denn die zarte, nervöse Gestalt begann zu zittern. „Wie ein Vater ist, das weiß ich nicht," sagte sie leise, auf ihre Füße blickend. „Er starb so früh ... Herrn Hillmann nenne ich nicht ‚Vater'; ich nenne ihn ‚Papa'."

„Aber zu Ihnen ist er wie ein Vater —"

„Ich glaube, er liebt mich nicht," sagte sie vor sich hin.

Rudolf starrte sie an.

„Er liebt nur das, was er aus mir machen will," sagte sie scheinbar ruhig; die Sätze einzeln hervorstoßend, während jedesmal ihre Hand an der Tischdecke zog. „Meine ‚Zukunft' liebt er. Hab' ich's gut gemacht, so bin ich seine gute Tochter, seine ‚große' Tochter. Wenn ich etwas schlecht mache, kann er mich nicht leiden. — Ich war nie ein Kind ... Wenn die andern wie Kinder spielen, muß ich dasitzen und über die Eboli nachdenken ...

Was versteh' ich von der Eboli? — Ich will wie die andern Kinder spielen, spielen!" sagte sie etwas lauter, indem ihr die Thränen aus den Augen liefen. „Ich will mit Puppen spielen! Ich will glücklich sein! — Sie haben mir die Puppen weggenommen, als ich so glücklich war, wenn ich damit spielte! — Die Mädchen auf der Straße nennen mich die Komödiantenpuppe; sie lachen hinter mir her, sie verhöhnen mich. Weil sie *dumm* sind, sagt der Papa Hillmann; weil sie mich beneiden. Ich beneide *sie* ... Alle, alle sind sie glücklicher als ich. Ich *hasse* meine Rollen; ich *hasse* die Eboli und die Luise und die Julia. Nur die Großmutter liebt mich ... Ich will nicht immer dasitzen und brüten und studieren, ich will nicht mit Kopfweh an Ferdinand und Don Carlos denken, ich will ein Kind sein, ich will glücklich sein!"

Sie sagte nichts mehr, sie ließ nur über ihr zuckendes Gesicht die Thränen fließen. Rudolf saß wie betäubt und schaute vor sich hin. So sah es also aus in dem „Wunderkind" ... In der „glücklichen Ada", die er beneidet hatte, weil ihr das Schicksal diesen göttlichen Beruf, diesen Pflegevater, diesen Meister gab; weil sie so mühelos zum Olymp hinaufstieg! — — Sein junger Kopf wußte sich wieder nicht zu fassen. Mitleid beklemmte ihn. Er fühlte einen Zorn auf den alten Mann, der so still dalag; der dieses junge Leben so zerstörte. Und doch rührte sich auch wieder ein dumpfes, unklares Bedauern für den stillen Alten. ... „Was thu' ich hier!" dachte er. „Wenn dieses Kind nur zu weinen aufhörte ... Warum kam ich in dieses Haus!"

Endlich rührte sich Hillmann, warf sich hin und her und hob den Kopf. „Wo ist Ada?" rief er mit schwacher Stimme. „Ada! Mein gutes Kind!"

Bei diesen Worten schnellte das Mädchen vom Stuhl empor, wie ein aufgescheuchter Vogel aus dem Busch. Sie riß das Tuch aus der Tasche, und mit unglaublicher Geschwindigkeit trocknete sie die Thränen. Dann, mit einer eckigen und um so mehr rührenden Bewegung, legte sie eine ihrer Hände aufs Herz. „Was ist Ihnen, Papa?" stammelte sie. „Ich bin da! Ich komme!" Ohne Rudolf anzusehn, lief sie durch die offene Thür und an Hillmanns Bett.

„Wollen Sie etwas?" fragte sie voll Unruhe. „Ist Ihnen schlechter, Papa? Können Sie nicht mehr schlafen?"

„Ich danke dir, mein Kind; nein, mir ist nicht schlecht," antwortete der Alte. „Ich träumte nur eben von dir — und so war mir, als müßt' ich dich sehn. Auch könntest du mir etwas Wasser geben; — Durst! schnöder Durst!"

Sie reichte ihm das Glas, das für ihn bereit stand; — „hier! hier!" sagte sie eifrig. Hillmann seufzte und trank. Nachdem er getrunken und wieder flüchtig geseufzt hatte, betrachtete er das Kind, auf das ein unsicherer Schein vom Nachtlicht fiel. „Hast du geweint?" fragte er verwundert.

Rasch und kurz schüttelte sie den Kopf und kniete neben ihm nieder. „Verzeihen Sie, Papa!" sagte sie dann plötzlich, ergriff seine Hand und küßte sie, und legte ihre Wange darauf.

„Was soll ich verzeihen?" antwortete er. „Du bist ja mein gutes Kind; meine gute Ada!" — Ueber sie hinweg erblickte er nun Rudolf in dem andern Zimmer. „Ah, da sitzt mein Wächter, mein Gefangenwärter," sagte er mit einem matten Lächeln. „Den euer Doktor mir verordnet hat; — und ich muß thun was er will. Ich ergebe mich; ich unterwerfe mich. Damit ich bei Ada Hillmann bleibe, so lange sie mich noch braucht . . . Aber es ist ja wohl tiefe Nacht. Kind, Kind, zu Bett!"

„Ja, ich gehe zu Bett," sagte sie sanft und weich. „Gute, gute Nacht!"

Sie küßte ihm noch einmal die Hand; dann nickte sie ihm zu — während der müde Mann schon wieder die Augen schloß — und kehrte langsam ins andre Zimmer zurück. Zwei große Thränen standen ihr wieder in den Augen. Aber sie blieben da stehn. Eine Weile horchte das Kind, dem die dünnen Arme schlaff herunterhingen. „Schläft er nun wieder?" flüsterte sie endlich.

„Ja, mir däucht, er schläft," sagte Rudolf leise.

„So will ich auch schlafen gehn," murmelte sie und seufzte tief aus der Brust. „Versprechen Sie mir nur eins!" setzte sie mit einem scheuen, flehenden Blick hinzu.

„Was, Fräulein Ada?" fragte er.

„Ich schäme mich so sehr . . . Wie konnt' ich das alles sagen, was ich vorhin sagte. Es saß mir so auf der Brust; auf einmal war es heraus . . . Wie undankbar bin ich. Er hat mich ja doch so lieb. — Und ich ihn! ich ihn!" setzte sie hinzu.

„Daran zweifelte ich auch nicht —"

„Versprechen Sie mir, alles wieder zu vergessen, was ich Ihnen sagte! Und zu niemand auf der Welt ein Wort davon zu sprechen. Schwören Sie mir das!"

Mit einer erstaunlich ausdrucksvollen Gebärde legte sie wieder, doch diesmal wie flehend, eine Hand auf die Brust. „Ich will es Ihnen schwören, wenn Sie es verlangen," sagte Rudolf lächelnd, aber mit bewegter Stimme. „Seien Sie unbesorgt — — und schlafen Sie nun gut!"

„Zu niemand auf der Welt!"

„Nein, nein."

Sie ging langsam zur Thür; die zarten Schultern hoben sich von dem schweren Atemholen der Brust. „Ich schäme mich," flüsterte sie noch einmal an der Thür, gegen die Decke blickend. „Vergessen Sie's, bitte, bitte . . . Gute Nacht!"

VII.

Seit Vater Hillmann der Madame Paoletti nachgegeben und auf die „Selbstbehandlung" verzichtet hatte, begann er sich — wenn auch langsam — zu erholen; die Fieber nahmen ab, die gesunkene Lebenskraft erhob sich wieder; Rudolf sah von Tag zu Tag, wie seine hingebende Pflege sich belohnte. Denn er kam täglich und ging selten; so oft er es erzwingen konnte, blieb er auch über Nacht. Es lag in seiner Art, sich an jede Sache, die er unternahm, ganz und gar zu geben; und in diesem Fall hinderte man ihn nicht. Der Arzt ermutigte ihn durch ein gelegentlich hingeworfenes Lobeswort, als „barmherziger Bruder" auszuharren; Hillmann selber zeigte ihm beredte oder stumme Dankbarkeit, so oft er kam oder ging. Die „alte Frau", die sich langsamer an ihn gewöhnte, schloß ihn zuletzt mit rührender Zärtlichkeit in ihr mütterliches Herz; und Madame Paoletti, die zuweilen auf eine Minute auf dem Vorplatz erschien, schüttelte ihm jedesmal, so oft sie ihn wieder antraf, die Hand und nickte stumm mit dem Kopf. Nur Ada schien eine stille Scheu vor ihm zu haben, seit sie in jener Nacht sich so kindisch unbedacht entladen hatte. Es war, als grollte sie ihm, daß ihr Herz so offen vor ihm dagelegen; und als fürchte sie, daß er im stillen übel von ihr denke. Uebrigens

ging sie mit jedem Tag bleicher und stiller umher; ihre Lippen verloren die Farbe, ihre Augen den Glanz. Je mehr der Alte genas und sich ans offene Fenster, an die milde Kühle der langen Abende, an Spazierfahrten und mäßige Wanderungen gewöhnte, desto welker bewegte sich ihre zierliche Gestalt; als wäre da, wie im Märchen, ein geheimer Zusammenhang, der die Gesundung des einen mit der Abnahme des andern verknüpfte.

Hillmann saß eines Tages wieder an seinem Schreibtisch, was er so lange ersehnt hatte; Rudolf stand am Fenster, und der Arzt — ein Mann in mittleren Jahren, von gutem Humor — saß dem Alten gegenüber, von dem er heut Abschied nahm. „Ich danke Ihnen noch, Herr Hillmann," sagte er scheinbar harmlos heiter, „daß Sie mich trotz Ihrer homöopathischen Ueberzeugungen so nachsichtig behandelt, und sich meinen Anordnungen so philosophisch gefügt haben. Zum Glück ist dieses philosophische Benehmen Ihnen gut belohnt worden! Sie sehen mich nicht wieder, — wenn Sie nicht neue Streiche machen: denn ich kann Ihnen sagen, meine unmaßgebliche Ueberzeugung ist, daß Sie, bei Ihrer geschwächten Konstitution, sich durch Ihr nächtliches Schreiben und Studieren in diese Affaire gestürzt haben. Hoffentlich leben Sie nun etwas mehr nach dem Willen der Natur; — und hoffentlich halten Sie auch ein junges Wesen dazu an, das Ihnen anvertraut ist, und das auf dem besten Wege ist, um seine Gesundheit zu kommen ebenso wie Sie."

„Von wem reden Sie?" fragte der Alte unruhig.

„Von Ihrer Pflegetochter, von dem ‚Wunderkind'."

„Mein Gott! Ist sie krank?" fuhr der Alte auf. „Was ist ihr geschehn?"

„Ihr ist nichts geschehn," sagte der Doktor ruhig, „als daß sie nicht ganz so lebt, wie ein Mädchen in ihren Jahren leben sollte; und das rächt sich, natürlich. Sie sollte jetzt eher ein Pflanzenleben führen — wenn Sie mir erlauben, das zu sagen — um ein starkes, festes, solides Bäumchen zu werden; statt dessen führt sie ein Nervenleben, das ihr nicht gut anschlägt. Wenn ich der Erzieher und Vater dieses Mädchens wäre —"

„Hab' ich etwas versäumt?" unterbrach ihn Hillmann. „Hat die alte Frau etwas versäumt, während ich damit beschäftigt war, wieder gesund zu werden? Hat man das Kind nicht täglich in die Luft geschickt, ihr Bewegung gemacht —"

„Das wär' es wohl nicht allein," sagte der Arzt, mit einem unwillkürlichen kritischen Blick zu Rudolf hinüber, der voll Teilnahme näher getreten war. „Sie wollen eine große Künstlerin aus dem Mädchen machen; um da sicher zu gehn — würd' ich Ihnen raten — geben Sie sie für diesen Sommer ganz und gar in die Luft! Tragen Sie ihr auf, Herr Hillmann, mehr zu vegetieren; in der Sonne zu leben und an nichts zu denken; sich in ein Boot zu setzen und herumzurudern; ihre zarte Haut tüchtig zu verbrennen; und ihre junge Seele nicht mehr zu strapazieren, als dem Körper gut ist. Dann wird sie vermutlich im Winter als Kätchen und Gretchen Wunderdinge leisten — ohne dabei so zu verwelken, wie jetzt —"

„Zu verwelken!" rief der Alte aus, der, wie von einem Schuß getroffen, sich erhoben hatte. „Zu verwelken — mein Kind — Ada Hillmann! — Herr, wissen Sie auch, was Sie mir da sagen? — Ich hab' ja alles auf diese Karte gesetzt . . . Zu verwelken! Alle Haare auf dem Kopfe sträuben sich mir ja, wenn ich das nur denke. Wo ist das Kind! — Ada!"

Er lief zur Thür, riß sie auf und rief hinaus: „Ada! Ada!" — Dann, als sie geantwortet hatte, kam er wieder zurück. „Ich seh' es Ihnen an," sagte er zum Arzt, vor den er sich hinstellte, Feuer in den Augen; „ich seh' es Ihnen an, wir haben etwas versäumt. Ich, ich, ich hab' etwas versäumt! Ich dachte nur daran, wieder gesund zu werden — um für sie zu leben — nun ‚verwelkt' sie mir, sagen Sie. Das wäre ja, um mich totzuschlagen . . . Das soll sie nicht. Das wird sie nicht. Menschen von meiner Art geben das nicht zu! Hab' ich etwas eingesehn, bin ich auch entschlossen —"

„Ada!" rief er wieder und lief bis zur Thür.

Das Mädchen öffnete eben und trat ein. Der Alte nahm sie bei der Hand und zog sie bis zum Fenster, ans Licht. „Wo hatte ich meine Augen," sagte er dann, während sein Gesicht sich zusammendrückte. „Meine Forscheraugen! — Blaß; blutleer; ohne Leben; — Sie haben recht. Und wie mager sie ist . . . Das kommt von dieser verwünschten Gewohnheit des Zusammenlebens, die uns blind und dumm macht; man sieht so ein Wesen alle Tage, und alle Tage nimmt so ein Wesen um ein weniges ab, und das sieht man nicht! — Bitte, erlaube, mein Kind —"

Er öffnete ihr den Mund, das bleiche Zahnfleisch zu sehn;

er zog ihr das untere Augenlid herunter. „Alles, alles blaß!“ sagte er mit der Miene eines ausgelernten Arztes, doch zugleich kummervoll. „Meine gute Ada, heute wird gepackt! Morgen zieht mein Kind mit der Großmutter aufs Land, und vor dem Herbst kommt sie mir nicht wieder!“

Eine zuerst noch ungewisse, matte Freude leuchtete in dem Gesicht des Mädchens auf, das mit der plötzlichen Ueberraschung kämpfte. Sie sah von einem zum andern; dann aber warf sie sich dem Alten mit einem Ausbruch der Dankbarkeit, der Glückseligkeit an die Brust. An diesem heftigen Ausbruch schien Hillmann zu fühlen, wie sehr das Kind im stillen gelitten, wie viel er schon versäumt hatte; er hielt sie etwas verlegen in den Armen. „Bis zum Herbst; ja, ja,“ murmelte er und streichelte beinahe schüchtern ihre braunen Flechten. „Bis zum Herbst geb' ich dich her; bleibe hier allein — mit meinen Geschäften, die nun bergehoch daliegen — besuche euch wohl einmal — entbehre euch ohne Murren, weil es sein muß. Denn wozu leben wir alle, wenn du nicht gesund bist! — Ich schick' euch an ein stilles, wunderschönes Plätzchen, wo ich als grüner Junge glücklich war; da sollst du dich stärken, Kind, daß dann alle Welt sich verwundern soll, was für rote Backen sie bekommen hat, diese Ada Hillmann! Wenig studieren, wenig Rollen lernen; nur das Organ üben, daß es stark und voll wird, und das reine Deutsch üben, das ich dich gelehrt habe; denn das hab' ich dir von Kind auf gesagt, und vergiß mir's niemals: eine schöne, reine, deutsche Sprache ist das erste, was des Hörers Ohr trifft — wenn du einmal spielen wirst — das erste, was den Hörer fesselt und für den Sprecher einnimmt, was ihm die Herzen erobert. Nur muß die Sprache nie geziert erscheinen; einfach edler, reiner Ausdruck, natürlicher Ton der Seele, Brustton —“

„Verzeihen Sie, Papa!“ fiel das Mädchen ein. „Darf ich dann auch spielen und laufen und springen mit den andern Mädchen?“

Der Alte zog die Augenbrauen nieder. „Laufen und springen, ja, ja,“ sagte er etwas unwillig, aber sich mäßigend, mit einem Blick auf den Arzt. „Dich in freier Luft tummeln, so viel du willst, und so viel dir gut ist; aber du hast die Großmutter, laß die kleinen Mädchen! Vermeide so viel wie möglich den Umgang mit den Kindern dort, mit den Bauern dort; sie

sprechen ein abscheuliches Deutsch, einen unglückseligen, singenden Dialekt; bleib mir davon fern, um Gottes willen! — Nun läßt sie wieder den Kopf hängen; nun ist sie verstimmt. Meine empfindliche, leicht gekränkte, reizbare Tochter! — Wenn gebildete, feine Sommergäste kommen, die die Manieren der guten, vornehmen Gesellschaft haben und ein gutes Deutsch sprechen — an die schließe dich an; das vergönn' ich dir nicht nur, darum bitt' ich dich. Lerne von ihnen, wie eine junge Dame sich benimmt; beobachte sie, studiere sie; zeig dich deines Pflegevaters würdig, der immer mit offenen, scharfen Augen in die Welt sah. Und im übrigen lebe so, daß du mir gesund wirst; und nimm dich bei der Hitze in acht, um Gottes willen: ein kalter Trunk, wenn du erhitzt bist, und dein Organ kann für immer hin sein! — Aber nun kein Wort mehr; nun ans Packen, Kind. Keinen Tag lass' ich dich so länger in der Stadt; hinaus, Vogel, hinaus! Ich will mit euch packen; ich will euch arme, unbehilfliche Frauenzimmer unterweisen, wie man packen muß. Denn das müßt ihr mir auch ein wenig lernen, für die Zukunft, wenn die Gastspielreisen, wenn die ‚Triumphzüge' kommen. Zwischen die Hafteln und Knöpfe und so weiter legt man beim Einpacken allemal Papier; sonst gibt es allemal Löcher. Ruf mir die alte Frau, Kind! Morgen mittag bring' ich euch zur Bahn, und mit meinem väterlichen Segen rollt ihr dann ins Weite!"

Ada stand noch und wußte nicht, was sie erwidern sollte; Freude und Schmollen teilten sich in ihr Gesicht. Endlich siegte die Freude, und nachdem sie dem Alten stumm die Hand geküßt hatte, lief sie zur Thür hinaus. Mich sah sie nicht an, dachte Rudolf. Er stand in ebenfalls gemischten Gefühlen da: es that ihm wohl, daß dieser arme Vogel seinem Käfig entflattern sollte; doch ihm war nun auch, als sei dieser ganze Theatertraum, dieses Märchen aus, dem er sich so berauscht hingegeben hatte. Er blickte mit trüben Augen in den Hof hinunter. Der Doktor nahm seinen Hut, sprach zu Hillmann noch einige Worte von Zustimmung und Dank, grüßte Rudolf und ging. „Ich gehe denn also auch!" sagte Rudolf leise. Nachdem er die nötige Fassung gewonnen hatte, trat er vor den Alten hin und sagte herzlich: „Mögen Sie von diesem Entschluß nichts als Freude und Segen haben, Herr Hillmann! Mög' Ihnen Ihre Tochter blühend wieder-

kommen. Sagen Sie ihr, bitte, meinen Abschiedsgruß, meine besten Wünsche — und leben Sie wohl!"

„Für heut haben Sie recht, wenn Sie mich verlassen," antwortete Hillmann lächelnd; „denn heut wird gepackt und gerüstet. Wenn aber morgen die Frauenzimmer fort sind, kommen Sie wieder zu mir, damit wir unsre unterbrochenen Studien endlich wieder aufnehmen; damit ich mich nicht von Gott verlassen fühle, — denn was fang' ich ohne Sie an; ich hab' mich ja mehr an Sie gewöhnt, als ich Ihnen sage. Und es wird nun auch Zeit, daß ich anfange, meine Schulden an Sie abzutragen —"

„Schulden?" fragte Rudolf.

„Zum Teufel, ja; Schulden so viel wie Haare auf dem Kopfe! Zeit und Kraft haben Sie geopfert für den alten Mann; wie soll ich das vergelten. Nicht einmal die paar Thaler wollten Sie vergessen, die ich Ihnen geliehen hatte; ich hab' sie durchaus wieder nehmen müssen; — nun, Sie haben recht: Geldsachen und Herzenssachen passen nicht zusammen. Von morgen an sind Sie wenigstens mein Schüler in der Kunst — und mein Freund für immer. Sie sagten vorhin ‚Herr Hillmann'; sagen Sie das nicht mehr. Von Ihnen höre ich lieber ‚Vater Hillmann', wenn es Ihnen recht ist; — reden Sie nichts, geben Sie mir nur die Hand. ‚Vater Hillmann' also. Und morgen nachmittag! — — Nicht wahr," fuhr er fort, mit einer unerwarteten Bewegung Rudolfs Arm fassend und drückend, „dieses Kind, diese Ada werd' ich doch nicht verlieren. . . . Ich bin mit dem Leben davongekommen, hab' es nicht erwartet; nun werd' ich doch dieses Kind nicht verlieren! Lieber gleich den Tod!"

„Wie können Sie denken," sagte Rudolf überrascht. „Sie braucht ja nichts als Ruhe, Erholung, gute Luft, um gesund zu werden. Sie — — sie lebte wohl nicht ganz gesund," setzte er etwas zaghaft hinzu. „Aber nun soll sie ja leben, wie es ihren Jahren zukommt —"

„Gewiß soll sie das," entgegnete Hillmann, indem er in leisem Unmut mit den Augenmuskeln zuckte. „Ich hab' ja nicht den Verstand verloren, will sie ja nicht töten. Sie soll mir einst alles, auch ihre Gesundheit danken! — Morgen kommen Sie wieder; adieu!"

Rudolf nahm die Hand, die der Alte ihm hinhielt, drückte sie und ging. Es war ihm immer wieder wunderbar, wie dieser

Mann ihn wechselnd abstieß und anzog; — „werd' ich mich nie daran gewöhnen?" dachte er. „Werd' ich ihn nie verstehn?" — Als er zur Treppe kam, hörte er noch, wie in den „Frauengemächern" die Großmutter lachte und die Junge sang. Es war ein lustiges Liedchen, wie er sie noch nie eines hatte singen hören. Einige Augenblicke stand er still und horchte; dann ging er hastig die steile Treppe hinab, denn diese ungewohnte Heiterkeit des Mädchens stimmte ihn wehmütig, ja sentimental. Er hatte sie täglich gesehn; sollte sie nun verschwinden? Sein leeres Herz hatte sich, ohne sie zu lieben — sie war ja ein Kind — doch an sie gehängt; der Duft des Wundersamen, Absonderlichen, der dieses halb jungfräuliche Wesen umgab, hatte ihm alle andern Mädchen unbedeutend gemacht. Seine große „Verirrung", Thekla, war verschwunden, seit ihr Kontrakt abgelaufen war; auch Max war verschwunden, spurlos, rätselhaft, ohne Abschied zu nehmen oder ein Wort über sich zurückzulassen. Unter den andern Genossen war keiner, den Rudolf ins Herz geschlossen, den er zu lieben wünschte. Und nun geht Ada fort, dachte er; nur der Alte bleibt mir . . .

Er kam in sein Zimmer zurück; wie entfremdet erschien es ihm. Wie selten hatte er es in diesen Wochen betreten, wie wenig darin gelebt, oder gefühlt, daß er darin lebte. In den herzbeengenden Empfindungen der Jugend, die sich zuweilen plötzlich einsam, unfertig, weltfremd und verlassen sieht, und sich auf der Erde wie auf einem märchenhaften Walfischrücken fühlt, der im nächsten Augenblick in Bewegung geraten und untertauchen kann — in solchen Empfindungen warf sich Rudolf auf sein Sofa nieder. Er dachte seines Vaters, seiner Mutter, die ihn so voreilig verlassen hatten; seiner ersten Liebe, in den Schülerjahren, die ihm jetzt wie ein Traum war; seiner Vaterstadt, die so freundlich bürgerlich zwischen ihren Hügeln, an ihrem Flusse lag, in die ihn nichts mehr zurückzog, die ruhig mit allem andern untertauchen konnte. Nur das weiße, volle Gesicht seines ältesten Kameraden, seines „lächerlichen alten" Max tauchte noch aus dem allgemeinen Untergang empor. Es öffnete den Mund, wie wenn es jene verrückte Novelle vom „gebrochenen Herzen" noch einmal vorlesen wollte. Es blickte ihn vorwurfsvoll an, wie um ihn an jenen Abend zu erinnern, wo er diesen Max in seinem Zorn „gemein", „urgemein" genannt hatte. Ein schwaches Lächeln ging Rudolf

über das elegische Gesicht. Er richtete sich halb auf, als hätte er das Gefühl, Max sei eingetreten, und stieß dabei mit dem Ellbogen an den Sofatisch. „Was liegt da auf dem Tisch?“ sagte er verwundert. „Das hab' ich vorhin nicht bemerkt. Ein Brief... Hier würd' eine alte Frau sagen: es gibt Ahnungen, Vorgefühle. Der Brief ist von Max!“

Er warf sich wieder zurück, öffnete das Siegel und las:

„Mein teurer Rudolf!

„Muß ich mich entschuldigen? Sind wir Philister, Rudolf? — Ich bin euch durchgebrannt, ohne adieu zu sagen; daran ist die ‚verfluchte Liebe‘ schuld, wie jenes schöne Lied sagt; denn warum soll ich es Dir in dieser einsamen Stunde nicht anvertrauen: Rudolf Berger, ich liebe! — Eines Tages werde ich Dir auch beichten, wie die Sache anfing; ich hatte einen kleinen Geniestreich gemacht, den Du, bei Deinem furchtbar cholerischen Temperament, für eine Niederträchtigkeit erklärt hättest; ich beurteile ihn milder! — Kurz, Thekla, oder Toni Winter, warf mich aus der Thür; was mir so sehr imponierte, daß ich mich verliebte. Rudolf, sie ist nicht bloß eine ‚Lampe‘, wie Weinhöfer von ihr sagt; sie ist mehr, sie ist eine bedeutende Natur, sie ist ein Charakter; sie kann noch ein großes, wunderbares Weib werden! Dazu will ich sie machen, Rudolf (da Du sie verlassen hast); wenn sie so viel Einsicht hat, mir ihr Herz zu schenken, sich an mich anzulehnen. In mir rühren sich ungekannte Kräfte; große Wandlungen gehen in mir vor! Ich verzichte auf die Novelle, die Novelle war vielleicht ein Irrtum; aber ich glaube, zum Dramatiker bin ich geboren — die Nähe Theklas hat mich darauf gebracht, ich fühle, wie es sich regt. Ich wohne den Proben bei, ich rieche Lampenluft; da kommen mir schöpferische Gedanken. Zuerst kommen mir die Aktschlüsse; — ich halte das für ein gutes Zeichen; darin verrät sich das echt dramatische Talent. Ich werde Deiner ehemaligen Thekla, meiner Toni (Rudolf, ich glaube, Du verstandest sie nicht) — ich werde ihr Stücke schreiben, sie wird dadurch berühmt werden, und wir werden uns lieben!

„Sie ist jetzt hier in H. engagiert; hier gefällt sie furchtbar; nur einige Schufte von Litteraten machen Opposition. Auch Weinhöfer war hier; er hat ihr richtig einen Heiratsantrag gemacht. Ich beschwor sie: sagen Sie ‚nein‘! Und sie sagte ‚nein‘. Darauf ist er denn mit verlängerter Nase wieder abgezogen. Sie

selber zu heiraten, daran denk' ich nicht! Was soll die Ehe unter Künstlernaturen; die Ehe ist ein Notbehelf der bürgerlichen Gesellschaft, und das soll sie bleiben; wir haben höhere Pflichten, also auch höhere Rechte! — Dies wage ich allerdings der Toni noch nicht zu sagen; denn sie würfe mich wahrscheinlich wieder aus der Thür (ein Charakter, Rudolf!) und dann wär' es aus. Zum zweitenmal würde sie mir wohl nicht verzeihen, so ein rührend guter Engel sie auch ist. Ich werde warten; ich bleibe hier; was liegt mir an eurer alten Universität, jetzt, wo solche Dinge in mir vorgehn; zum Glück hab' ich Geld!

„Das ist eben die Sache: ich habe noch immer Geld! Sonst könnte ich ja nicht den Unsinn begehn — denn gewissermaßen ist es doch ein Unsinn — in diesem Nest zu liegen, wo ich Gott in der Welt nichts zu thun habe, und spazieren zu gehn. Im Vertrauen gesagt, Rudolf: für einen leichtsinnigen Kerl wie mich wär' es vielleicht viel besser, wenn ich keinen so großen Wechsel hätte; wenn mein Vater mich kurz hielte, statt sich gegen seinen einzigen Sohn so großartig zu benehmen. Aber ich habe nicht den moralischen Mut, ihm das vorzuschlagen; Rudolf, das kann ich nicht. Denn wenn er den wahnsinnigen Einfall hätte, meinem Rat zu folgen —

„Grauenhafter Gedanke! —

„Toni haßt Dich, läßt sie Dir vermelden. (Denn — was sollte ich machen — sie weiß jetzt alles!) Aber sie ist ein so guter Kerl (Engel, wollt' ich sagen), daß sie wahrscheinlich gar nicht weiß, was Hassen eigentlich ist. Leb wohl, Epigone! Große Hoffnungen und Entwürfe schwellen meine Segel. Ich muß aufhören, denn ich habe eine zerrissene Rolle für sie abzuschreiben. Bleib mir gut! Lebe wohl!"

VIII.

Einige Tage nachdem er diesen Brief erhalten hatte, saß Rudolf bei dem alten Hillmann; es war Vormittag, die warme Sommerluft brütete über dem kleinen Hof, sie hatten die Fenster geschlossen. Hillmann ging in seinem Zimmer langsam auf und ab, ein wenig keuchend, da lebhaftes Sprechen und theatralische

Erregung ihn noch immer angriff. Wohl eine Stunde lang hatten sie miteinander studiert. Der Alte war nicht unzufrieden; zu Rudolfs Bewegungen schüttelte er allerdings den Kopf und suchte sie lebendiger, „zweckgemäßer" zu machen, aber im Vortrag fand er Wärme und Verstand. „Ich will Sie nun auch belohnen," sagte er nach einer Weile und trat an den Schreibtisch. „Heute morgen hat mir der Photograph dieses Bild geschickt; meiner Ada Bild. Schauen Sie es an!"

Rudolf mußte lächeln, daß der eitle Alte es schon als „Belohnung ansah, die Photographie eines vierzehnjährigen Mädchens betrachten zu dürfen. Auch war es noch ein sehr unvollkommenes Bild, wie man sie zu jener Zeit zu machen pflegte; übermäßige Kontraste zwischen Licht und Schatten, wenig Mitteltöne, gleichsam nur eine Abbreviatur der Wirklichkeit. Dennoch ward Rudolf wunderbar zu Mute, als er das kleine Bild in der Hand hielt und die Züge des „Kindes", die sich so oft lebendig vor ihm bewegt hatten, nun in dieser tiefen Ruhe und Regungslosigkeit sah. Sie schienen edler, reifer, rührender als im Leben; der träumerische Blick der Augen war auf ihn gerichtet und hatte etwas so Seelenvolles, jungfräulich unbewußt Erwachendes, wie es die wirkliche Ada ihm noch nie gezeigt hatte. Durch diesen tiefen Ernst wirkte freilich auch ihre Blässe fast noch krankhafter, als in der Wirklichkeit. Die zarten Wangen waren nicht zu mager, und doch mehr vergeistigt, als solcher Jugend zukam. Rudolf sah lange hin; ihm war endlich, als werde nun auch ihre liebliche Stimme zu sprechen anfangen, und als werde sie in Versen sprechen. Wie mag es mit diesem Wunderkind enden? dachte er. Ob sie wohl einst zu jemand sagen wird: ich liebe dich —?— Es zuckte ihm in der Hand, und er legte das Bild schweigend auf den Tisch.

„Ich hab' sie noch vor der Abreise photographieren lassen," sagte der Alte zur Erklärung, und ging wieder auf und ab. „Etwas, dacht' ich, muß ich von ihr haben. ... Wie viel sie wohl verlernen wird, während sie da draußen ihr ‚Pflanzenleben' führt, ohne ihren Vater! — Aber ich will nicht murren. Ich hab' schon den ersten Brief von ihr hier in dieser Tasche. Sie ist glücklich; zufrieden; fühlt sich auch schon besser. Wenn sie wiederkommt, ist sie fünfzehn alt; dann hat sie Rosen auf den Wangen, hoff' ich, und Verstand dazu!"

Er brach ab, weil er klopfen hörte. Auf sein lautes „Herein“ öffnete sich die Thür zum Korridor, und zu Rudolfs höchster Ueberraschung trat Max Stein über die Schwelle. Er kam aber nicht allein, sondern einer der Studenten folgte ihm, die in jener Nacht bei Max mitgetrunken und mitgeschlafen hatten. Ueber das bartlose Gesicht dieses jungen Kommilitonen lief eine breite Schmarre, von auffallender Röte. Sie zog sich vom linken Ohr zum Munde hin und gab ihm ein komisch kriegerisches Aussehen, da er sonst weiche, sanfte Züge hatte. Auch trat er etwas unsicher ein und suchte seine Schüchternheit durch ein künstlich burschikoses Zurückwerfen des Kopfes zu verdecken.

„Verzeihen Sie, Vater Hillmann, wenn wir stören,“ sagte Max vertraulich, worauf er Rudolf zunickte. „Wir kommen in einer jener Angelegenheiten, wo es nur eine Hilfe gibt: nämlich Meister Hillmann. Es handelt sich diesmal nicht ums Geschäft, sondern um die Kunst!“

„Ich verstehe nicht,“ sagte der Alte. „Belieben die Herren gefälligst Platz zu nehmen —“

„Vor diesem Rudolf Berger brauchen wir uns nicht zu genieren,“ fuhr Max fort, nachdem er sich gesetzt hatte. „Fürchten Sie übrigens nicht, daß der junge Mann, den ich Ihnen bringe — Wilhelm Wedekind, Studiosus — zum Theater gehn will; dazu hätt' er absolut kein Talent. Er wird sich in der ganzen Sache sehr passiv verhalten . . . Beachten Sie gefälligst den Schmiß in seinem Gesicht!“

Hillmann betrachtete die Schmarre, ohne eine Miene zu verziehn. Der junge Wedekind lächelte und schwieg.

„Wenn Sie sich erinnern, Vater Hillmann,“ setzte Max nach einer Pause hinzu; „Sie haben mir die Geschichte selber einmal erzählt: wie Sie als junger Mensch aus Begeisterung für Napoleon — als er von Elba zurückkam — nach Frankreich gingen und sich anwerben ließen; aber die Geschichte war dann anders, als Sie dachten: schauderhafte Kost, kein Geld, greuliche Kameradschaft —“

Vater Hillmann nickte. „Es war noch viel schlimmer,“ sagte er, ein Auge schließend; „war die reine Hölle. Ja, ich desertierte —“

„Das ist einer der großen Momente aus Ihrem Leben!“ rief Max aus. „Ja, Sie desertierten; aber wie desertierten Sie!

Da zeigten Sie, daß Sie zum Schauspieler geboren und berufen waren; denn gelernt hatten Sie's nicht, Sie ahnten noch nicht einmal, daß Sie die Bretter je betreten würden; — hab' ich darin recht oder nicht?" — Hillmann nickte stumm. — „Achtzehn, neunzehn Jahre waren Sie ja wohl alt; da machten Sie aus sich einen alten, zerlumpten Mann, der auf einem Bein hinkte, malten sich so ein siebzig Jahre ins Gesicht hinein, und hinkten am hellichten Tag zur Kaserne hinaus. Die Soldaten ließen den alten Kerl gehn, wohin er wollte; machten ja wohl noch ihre Späße hinter ihm her —"

„Sie haben die Geschichte gut behalten," fiel der Alte ein, der sehr vergnügt mit dem Kopfe nickte. „Ja, das war der Anfang, der erste Versuch des Komödianten! Ich hab' mir seitdem noch manche Maske geschminkt, manche gute Maske; aber so einen Erfolg verdankt' ich doch keiner mehr. Wär' ich in dieser ersten Rolle damals durchgefallen, so spielte ich keine mehr; so fiel ich nicht ‚mit Pauken und Trompeten' durch, sondern mit Pulver und Blei!"

„Ich wollte also nur sagen," fing Max wieder an, — „durch diese Geschichte sind Sie bei uns Studenten berühmt! Aber auch durch die Menschenfreundlichkeit, Vater Hillmann, womit Sie andern gewöhnlichen Menschenkindern zuweilen mit Ihrer Kunst durch die Welt helfen. Sie haben schon so dann und wann einem von uns ein glattes Gesicht gemalt, wenn er sich einen ehrenvollen, aber unerlaubten Schmiß geholt hatte — so, wie dieser Wilhelm Wedekind. Er kam heut morgen zu mir; ich war eben von — von einer kleinen Reise wieder heimgekommen. Er wußte, daß ich die Ehre habe, Sie etwas zu kennen. Du mußt mir helfen, sagte er; du mußt für mich sprechen! — Er ist ein guter Kerl, dieser Wedekind. Er hat noch keinen Bart, aber er ist furchtbar verschwiegen, Vater Hillmann. Es sind Verhältnisse da, die es nötig machen, daß sein Duell nicht bekannt wird; dazu braucht er aber vor allem ein möglichst glattes Gesicht. Wenn Sie also die Güte haben wollten, ihm die Narbe da wegzuschminken, so würde er Ihnen in jeder Weise dankbar sein; natürlich; und an dem Tage, wo Ihre Pflegetochter hier zum erstenmal auf die Bretter käme, da würden Sie von uns Studenten etwas erleben! Weiter sag' ich nichts!"

Wie er den alten Mann zu fassen weiß! dachte Rudolf nach

diesen letzten Worten. Der Schelm verfehlte auch seine Wirkung nicht, denn Hillmann konnte ein zufriedenes Lächeln nicht verbergen. Der Blick, mit dem er in die Ferne sah, verriet, daß ihm der Triumph dieses ersehnten ersten Abends vor den Augen stand; daß er seine Ada auf der Bühne sah, strahlend, wunderschön, in edlen Verbeugungen, während im Parterre Hunderte von Studenten die Hände zusammenschlugen und immer von neuem Adas Namen brüllten. „Schon gut, schon gut," murmelte der Alte, als er aus dieser Phantasie in die Wirklichkeit zurückkam. „Ich hab' ja ein Herz für euch lockere Musensöhne; das ist ja wohl bekannt! — Ich wollte mich allerdings nicht mehr mit solchen Thorheiten befassen; kommt es einmal heraus, wie steh' ich dann da vor der hohen Obrigkeit und der Polizei. Aber wir geben immer wieder nach, wir Alten, die wir auch einmal junge Taugenichtse waren. Kommen Sie in Gottes Namen, Herr Wedekind; wollen es versuchen. Im andern Zimmer hab' ich meine ‚Palette'. Die Herren Kommilitonen bleiben unterdessen hier. Stammeln Sie noch keinen Dank; gehn Sie nur voran!"

Die beiden verschwanden in Hillmanns Schlafzimmer. Rudolf sah ihnen mit leisem Kopfschütteln nach; sollte er denn diesen Alten immer wieder in einer neuen Gestalt sehn! — Darauf wandte er sich zu Max, der sich auf seinem Stuhl herumdrehte und mit tragikomischem Gesicht ihn anlachte. „Du bist also wieder hier?" sagte er halblaut zu dem jungen „Dramatiker", dessen Blässe ihm nun auffiel; denn er sah ähnlich aus, wie an jenem Morgen im Katzenjammer. „Der Wechsel schon zu Ende?"

Max lachte ihn wieder an; dann aber seufzte er. „Es war nicht der Wechsel," erwiderte er langsam, und die Stimme dämpfend. „Ich schrieb dir ja schon, daß sie ein Charakter ist. — Sie hat mich zum zweitenmal aus der Thür geworfen."

„Unglücklicher! — Nun ist's aus?" — Rudolf mußte lachen.

„Ich wußte ja, daß du lachen würdest," sagte Max; so etwas ist ja natürlich immer komisch, für die andern. Rudolf Berger, für mich ist es nicht so komisch! — Während die da malen, kann ich dir's ja erzählen ... Uebrigens, verwunderst du dich nicht?"

„Worüber?"

„Daß die Sache sich so zwischen uns gedreht hat: zuerst war ich dein Vertrauter, als du diese schwärmerischen Gedichte

an sie machtest; und jetzt lachst du so herzlich, weil ich dir berichte, daß sie meine Liebe nicht erhört hat. Wer hätte das vor einem Monat gedacht? — Ich hab' immer geglaubt, du hättest Tiefe, Rudolf; aber nun sollt' ich doch glauben, du hast keine Tiefe. Daß du's so ruhig mit anhörst, wenn ein andrer deine ehemalige Liebe —"

„Wenn sie einen andern aus der Thür wirft? — Wie ist das gekommen?"

„Ich hab' mich natürlich übereilt," antwortete Max, der auf seine Füße sah. „Als ich ihr die Rolle abgeschrieben hatte, war sie so dankbar, so freundlich; sie gab mir die Hand und ich küßte sie; und dann, so nach und nach, fing ich an, ihr meine Zukunftspläne und meine freien Ansichten über die Ehe, über die zwanglose Liebe theoretisch — rein theoretisch — auseinanderzusetzen. Nun — da wurde sie plötzlich rot — und wunderschön — — und kurz gesagt: die Tugend siegte. Ich mußte das Zimmer verlassen. Sie ersuchte mich, es nie wieder zu betreten. Sie wünschte mir noch, ich möchte doch meinem Vater etwas Freude machen und recht fleißig studieren, statt mich durch solche Grundsätze — — Ich weiß nicht mehr. Und so weiter. Im ganzen, glaub' ich, hab' ich mich fürchterlich blamiert. Keinem Menschen auf der Welt könnt' ich das so erzählen; nur dir, meinem ältesten Freund. Du bist besser davongekommen: ‚Errare est humanum! Leben Sie wohl!' — Mein Weg geht immer rückwärts durch die Thür!"

Er versuchte zu lächeln; es blieb aber ein tragischer Ausdruck auf seinem runden Gesicht, und er knöpfte seinen Rock bis oben zu, wie in dem unbewußten Bedürfnis, diese frische Wunde zu verschließen. „Wedekind hat davon natürlich keine Ahnung," setzte er nach einer Weile hinzu. „Sie denken alle, ich hab' nur so eine Spritzfahrt gemacht. Auch von dem andern Unsinn, dem dramatischen, haben sie keine Ahnung —"

„Ist das auch schon vorbei?" fragte Rudolf.

„Bitte, nur keine satirischen Bemerkungen ... Ja, das ist vorbei! Das kam so mit der Liebe! Weil ich kein Lyriker bin — das bin ich nicht, das hab' ich jetzt gesehn — so schlängelte ich mich in die Idee hinein, Thekla zuliebe wenigstens Dramatiker zu werden — — Diese Undankbare! — — Ich werde mich jetzt in eine andre zu verlieben suchen; das bin ich mir

schuldig; — und in der Poesie lass' ich mich nicht mehr sehn. Positives, Rudolf! Das Positive, das ist doch meine Stärke! Ich glaube, ein neues politisches Zeitalter ist herangebrochen; die Völker erwachen, Rudolf. Der deutsche Michel rührt sich, — und wir, die Jugend, müssen ihm die Schlafmütze vom Kopf herunterreißen; Deutschland muß endlich groß und stark werden, die Schleswig-Holsteinsche Schande muß ein Ende nehmen, darüber sind wir einig. Und wenn Deutschland dann ein Reich, ein Staat, eine wahre Großmacht geworden ist, dann braucht es Männer, Rudolf! Reife politische Köpfe, Staatsmänner, praktische Staatsmänner, keine Idealisten und Ideologen, die nur reden können — das ist lächerlich. Ich glaube, es muß eine ganz neue Staatskunst kommen; von uns muß sie ausgehn, wir sind jung, uns gehört die Zukunft. Große Umwälzung der europäischen Politik, das ist meine Parole! — Wie sagt der herzoglich Weimarsche Minister, euer alter Goethe: ‚Es irrt der Mensch, solang' er strebt'. Ich glaube aber, diesmal hab' ich meinen Weg gefunden, meinen Beruf erkannt. Maximilian Stein, politischer Schriftsteller, Volksredner, Abgeordneter, Minister; — weiter hinaus will ich noch nicht denken!"

„Ist wohl auch noch nicht nötig," sagte Rudolf. „Uebrigens, zunächst wirst du ja wohl Rekrut. Ich denke, deine Zeit ist nun bald gekommen —"

„Mich zu stellen? Ja! In einigen Monaten werde ich mich stellen. Wenn du aber denkst, daß ich mich in die Armee meines königlichen Kriegsherrn ruhig einreihen lasse, so schneidest du dich, Rudolf. Für das Kommißbrot fühl' ich mich nicht geschaffen; für die drei Tempos auch nicht. Das Land erzeugt ja jährlich Musketiere und Füsiliere in Masse; den Sohn des Buchdruckers Stein kann es wohl entbehren. Wir werden es schon so machen, daß man uns nicht nimmt; da sei ohne Sorge!"

„Und wie willst du das machen? Dir den Daumen abschneiden?"

Max lächelte überlegen pfiffig, erwiderte aber nichts, sondern drehte sich auf seinem Stuhl und deutete auf die Thür, hinter welcher der alte Hillmann malte. „Was ist das für eine Photographie?" sagte er darauf, da ihm bei dieser Drehung Adas Bild auf dem Tisch in die Augen fiel. „Das ist ja ein Kopf, wie das Käthchen von Heilbronn; oder wie das Gretchen im Faust.

Was man doch alles bei so einem alten Komödianten findet!“ — Er nahm das Bild in die Hand. Jetzt gingen ihm die Brauen in die Höhe. „Das ist ja die kleine Ada Hillmann!“ sagte er verblüfft. „Was ist in der kurzen Zeit aus dem Ding geworden; — eine deutsche Jungfrau, sozusagen — ein Stück Poesie — eine Wunderblume. Sind das Augen! Das ist ja mehr als Augen. Das ist ja das reine Titelbild zu einer Blumenlese deutscher Poesie!“

„Du wirst ja selber poetisch,“ entgegnete Rudolf mit etwas gezwungenem Lächeln. „Noch eine Viertelstunde, dann hast du Thekla ‚die Undankbare‘ vergessen und bist wieder verliebt! — Uebrigens hab' ich dich nicht verstanden: warum zeigtest du vorhin auf die andre Thür? Was soll Hillmann dazu thun, dir vom Militär zu helfen —“

Während er noch sprach, öffnete sich diese andre Thür, und der Alte kehrte mit dem Studenten zurück. Hillmann schob den Jüngling sachte vor sich her, ersuchte ihn dann durch einen sanften Druck auf die Schulter, stehen zu bleiben, und sah die jungen Leute nun erwartend an. Rudolf öffnete die Lippen vor Erstaunen. Von der langen, rötlichen Schmarre war in der That jede Spur verschwunden; obwohl der Tag hell ins Zimmer fiel, glänzte das junge, bartlose Gesicht des Studenten wieder so glatt wie sonst. Unwillkürlich trat Rudolf näher; auch da hielt die Täuschung stand. „Ein Meisterstück!“ rief Max voll Bewunderung aus, nachdem er von seinem Stuhl aufgesprungen war. „Ein echter Vater Hillmann! — Hab' ich dir's nicht gesagt, Wilhelm Wedekind?“

„Ich werd' Ihnen wirklich ewig dankbar sein,“ sagte Wedekind, der einen Taschenspiegel hervorgezogen und sich schmunzelnd darin betrachtet hatte. „Solang' ich lebe, wahrhaftig —“

„Sie haben mir im Schlafzimmer ja schon einmal gedankt,“ unterbrach ihn Hillmann. „Hab' ich's gut gemacht? Versteh' ich mich auf die Kunst? — Nun lassen Sie's auch hübsch sitzen; waschen Sie's nicht ab. Und wenn es sein kann, hüten Sie sich vor 'ner neuen Schmarre; denn alle Tage male ich nicht Porträt!“

„Er wird Ihnen seine Dankbarkeit später beweisen,“ nahm Max wieder das Wort, wobei er kaum merklich mit den kleinen Augen zwinkerte. „Jetzt mach, daß du fortkommst, Wedekind; hab' die Güte, Wilhelm. Ich hätte noch eine Frage an den

Vater Hillmann ... Zeige dich dem Volk in deiner Unschuld; im Kaffeehaus sehen wir uns wieder!“

Der Student versenkte den kleinen Spiegel wieder in die Tasche; dann fühlte er mit äußerst vorsichtigem Finger an die gemalte Wange, deren ungewohnte Steifheit ihn belästigte, denn er verzog sie wie zu einem Lachen. „Später beweisen,“ murmelte er noch, Max Steins Worte wiederholend. „Jedenfalls ist die Geschichte wunderbar gemacht!“ setzte er hinzu, nochmals scheinbar lachend. „Wir werden schweigen wie Gräber, selbstverständlich; aber Ihnen, Herr Hillmann, werd' ich's nie vergessen. Können Sie je einen jungen Studenten zu irgend etwas brauchen, lassen Sie mich rufen. Leben Sie wohl!“

Damit ging er hinaus. Der Alte setzte sich in den Lehnstuhl neben einem Fenster, rieb sich sacht die Hände und lächelte in stiller Genugthuung über seine Kunst vor sich hin. Max ließ ihn gewähren. Erst als Hillmann wieder aufblickte, sagte er, wie begeistert: „Groß, groß, Vater Hillmann! — Und nun hätte ich also auch noch eine Frage. Sie können noch ganz andre Dinge, als so 'ne Schmarre wegmalen; das weiß ich. Sie haben früher den Schrader, und dann den Bernhard Hildebrand, den Juristen, und noch so ein paar Kommilitonen so zurechtgemalt, daß sie vor der Militärkommission die Schwindsucht hatten und als untauglich freigelassen wurden. Ich stehe nun auch bald vor dieser ‚Frage an das Schicksal‘. Ich bin einer der allerdankbarsten Menschen, Vater Hillmann. Würden Sie auch für mich die Gnade haben, mich militärfrei zu machen?“

Rudolf stand an der Wand und lehnte sich gegen sie; so sehr überraschte ihn diese neue Wendung. Also auch solche Dinge thut der Vater Adas! dachte er verstört. Was thut er denn nicht? — Er sah den Alten an, als hoffe er noch, daß der einer solchen Zumutung widersprechen werde. Hillmann zeigte aber durchaus keine Unzufriedenheit. Er zog den Kopf tiefer in die Schultern, drückte ein Auge zu, und über das „Alte-Fritz-Gesicht“ verbreitete sich eine spitzbübische Heiterkeit, die sich auch in den Fingerspitzen rührte. Ein gewisses dämonisches Behagen an seinen Talenten und Künsten schien den Alten zu wärmen. Er trommelte auf dem Leder der Stuhllehne, und während er die Lippen spitzte, ließ er ein leises, vergnügliches Summen hören. Dies dauerte eine Weile; dann wandte er den Kopf zu Max

hinüber und schaute ihn mit den großen, klugen Augen von oben bis unten an.

„Das könnten wir wohl," sagte er langsam; „daß wir es können, haben wir bewiesen! Als ich noch Mime war, hab' ich jahrelang darauf studiert, die besten Masken zu malen; — wir nennen das ‚Masken' beim Theater; Charaktermasken, mein' ich. Sie waren berühmt in der Theaterwelt, die Masken des alten Hillmann! — Dann hab' ich's weiter getrieben: Menschengesichter zu malen, die nicht bloß vor den Lampen bestehn, auch vor dem Tageslicht. Das ist die höhere Kunst! — — Aber Sie müssen nun nicht denken, Herr Stein, damit ist's gethan. Wer eine gute, täuschende Charaktermaske hat, muß nun auch den Charakter spielen können; sonst hat mein Pinsel nur für einen Pinsel gearbeitet. Ihnen da unter den Augen ein paar hektische Röslein zu malen, daß der geriebenste Doktor der Medizin bei sich denken soll: dem jungen Menschen schaut die Schwindsucht ja zum Fenster heraus — daran soll's nicht fehlen; das kann ich. Aber wie steht es mit Ihrer Schauspielkunst? Können Sie auch vor den Herren von der Kommission die Rolle durchführen, die ich Ihnen male? Und wenn ich sie Ihnen vorspiele, können Sie mir's nachspielen?"

„Es kommt auf den Versuch an," entgegnete Max, ohne zu stocken. „Ich denke, ich will diesen Kerlen zeigen — — Haben Sie nur die Güte, es mir vorzumachen!"

„Nun, wir wollen sehn," sagte der Alte, entwickelte ein sehr ernsthaftes Schelmengesicht und stand auf. „Zum Beispiel, dies wäre das Bureau, oder der Saal, in dem die gestrenge Prüfungskommission — Offiziere und Aerzte — den Herrn Stein erwartet. Ich bin also der Herr Stein. Ich komme aus der Hand Vater Hillmanns; er hat mir gewisse Strichelchen und Tönchen um die Augen gemacht, und die kleinen, zarten, hektischen Rosen, und so weiter. Mir schlägt aber doch das Herz; denn das Ding ist kein Kinderspiel, und ein bißchen gefährlich! und die Herren da, mit und ohne Brillen, haben scharfe Augen. Ich nehme mich aber höllisch zusammen, denn ich will durch, ich muß durch! Also trete ich ruhig und freudig, mit einer gewissen jugendlichen Heiterkeit und Neugier — denn die Aussicht, Soldat zu werden, hat für mich durchaus nichts Abschreckendes — also ich trete munter, aber ehrerbietig, vor die Kommission. Einer von Ihnen fängt an, mich

zu befragen . . . Sie, meine Herren, wären die Kommission. Haben Sie eine Ahnung, Herr Stein, was man fragen wird?"

„Ich hab' eine sehr lebhafte Ahnung davon," antwortete Max. „Ich bin Mediziner; und mit den älteren Medizinern, die das Ding schon durchmachten, hab' ich mich oft darüber unterhalten; natürlich. Auch mit dem Bernhard Hildebrand, dem Sie geholfen haben. Die Fragen will ich wohl stellen!"

„Also fangen wir an!" sagte Hillmann, der ein sonderbares Gesicht zusammenknetete, um einigermaßen jugendlich auszusehn. „Sie bemerken als Arzt sogleich die eigentümliche Färbung meiner Backen, und einen gewissen Glanz in meinen Augen. Ich lasse etwas Husten vernehmen; nur so ein beiläufiges, schwaches Husten; aber es hat einen ganz eigentümlichen Klang; — hören Sie: so. Ich selber bemerke gar nicht, daß ich huste. Ich werde mir dessen nicht bewußt, daß ich gehustet habe; — das drücke ich durch die frische Unbefangenheit meiner Miene aus. Mit bescheidener Neugier lasse ich die Augen durch das Zimmer schweifen; sie haften dann unwillkürlich auf den blanken Uniformknöpfen und den Achselklappen. So wenig Beklemmung fühle ich bei dem Gedanken: diese Herren wollen aus dir einen Soldaten machen . . . Also eine Frage."

Max, den die Szene sehr erheiterte, rückte auf seinem Stuhl und nahm eine trocken ernste, prüfende Miene an. „Sind Sie gesund?" fragte er.

Hillmann lächelte ein wenig. „Jawohl, ganz gesund," erwiderte er, als verstünde sich das von selbst. Darauf folgte wieder ein schwaches, dumpfes Husten, das denselben sonderbaren Klang hatte, wie vorhin. Er zeigte aber durch sein unbefangenes, unschuldiges Gesicht, daß er wiederum nichts davon bemerke.

„Husten Sie oft?" fragte Max.

„O nein," antwortete Hillmann. Dann setzte er, wie um sich genauer auszudrücken, hinzu: „Ja, ich huste wohl; aber das thut mir nichts. Das hat nichts zu sagen. Ich bin dabei ganz gesund."

„Beachten Sie, mit was für einer Stimme ich das spreche," fuhr der Alte in seiner eigenen Sprechweise fort. „Ich habe eine nicht schwächliche, aber klanglose, ziemlich dumpfe Stimme. Auch hole ich häufig Atem, wenn ich länger spreche. Nach dem ‚ganz gesund' wieder das Hüsteln. Nach dem Hüsteln wieder das

frische, unbewußte Gesicht. So macht man's, wenn man seine Sache versteht! – — Nun, fahren Sie noch ein wenig fort."

„Fühlen Sie zuweilen Stiche in der Brust?" fragte Max.

Hillmann sah den Sprecher wie in einer gewissen träumerischen Verwunderung an. „Stiche in der Brust?" wiederholte er unschuldig.

„Ja, ich frage, ob Sie zuweilen Stiche in der Brust fühlen?"

„Ja, das kommt vor," sagte Hillmann; worauf er plötzlich so natürlich das Gesicht verzog und die linke Hand nach der Brust zu hob, daß Rudolf einen Augenblick glaubte, es sei ein zufälliges wirkliches Stechen, was der Alte fühle. Doch wie mit der Unbekümmertheit der Jugend setzte Hillmann hinzu: „Aber es geht immer wieder vorüber. Ich bin daran gewöhnt."

„Können Sie gut marschieren? auf Berge steigen?"

Hillmann hielt inne, ehe er Antwort gab. „Junger Mensch, woher haben Sie all diese Fragen?" sagte er erstaunt, in seiner eigenen Person.

„Von Bernhard Hildebrand und den andern!" erwiderte Max mit einem „fidelen" Lächeln. Dann wiederholte er ernsthaft: „Können Sie gut marschieren? auf Berge steigen?"

„Diese Frage will ich noch beantworten," sagte der Alte, der sich jetzt wirklich nach der Brust und an die Kehle griff; „dann aber für heut genug! Denn ich hab' diesen Vormittag schon stundenlang gesprochen und agiert, fast zu viel für einen alten Rekonvaleszenten; und bei diesem verteufelten Schwindsuchtspielen spiel' ich mir am Ende noch eine leibhaftige Krankheit an den Hals! — Also daß ich ein Ende mache —"

Er nahm wieder die bescheiden zuversichtliche Haltung eines Jünglings an, und nachdem er noch einmal — mit wunderbarer Täuschung — das stille, unheimliche Husten hatte hören lassen, sagte er arglos und zufrieden, mit der dumpfen Stimme des Todeskandidaten: „O ja, ich bin gut zu Fuß! Ganz besonders früher; denn seit einiger Zeit werde ich leicht müde. Ich muß dann immer eine Weile liegen bleiben (er atmete kurz und oft). Dann geht's aber auch wieder weiter. Es ist nur der Atem; die Beine sind gut!"

Er verfiel noch einmal in das matte Hüsteln. Dann endlich schüttelte er gleichsam die Rolle von sich ab, indem er die Arme in die Luft warf, und aus dem Hüsteln ward ein kurzes, gesundes

Lachen. Sein Gesicht schien zu fragen: hab' ich's gut gemacht? Er sank wieder in seinen Lederstuhl, legte den Kopf zurück und streckte die Beine aus.

„Bravo! Bravo! Bravo!" rief Max mit voller Stimme. Darauf verfiel er in ein lautes Lachen.

Rudolf sagte nichts. Er sah stumm in die Luft. Er hatte den Alten noch nie so sehr bewundert, wie in dieser Stunde; aber ihm stand auf einmal Ada vor den Augen, das zarte, feine „Kind" dieses alten Komödianten, und ein unklares, schmerzliches, ja beinahe widriges Gefühl zog ihm die Kehle zu. Bin ich ein Pedant? dachte er. Oder ist dies wirklich eine schnöde, unerlaubte Kunst? — Er bemühte sich noch, auch etwas zu sagen; aber nach dem überlauten Beifall des lachenden Max brachte er's nicht hervor. Ada schien in der Thür zu stehn und schamrot den Kopf zu schütteln . . . Der Alte verwunderte sich offenbar über Rudolfs Schweigen. Nachdem er ihn eine Weile angeblickt und auf seine Bewunderung gewartet hatte, drückte er die Runzeln zwischen den Augen zusammen und sah den Fußboden an. Er murmelte etwas, das man nicht verstand. Auch Max betrachtete Rudolf, winkte ihm mit den hellen Augenbrauen, und schüttelte dann den Kopf. Rudolf bemerkte das alles, ohne hinzublicken, aber er schwieg.

Endlich erhob sich der Alte und verabschiedete Max mit einigen freundlichen Worten, indem er ihn bat, morgen wieder zu kommen und „weiter zu probieren"; worauf er sich still verhielt, bis Max sich entfernt hatte. Er schwieg auch noch, solange er draußen dessen Schritte hörte. Dann erst stellte die kleine fragende Gestalt sich vor Rudolf hin. „Nun, was haben Sie?" war sein erstes Wort. „Warum sagten Sie mir nichts? Finden Sie, ich hab' meine Sache *nicht gut* gemacht?"

„Wie können Sie denken," entgegnete Rudolf errötend. „Nur — nur zu gut!" setzte er unwillkürlich hinzu.

„Nur zu gut? — Was wollen Sie damit sagen?"

Rudolf schwieg.

„Es scheint also, *moralisch* gefalle ich Ihnen nicht!" fuhr der Alte fort. „Sie haben also *polizeiliche* Bedenken gegen diese Kunststücke. Die hohe Obrigkeit darf man nicht hinter's Licht führen. Angestellte Stabsärzte, oder gar Oberstabsärzte, dürfen von so einem homöopathischen Pfuscher nicht über den Löffel barbiert werden. Nicht wahr, das ist so ungefähr Ihre

Meinung! — Warum antworten Sie nicht? Sie zucken nur die Achseln. Haben Sie nicht die Courage, Ihre Meinung offen zu vertreten?"

Rudolf fuhr auf, beleidigt und gereizt. Das Blut schoß ihm verdunkelnd in die Augen — denn nicht ganz mit Unrecht sagte Max ihm nach, daß er „cholerisch" sei — und seine Hände zogen sich zusammen. „Ich glaube nicht, daß es mir an Mut fehlt," sagte er mit etwas ungelenker Stimme. „Aber allerdings hätt' ich nicht den Mut wie Sie, die Kunst zu solchen ‚Kunststücken' zu mißbrauchen; junge Leute zu unterrichten, wie man die Welt täuschen und — betrügen soll — —"

„Sprechen Sie nur aus, sprechen Sie nur aus," entgegnete Hillmann, da Rudolf stockte. „Sagen Sie's nur gradezu, daß ich ein Jugendverderber, ein alter Gaukler, ein gemeinschädlicher Mensch bin! Sie warfen auch eben so einen verlorenen Blick auf den Tisch hinüber, an dem ich meine Geschäfte betreibe, meine Geldgeschäfte. Sie sind wohl auch moralisch unzufrieden mit dem Agenten Hillmann, der den jungen Leuten im Schuldenmachen beisteht. Sagen Sie's nur heraus; Sie haben ja den Mut!"

„Wozu reizen Sie mich," erwiderte Rudolf, der sich immer noch zu beherrschen suchte. „Ich habe Bewunderung für Sie; in einer Kunst, die mir heilig ist, sind Sie mir ein Meister, — ein Vorbild; darum gefallen mir an Ihnen solche Dinge nicht . . . Ja, ich hab' den Mut! Ich sage Ihnen offen, daß ich gern ein großer Schauspieler auf der Bühne wäre, aber nicht im Leben. Daß es mir leid thut, wenn das ‚Wunderkind' auch von diesen Kunststücken etwas lernen sollte! Und wenn die ‚Geldgeschäfte' — — Lassen Sie mich lieber gehn, eh' ich weitersprecke. Ich hab zu viel Blut im Kopf, und ich sage zu viel. Wozu das . . . Adieu!"

Aber der alte Hillmann ließ ihn nicht vorbei. Er streckte die Arme von sich, wie um sich breiter zu machen, und rief heftig aus: „Warten Sie noch gefälligst einen Augenblick! Sie werden gefälligst noch ein paar Worte von mir anhören — dann können Sie gehn! — Junger Mensch, der Sie sind; der Sie mir altem Mann — — Ich hab' ein Leben hinter mir, von dessen Not und Kampf Sie junger Normalmensch keine Ahnung haben; in dem mich Ihre schöne, tugendhafte Gesinnung nicht über Wasser

gehalten hätte — nur mein Unternehmungsgeist und mein eiserner Mut! Ich hab' mich nicht durch den Berg im Schlaraffenland hindurchgegessen; durchgebissen hab' ich mich durchs Leben — alles hab' ich versucht! Immer von Ort zu Ort — mit der großen Herde der obskuren, wandernden, heimatlosen, verachteten Komödianten — in diesen gottverdammten Nestern, wo die alten Weiber einander beim Bettenausklopfen zuriefen, wenn wir anmarschierten: ‚Thu die Betten weg, die Komödianten kommen!' — Ich war ein Pfarrerssohn, nicht für dies Elend geschaffen; aber ich hab' ihm die Zähne gezeigt, bis ich es besiegt hatte; ich schlug um mich herum; — wenn dabei hie und da von der Moral ein Splitter abflog — Herr, machen Sie's anders, wenn Ihnen die grimmige Not so zu Leibe rückt! — Nun bin ich durch; nun hab' ich mein alles an diese Ada gesetzt; ich lebe nur für das Kind. Damit sie das Weltwunder werden kann, das sie werden soll, darb ich noch immer wie ein junger Anfänger, ich alter Mann; Rauchen und Schnupfen hab' ich aufgegeben; in einem Rock leb' und sterb' ich und lass' ich mich begraben. Und wenn diese Hansnarren, diese jungen Leute zu mir kommen: ‚Geld, Vater Hillmann!' oder: ‚Malt mir ein Gesicht, Vater Hillmann! Schwindelt mich durch, Vater Hillmann!' so schlag' ich nicht erst in der Bibel nach, ob ich dabei in den Himmel komme, denn ich brauche Geld. Für Ada brauch' ich das Geld! Die den leeren Kopf haben und den vollen Beutel, denen gebe ich meinen Kopf, und sie mir den Beutel. Herr, ich sage Ihnen, reich werd' ich dabei nicht; kann einer kommen und sagen: ‚Vater Hillmann hat mehr an mir verdient, als recht war,' so soll er mich totschlagen, hier auf dieser Stelle! Aber die gelehrten Doktoren, die Stabsärzte und Oberstabsärzte, die führ' ich durch meine ‚heilige Kunst' hinters Licht; das thu' ich. Daran hab' ich mein niederträchtiges, ungesetzliches, schmähliches Vergnügen. Und nun können Sie gehn! Wenn meine ‚Kunststücke', meine Praktiken Ihnen nicht gefallen, halte ich Sie nicht. Ihr gehorsamer Diener!"

Rudolf regte sich nicht. Er sah den Alten an, dessen Gesicht sich gerötet hatte, der, gleichsam größer geworden, den Kopf zurückwarf, aus dem die Augen hervorblitzten. „Lassen Sie mich — —" fing er an zu stammeln; es widerstrebte ihm, so davonzugehn. Doch der Alte trat beiseite, um ihm Platz zu machen. Den kleinen Arm gebieterisch hebend, sagte er: „Bitte,

bitte; Sie sehn, ich halte Sie nicht. Herr Berger, die Luft hier ist für Sie zu schlecht. Belieben Sie nur zu gehn!"

Rudolf sah, daß er nicht bleiben konnte. Nun stieg auch ihm wieder das Blut heiß zu Kopf; seine Lippen fingen an zu zittern. Er ging stumm aus der Thür, warf sie hinter sich zu und stürmte die Treppe hinunter.

IX.

Mehrere Wochen waren seit diesem Zusammenstoß vergangen; heiße Sommerwochen. Es lag eine schwere, trübe Glut über den Häusermassen dieser alten Stadt. Die flache Ebene, in der sie sich ausbreitete, begann sich goldig zu färben, da das Korn heranreifte, aber sie brachte den Städtern keine Kühlung mehr; und auch der „englische Park", die allgemeine Erholungsstätte dieses Ameisenhaufens nach der Tagesarbeit, lag schon unter jenem stillen, schleichenden, ausdörrenden Glutschleier, der sich abends und nachts nur ein wenig lüftet, aber nicht mehr weicht. Wenn Rudolf im Fenster lag und von seiner Höhe über die Häuser weg in den fernen Dunst sah, kamen ihm die Wandervogelgefühle, die uns „eingeboren" sind, wie der Dichter sagt. Hinter dem reizlosen Flachland, das nicht endete, zeichnete ihm seine Sehnsucht die unsichtbaren Berge, zu denen die ermattete Seele sich hinüber wünschte. Quellen rieselten und rauschten noch von diesen Bergen herab; Wasserwinde wehten aus den Thälern; kein Fabrikschlot schwärzte die reine Luft, in deren Lebensatem sich nicht viele Tausende hungriger Lungen teilten. Ehe die fernen, hohen Berge kamen, zogen sich irgendwo — Rudolf wußte, wo — sanfte, bewaldete, schattige Hügelwellen hin; ihnen zu Füßen wanderte ein Bach, an dem Blumen wuchsen und Winterkorn heranreifte, und eine schlanke, junge Gestalt, die mit ihm heranreifte, saß an diesem Bach. Ada Hillmann hieß sie... Warum nur immer wieder an sie denken? dachte Rudolf. Nun ist alles vorbei! Wenn sie wiederkommt, und kein Kind mehr ist, seh' ich sie nicht wieder; oder nur von weitem. Ihre Stimme hör' ich nicht mehr; ihr „Ferdinand," ihr „Carlos" werd' ich nicht mehr sein; werde mich nicht mehr verwundern, wie lyrisch ihr

feines Köpfchen sich neben dem klugen Runzelkopf Vater Hillmanns ausnimmt. Das ist nun vorbei . . . Und jenes altväterliche, häßliche, trauliche Zimmer seh' ich auch nicht wieder . . .

Er hatte die Paulsstraße gar nicht mehr betreten, seit er sich mit Hillmann entzweit hatte; in seinem Trotz gefiel ihm der Gedanke, diese Unglücksstraße überhaupt nie mehr zu betreten. Wenn die Ferien kamen, die er schon herbeisehnte — obwohl er die juristischen Hörsäle wieder fleißiger besuchte — wollte er diese Stadt ganz und gar verlassen; nach der Art der Jugend, die gern unter jede „Epoche" ihres Lebens — und wie viele „Epochen" gibt es, wenn man jung ist — einen dicken Strich macht. Er hatte auch schon in einem Brief an Max diesen Entschluß verkündet; denn da Max in der Paulsstraße wohnte, schrieb er nur an ihn. Uebrigens kam keine Antwort; und auch Max erschien nicht. Von einem Kommilitonen hörte Rudolf endlich, daß der „Verfasser der Novelle vom gebrochenen Herzen" wieder verschwunden sei; wohin oder warum, hatte er nicht hinterlassen. Der zu große Wechsel! dachte Rudolf. Ging der Weg doch noch einmal zu Thekla? — Er lächelte, und seufzte leise; aber nicht um Thekla. Er kehrte in sein Zimmer unter dem Dach zurück, und saß wieder am Fenster; auf der schweren, schwülen Nachmittagsluft zog wieder der matte Flügelschlag seiner Phantasien in die unsichtbare Ferne hinaus. Die Ebene endete wieder und die Hügel kamen. Das Korn wogte leise, der Bach rauschte kühl, und die junge Gestalt, die an ihm saß, spiegelte sich in ihm. Wie der Fischerknabe in Goethes Gedicht schien sie auf den Gesang aus der Flut zu horchen; schien sie die Arme sehnsüchtig auszubreiten, um hinabzusinken. Wär' es so! dachte Rudolf, über den ein jugendwarm quellendes, bittersüßes Gefühl kam. Sänke sie wirklich hinab — aus dieser ihrer Welt hinaus, in der sie lebt; aus der Hillmannwelt . . . Ich aber stünde hinter ihr, und ich spräng' ihr nach — um sie zu retten!

Er erstaunte sehr, als mitten in diese Gedanken hinein — nach einem Klopfen, das er überhört hatte — die Thür aufging und kein andrer als Vater Hillmann eintrat. Der unerwartete Gast, in dem „einzigen" schwarzen Rock, der ihm fast bis zu den Knieen ging, nahm seinen alten, abgetragenen, schwarzen Schlapphut stillschweigend ab, blieb dann noch an der Schwelle stehen und sah den Jüngling mit einem stummen, weichen Lächeln an.

Darauf ging er zum nächsten Stuhl, setzte sich, und legte den Hut neben sich auf den Boden. Nachdem er mehrmals tief und lange Atem geholt hatte, sagte er endlich: „Sie wohnen hoch. Etwas ermüdend für einen alten Mann. Sie entschuldigen wohl, daß ich so formlos Platz nehme und etwas ‚verschnaufe', eh ich zur Sache komme!"

„O, ich bitte sehr!" entgegnete Rudolf, der noch nicht wußte, was er denken sollte.

Der Alte sah noch einige Augenblicke — während er ausruhte — an den Wänden entlang, an denen er die kolorierten Theaterkupferstiche entdeckte. Er lächelte so verloren vor sich hin. „Es sieht bei Ihnen nicht viel anders aus, als bei mir, dem Alten," sagte er dann mit halber Stimme; „Bücher, Komödiantenbilder, weiter nichts. Doch zur Sache ... Also gradezu. Ich wollte Sie wiedersehn; mich verlangte nach Ihnen. Wie kamen wir dazu, uns zu überwerfen. Ich glaube, es macht uns beiden keine Ehre, Herr Berger; weder dem alten Mann, der immer bemüht ist, mit Vernunft zu leben, noch auch dem verständigen und hochgebildeten Jüngling, bei dem sich Kopf und Herz so gut miteinander verstehn. Wir hätten uns ja in Ruhe aussprechen können; vielleicht wären wir dann doch wieder so ziemlich einig geworden — ungeachtet Ihres Mißvergnügens an einigen meiner Unternehmungen ... Ich komme noch wieder zu kurz mit meinem Atem; Sie entschuldigen. Ich hab' also zuerst eine Weile gewartet: wird er sich wieder einstellen? — Nein. Das thut er nicht. Dann hab' ich mich auf die Eisenbahn gesetzt und das Kind und die alte Frau besucht — fünf Stunden von hier. Dann bin ich wiedergekommen, und hab' jeden Morgen und jeden Abend gedacht: wo ist Rudolf Berger? — Rudolf Berger kommt nicht. Nun, dann hilft es nicht ... Aber als ordentlicher Mann, als Geschäftsmann hab' ich Ihre Adresse im Buch. Da hab' ich denn nachgeschlagen — und hab' an Mohammed gedacht: Wenn der Berg nicht zu Mohammed kommt, so geht Mohammed zum Berg! — Ein richtiger Berg übrigens, muß ich Ihnen sagen. Und nun geben Sie mir wieder die Hand, wenn's Ihnen möglich ist ... Nein, ich will sie noch nicht. Bleiben Sie nur sitzen. Ich will Ihnen erst noch in Ruhe ein paar Worte sagen; und Sie bleiben sitzen und hören in Ruhe zu; — darin ist dann Vernunft!"

„Gewiß, gewiß," murmelte Rudolf, dem die Worte fehlten. „Bitte, sagen Sie — —"

Hillmann stand auf und ging langsam durch das Zimmer, auf und ab, wie es seine Art war. Zuweilen stehen bleibend und gestikulierend, dann wieder weiterwandernd, sagte er, ohne Rudolf anzublicken: „Aendern allerdings werden Sie mich nicht mehr! Wie ich bin, so bin ich! — Hab' viel erlebt, wie ich Ihnen schon sagte ... Sie erzählten mir einmal, daß Ihr Vater Staatsbeamter war; sehen Sie, aus so einer guten, ehrbaren, bürgerlichen Familie bin ich auch: mein Vater war Pastor, — wie ich ja wohl an jenem vernunftlosen Vormittag bemerkte. Der Mann unterhielt sich viel mit Gott, wenig mit seinem Jungen. Er war einer von den Strengen, Harten, die in ihren Kindern keine Liebe säen und auch keine ernten; er hielt es auch mehr mit dem hohen Konsistorium als mit der Vernunft. Wie wir denn aber doch alle aus dem Erdenkloß gemacht sind, so kam es noch über ihn, bei reifen Jahren, daß er wieder eine Frau nahm; und Stiefmütter haben oft nicht gern so große Schlingel im Haus; und so schickten sie mich fort — vierzehn Jahre alt. Nach Berlin, zu einem Kaufmann in die Lehre; denn es wurde plötzlich über mich beschlossen: Friedrich Hillmann wird Kaufmann! Ob mir das auch gefiel, danach fragt so ein christlicher Vater seinen Jungen nicht. Ich stand also bei Tage hinter dem Ladentisch, und abends lag ich in meiner Kammer auf der Erde und weinte mich aus ... Das ist kein guter Anfang für ein Menschenleben; entweder duckt es sich, weil keine Kraft darin ist, dann wird ein halber Idiot daraus; oder der Saft gärt mit Macht, es will ein gewaltiger Baum werden — wie bei mir der Fall war — dann wachsen wir schief und krumm, — und später kommen die Zeiten, wo junge Normalbäume über uns den Kopf, will sagen: die Krone, schütteln. Bitte, Herr Berger, sagen Sie noch nichts! — — Ich hatte aber doch schon meinen Sinn für Vernunft; ich ließ auch den Kopf nicht hängen, denn eine eiserne Stange steckte in dem jungen Burschen. Herr, ich hab' in jenen harten Lehrlingsjahren mehr gelernt und getrieben, als für zwei genug war; ich hab' die doppelte Buchhaltung, das ganze Wesen der Handlungswissenschaft für mich, aus Büchern gelernt; denn was ich war, war ich immer ganz — wenn ich auch zuweilen Gott und die Welt und meinen Vater verfluchte ... Hab' auch

ausgelernt; hab' noch meinen Lehrbrief, ausgestellt von den Gildeältesten der Kaufmannschaft ‚hiesiger Residenz'; und von der vierjährigen Lehrzeit hatten sie mir noch neun Monate erlassen. Da hatt' ich's nun schwarz auf weiß, daß sie mich ‚für einen ordentlichen und rechtmäßigen Handlungsdiener erklären, ansehen und halten wollen'. Mich, Friedrich Hillmann! Mich, der ich einen ganzen Wespenschwarm von großen Ideen im Kopf, und leibhaftiges Feuer in den Adern hatte; in dem der zurückgedrängte Saft wie ein Springbrunnen in die Höhe schoß! Und da es so kluge und strenge Väter gibt, die ihre Jungen nackt und bloß in die Welt hinausstoßen, damit ihnen die ‚Schule des Lebens' nur ja nicht zu leicht wird, so hatt' ich nun außer diesem Feuer und Saft nichts, nichts; — auch nichts zu erwarten; — nichts als ‚ein Schnupftuch voll Betten und sechs Dreier bar Geld'. Juchhe, Juchhe! damit hinein in die Welt!

„Bitte, Herr Berger, sagen Sie noch nichts," fuhr der Alte fort, da Rudolf sich aus innerer Bewegung auf seinem Stuhle rührte; „bin bald zu Ende, haben Sie noch Geduld! — Was in mir steckte, wußt' ich ja damals nicht; ich hatte nur so ein prickelndes Gefühl, wie wenn ich die Siebenmeilenstiefel an den Füßen hätte; Reisen, Reisen, eine ganze Odyssee erleben. Hab' immer eine Vorliebe gehabt für den alten Odysseus, diesen ‚vielklugen' Griechen, der zugleich ein Spitzbube und ein Held war; — nehmen Sie's nicht übel, daß mir das gefällt . . . Zunächst dacht ich: Hinaus! Nach Italien, in den Orient, überallhin! Ich nahm eine Stelle als Reisediener an, um nur ins Rollen zu kommen; ich lernte reiten, — gegenüber dem Hoftheater in Berlin: damals roch ich zum erstenmal die Theaterluft. Na, und das Reisen begann; und es ging auch gut. Merkwürdige Städte, hübsche Frauenzimmer, Geld und Zeit genug . . . Da kommt mein Held über alle Helden, mein Abgott, da kommt Napoleon der Große von der Insel Elba zurück, will es noch einmal mit ganz Europa aufnehmen; und wie ein Blitzstrahl fährt's in meine Seele! Ich fühle mich so etwas Blut von seinem Blut; was geht es mich an, denk' ich, ob die kleinen Geister mich darum einen Narren oder einen Schurken, einen Vaterlandsverräter, einen entarteten Deutschen schelten; er ist der größte der Großen — der große Goethe und der kleine Hillmann halten doch zu ihm — ich will ihm dienen, will ihm siegen helfen, oder für ihn

sterben! — Und so kam mein ‚Kriegszug‘ — diese Tragikomödie, von der an jenem Morgen der Herr Stein erzählte. Ich mache mich los von meinem Reiseherrn; ich schlage mich mit unsäglichen Beschwerden bis nach Frankreich durch; an der Grenze hab' ich keinen Paß, ich zeige den dummen Kerlen meinen großen Lehrbrief mit dem Merkur und der Berolinia und den Tonnen und Frachtkisten — und sie machen ihr ‚Serviteur‘ und lassen mich durch. Ich trete auch ein, ins Regiment du Nord; marschiere mit nach Arras... Herr, Herr, was für eine Zeit! Kerle als Gesellschaft, die die Zauberin Circe nicht erst in Schweine hätte zu verwandeln brauchen; statt eßbarer Nahrung blutsaugendes Ungeziefer von allen Nationen; Geld nicht, aber Prügel, so viel man mochte und wollte. Da sagte ich endlich: großer Napoleon, Hillmann kann nicht mehr! — und ich brannte durch. Wie, das wissen Sie... Aber wie ich dann durch Frankreich kam, das wissen Sie nicht! Nachts auf dem Felde schlafend unter dem Haferstroh; von Paris an den Rhein mit Marschroute als ‚Vagabund‘, mein Hemd in den Bächen waschend und unterwegs auf dem Buckel trocknend; und dazu immer den Hunger meiner achtzehn Jahre. Und nun wieder in Deutschland, — von meinem Herrn Vater verstoßen; kein blutiger, roter Heller in der Tasche! Ich werde Pferdeknecht, komme so nach Sachsen; ich ‚mache Kollekte‘, um nicht zu verhungern, ich ‚fechte‘ auf meinen Lehrbrief; ich lerne mich verachten — Herr, das ist das blutsaugendste aller Ungeziefer — und in Scham und Krankheit und Entkräftung schwinde ich so hin. Da sagt mein Vetter zu mir — ich fand ihn hier, in eben dieser Stadt; schlief in seiner Bodenkammer, auf dem Strohsack; aber der arme Bursche war mein redlichster Freund — da sagt der zu mir: ‚Fritz, nimm dich zusammen, laß dein Licht nicht so ausgehn! Du hast noch was in dir, Fritz! Du bist ein kleiner Kerl, aber du hast mächtige Augen im Kopf und 'ne große Stimme; und in deinen Gebärden ist so was Besondres; ein verrückter Kerl bist du auch; — geh, versuch's bei den Komödianten!‘ — Ich hör' das mit an, auf meinem Strohsack in der Bodenkammer. Und wieder — obgleich wohl langsamer und schwächer als damals mit Napoleon, von Elba; denn ich war matt und elend — wieder geht mir ein Blitz durch die Seele. Und indem mir plötzlich Thränen in den Augen stehn — ich weiß nicht, ob es Nervenschwäche war oder Begeisterung — halt ich meinem

Vetter die Hand hin und sage: Du hast recht! Vetter, lache nicht: hiermit verspreche ich dir, ich will noch ein berühmter Mann werden; du sollst noch im Parterre sitzen, wenn sie klatschen wie verrückt und rufen: ‚Hillmann, Hillmann 'raus!' — Er lachte doch. Er hat damals so gelacht — in all unserm Elend — daß ihm die dicken Thränen über die Backen liefen. Aber ich bin hingegangen — zum Theater, mein' ich — und hab' Wort gehalten. Viele Jahre später kam ich wieder hierher; ich spielte als ‚gefeierter Gast', auf Engagement. Ich spielte den Napoleon, den ich zuerst aufs Theater gebracht, den ich mir eigentlich selbst geschaffen hatte. Mein Vetter saß im Parterre — jetzt ist er tot — und er lachte wieder, still vor sich hin, denn als ich auf Sankt Helena gestorben und der Vorhang gefallen war, klatschten sie und riefen wie besessen, immer wieder und wieder: ‚Hillmann 'raus! Hillmann 'raus!'"

Der Alte verstummte plötzlich; er fuhr sich mit dem Rücken der rechten Hand sanft über die Augen. Darauf trat er langsam an die Wand und betrachtete die kleinen kolorierten Stiche, die da hingen; die „Komödiantenbilder", die er nun erst aus der Nähe sah. „Sie haben da ja auch ein Bild von mir, als Napoleon," murmelte er in scheinbarer Ruhe, doch ein wenig lächelnd. „Den Holzschnitt; aus eben jener Zeit —"

„Vor einem Monat hab' ich ihn gekauft," entgegnete Rudolf, der sich erhoben hatte und den alten Mann in jugendlicher Rührung anblickte. „Sie — — Sie kamen endlich doch ans Ziel. Sie haben's erreicht!"

„Was hab' ich erreicht?" erwiderte der Alte. „Eine kurze Berühmtheit, einen vergänglichen Namen; dazu eine Pension, die ich jetzt thatenlos verzehre, weil mein hartes Leben mich zu früh verbraucht hat. Wie hab' ich's erreicht? Denken Sie, als ich damals von dem Strohsack aufstand, war das Elend zu Ende? Herr, ich hab' als kleiner wandernder Komödiant noch viele Leidenskelche ausgetrunken; möge Ihnen nie so einer an die Lippen kommen! Ich hab' noch oft genug auf Stroh geschlafen — oder auch noch härter . . . Aber genug davon. ‚Hinab, mein schwellend Herz' . . . Ich will Ihnen nicht mehr erzählen, wie oft mein Thespiskarren noch im Sumpfe festfuhr! Wie süß es war, zum erstenmal ausgepfiffen zu werden; wie oft ich mit dem Teller gesammelt habe, wenn ich in den kleinen Nestern und

Bädern ‚deklamiert‘ hatte. Wie ich mir einmal die nackten Füße schwarz gemalt habe, als mir die schwarzseidenen Strümpfe fehlten. Dann die achtzehn Gevatter bei dem ersten Kind — damit achtzehn Patengeschenke in die leere Wochenstube kämen. Finis, Finis: genug! — Ja, ich kam endlich durch; ich warf die Liebhaberrollen hinter mich, zu denen ich nicht taugte, ich ward Komiker — da ging es; ward Charakterspieler; — und endlich ging mir mein Stern auf: meine erste Frau. Mit ihr kam mein Glück! — ‚Frau‘ — — Wir haben nicht vor dem Altar gestanden; wir versuchten es ohne den, denn wir wußten nicht, werden wir morgen verhungern oder übermorgen. Aber wir kamen durch, ohne zu verhungern. Mit dieser guten Frau, mit ihrer wahren, treuen, reinen Liebe kamen die besseren Tage. Sie war mein Glück ... Ja, sie war mein Glück ...“

„Ach!“ seufzte der Alte auf, nachdem er eine Weile geschwiegen hatte, und ging stumm ans Fenster. Er knöpfte seine hohe Weste oben auf, wie um die Brust zu lüften. Dann machte er ein grimmiges Gesicht und sah über die Dächer hin, auf denen die Abendsonne glühte. Auf einige Augenblicke senkte er den Kopf und schloß die Augen. — „Verzeihen Sie, verzeihen Sie,“ sagte er darauf langsam.

„Was soll ich verzeihen?“

„Daß ich in Ihrer Gegenwart so verstumme ... Ich wollte Ihnen nur noch sagen — damit wir zu Ende kommen —: daß ich wie Odysseus klug war, um auf der großen Lebensreise nicht unterzugehn, daß ich wie Napoleon der Große nicht allemal nach den Gesetzen fragte, um mich durchzuschlagen — und daß ich dabei keiner von euch Normalmenschen geworden bin — das nehme ich mir nicht übel; und wenn Sie gerecht sind, thun Sie es auch nicht. Denn meine Fähigkeiten waren da, mein Lebenstrieb auch, und mein Elend auch; dieser Lebenstrieb mit diesen Fähigkeiten in dieses Elend gesetzt — das ist wie a gleich b und b gleich c, das ist wie Mathematik: daraus ward Friedrich Hillmann! — — Nur eines (er ließ die Stimme melancholisch sinken) — nur eines erklärt sich nicht mit dieser Mathematik; das fasse ich nicht, wenn ich so zurückblicke; das begreif' ich nicht mehr; und das dürfen Sie mir zum Vorwurf machen, wenn Sie mögen und wollen. Daß ich diese meine gute Frau, meinen guten Engel verließ — um der andern willen ... Sie war nicht einmal schön,

diese andre. Sie war klug; weiter nichts. Sie fing mich durch ihren Geist, ihren Verstand. Sie wollte einen Mann haben (wie ich's jetzt verstehe); sie bekam ihn auch, denn mit ihr ging ich zum Altar, und verließ, wie ich schon sagte — — Meinen guten Engel, meine Luise verließ ich. Wie Napoleon die Josephine. Es hat sich bei ihm und bei mir lange nicht gerächt. Endlich hat sich's gerächt!"

„Sehn Sie, junger Mann, ich erzähle Ihnen alles," setzte Hillmann nach einer Pause mit liebenswürdig traurigem Lächeln hinzu. „Sie können nicht sagen, daß ich mich besser vor Ihnen mache, als ich bin. Es wurde mir im Laufe dieser Tage zum Bedürfnis, vor Ihren braunen Augen alles auszusprechen; denn weil Sie meinem alten Herzen nahe gekommen sind — und weil es mir weh that, daß Sie mich verdammen — wollte ich Ihnen historisch auseinandersetzen, warum ich so bin, wie ich bin. Geschont hab' ich mich nicht. Aber ohne Fehler ist keiner; auch ihr ‚Normalen' nicht. Wollen Sie nun doch noch lieber, daß wir durch die Paulsstraße getrennt bleiben, so sagen Sie es offen. Ich hab' dann Vernunft genug, Ihnen das nicht zu verdenken. Denn jeder Mensch — — Lassen Sie mich ausreden. Denn jeder Mensch soll seinem Gewissen folgen; und verkleisterte Risse springen doch einmal wieder auf. Zwischen jungen und alten Leuten muß alles in Ordnung sein, sonst taugen sie nicht zusammen. So, nun bin ich fertig!"

„Darf ich Ihnen nun sagen," antwortete Rudolf, dem die Zunge vor Bewegung stockte, „daß ich — — daß zwischen uns alles in Ordnung ist? Wollen Sie mir wieder die Hand geben, Vater Hillmann? — Ich bitte Sie um Verzeihung wegen jener Uebereilung —"

„Nein!" unterbrach ihn der Alte; „um Verzeihung sollen Sie nicht bitten. Was fällt Ihnen ein. Aber die Hand will ich Ihnen geben. Jeder nimmt also den andern, wie er ist; dann ist es gut!"

„Ich verkenne Sie gewiß nicht, Vater Hillmann," sagte Rudolf, in jugendlichem Ueberwallen ihm beide Hände drückend. „Ich verkenne Sie nicht; ich verehre Sie —"

„Um Gottes willen, sagen Sie kein Wort mehr!" fiel Hillmann ein, obwohl er ein flüchtiges Lächeln der Freude nicht verbergen konnte. „Drücken Sie mir nicht die alten Knochen aus

den Gelenken. Zwischen dem Alten und dem Jungen ist also alles in Ordnung; nun ist's abgemacht; nun keine Gefühle, keine Rührung mehr — denn im ganzen kann ich nicht viel davon vertragen — also wieder Vernunft! — Wie haben Sie denn gelebt, diese lange Zeit? Es war tüchtig warm; — ihr junges Volk nennt das schon ‚mordsmäßige Hitze', was ich ‚göttliche Wärme' nenne. Haben Sie nur gedämmert und gebadet, oder auch studiert? Und was macht die Kunst?"

Rudolf deutete auf seinen Schreibtisch; dort lagen nebeneinander, aufgeschlagen, Puchtas „Pandekten" (damals hatte der Meister Windscheid sie noch nicht verdrängt) und Schillers „Don Carlos". „Also auf zwei Rossen," sagte der Alte und nickte; „wie die Zirkusreiter. Nun, ich finde viel Verstand darin, daß Sie den einen Gaul noch nicht losschlagen, eh Sie nicht erprobt haben, ob der andre Sie trägt. Den haben wir nun so lange nicht miteinander geschult ... Wollen wir uns diesen Abend gleich zu nutze machen? Wollen wir den Don Carlos miteinander studieren?"

„Sie sind allzu gütig, Vater Hillmann —"

Der Alte lachte. „Was für Worte das sind! ‚Sie sind allzu gütig' ... Ich war nie ‚zu gütig'; alle Güte, die ich habe, kommt aus meinem Verstand: denn der Verstand sagt mir, daß nichts auf der Welt so verständig ist, als gut zu sein. Aber dabei fällt mir ein, daß ich vergessen habe —"

Er fuhr in seine Brusttasche und zog eine kleine Photographie hervor; Rudolf erkannte sie sogleich, und ein Gefühl der Freude wärmte ihm die Wangen. „Das bring' ich Ihnen mit," sagte Hillmann; „das ist meine Ada. Ein neues Exemplar von der Photographie, die Sie ja schon kennen! — Ich dachte zwar einmal, Sie wären schon im Besitz; neulich morgens nämlich, als ich das erste Exemplar vermißte, das da auf meinem Schreibtisch. Mir fuhr damals durch den Kopf, Sie hätten vielleicht — in der Zerstreuung — das Ding in die Tasche gesteckt. Ein Verdacht, den ich später zurückgenommen habe; denn nach einigen Tagen kam Herr Stein wieder zu mir, und in aller Heiterkeit teilte mir dieser Spitzbube mit, daß er die Photographie ‚geschossen' habe, wie er zu sagen beliebte. Glühende Begeisterung für das Wunderkind hab' ihn dazu veranlaßt. Er werde mir das Bild aber wiedergeben, wenn ich es verlange. Was sollte ich machen; ich hab's ihm gelassen! Später wird ja doch alle Welt ihre

Bilder kaufen: wenn sie in den Schaufenstern hängen wird, neben der Seebach und der Janauschek und den andern ‚Sternen'. Sie aber sollen dann sagen: das erste Bild dieser Ada Hillmann — das weder gestohlen, noch verkauft, sondern aus freiem Herzen weggegeben wurde — das besitze ich; das hat der alte Kauz, ihr Vater, mir noch selber geschenkt. — Nehmen Sie's denn hin!"

Der etwas feierliche Ton, in dem der Alte diese Rede schloß, und die Unfehlbarkeit seiner Hoffnungen forderten Rudolf wieder zum Widerspruch heraus und mißfielen ihm; es ward ihm aber nicht schwer, das zu überwinden. Sein Herz war an diesem Abend weich, wie seit lange nicht. Er nahm die Photographie und dankte mit warmen Worten; während er mit einem verstohlenen, raschen Blick das Bild befragte, ob es ihm noch ebenso zur Seele spreche, wie damals. Eine gewisse starre Melancholie des Ausdrucks war heute das erste, was ihm daraus zuflog; aber es rührte ihn wie eine Märchengestalt, die sich in die Wirklichkeit verirrt hat, die sich darin fremd fühlt. Er konnte nicht unterlassen, die kleine Photographie mit der Hand zu drücken, wie etwas Lebendiges. Dann ließ er sie in seine Brusttasche gleiten, mit dem stillen Vorsatz, sie erst so recht zu betrachten, wenn der Alte fort sei. „Ich danke Ihnen sehr!" sagte er nochmals. „Sie wollen mir damit zeigen, daß Sie mir wirklich gut sind —"

„Ja, das will ich," entgegnete Hillmann. „Und nun also zur Kunst! Vielleicht die große Szene des Carlos mit seinem Vater; Anfang des zweiten Aktes. Als ich jung war und zuweilen auf Stroh schlief, spielte ich den Carlos; später, als ich ein gutes Bett hatte, spielte ich den Philipp. Sie haben da ein gutes Bett; versuchen Sie's demnach mit dem Carlos. Wenn Sie die Szene im Kopf haben —"

„Freilich; beide Rollen!"

„Nun, so fangen wir an!"

X.

Rudolf hatte indessen kaum die ersten Worte gesprochen, als an der Thür geklopft ward und, eh er noch antworten konnte, Max Stein in das Zimmer trat. Max hatte eine strahlend neue

Mütze auf dem Kopf, eine schlanke Weinrebe als Spazierstock in der Hand, und eine halb verwelkte Rose im Knopfloch. Ein lebhafter, stark gewürzter Wohlgeruch zog, wie um ihn anzumelden, vor ihm her. Als er Hillmann sah, blieb er mitten in der Bewegung vor Erstaunen stehn. „Sie hier!“ sagte er, die Mütze herunterziehend. Dann erheiterte sich sein Gesicht zu einem sonderbaren Lächeln. „Guten Abend, Vater Hillmann! Vater der Ada Hillmann!“ setzte er hinzu. „Ich — — Ich bin wieder hier!“

„Das sehn wir,“ erwiderte der Alte. „Wenn Sie nichts dawider haben, so setzen Sie sich hin; hören Sie gefälligst eine Weile zu, während wir studieren. Denn wir waren dabei. Können Sie sich eine Weile still verhalten? — Gut. Gut für Herrn Berger, damit er sich gewöhnt, Publikum zu haben; und auch gut für Sie: damit Sie lernen, ein gutes Publikum zu werden. Don Carlos; zweiter Akt ist erster Akt. Also fangen wir nochmals an!“

Max schien nicht sehr einverstanden zu sein; er zog die Mundwinkel herunter und blickte auf seine Rose, wie wenn es ihm eine schmerzliche Entsagung wäre, deren Geschichte noch nicht zu erzählen. Indessen setzte er sich doch geduldig auf den nächsten Stuhl, auf dem Vater Hillmann nach seinem Eintritt gesessen hatte. Bei den ersten pathetischen Reden des jugendlichen Verfassers des „Don Carlos“ ging ein ironisches und bedauerndes Lächeln über Max Steins „modernes“, „realistisches“ Gesicht. Allmählich aber begann ihn die dramatische Gewalt des Dialogs in Bewegung zu setzen. Rudolf erregte sich mit Jugendfeuer; Hillmann als Philipp sprach mit großem Verstand, wenn er auch vielleicht die Kälte und Härte des Königs etwas einseitig übertrieb. Sie spielten zuerst die Szene ohne Unterbrechung durch; dann erst begann der Alte, die Mängel in Rudolfs Vortrag und Gebärdenspiel mit erstaunlichem Scharfsinn, doch zugleich mit ungewöhnlicher Milde darzulegen. Er zeigte ihm, wie er's besser machen sollte; wobei der Alte nun auch in Feuer geriet und mit einer befremdlichen, sonderbar mit Verstand gemischten Leidenschaft tragierte. Max bewegte sich immer lebhafter auf seinem Stuhl; zuletzt stand er auf. Rudolf versuchte drei-, viermal, in Hillmanns Lehren und Beispiel sogleich einzugehn und freier, natürlicher, „unmittelbarer aus sich heraus“ zu spielen; so oft es ihm auch

mißlang, er ermüdete nicht. Endlich aber brach er in ein plötzliches, konvulsivisches Seufzen aus, und begann zu taumeln. Er wollte, obwohl er die Farbe verlor, sich noch einmal aufraffen. Hillmann aber schüttelte den Kopf, trat stumm auf ihn zu und drückte ihn sanft auf das Sofa nieder.

„Lassen wir's für heute!" sagte er, indem er eine stille, elegische Resignation zu verbergen suchte. „Sie erschöpfen sich. Das erzwingt man nicht. Ein andermal gelingt's!"

„Es wird nie gelingen," seufzte Rudolf entmutigt, mit geschlossenen Augen. „Ich sehe ja, daß ich nicht vorwärts komme. Ich sehe ja, daß aller Fleiß, alle Einsicht mich doch nicht vom Fleck bringt. Ich bin ja nicht dumm, Vater Hillmann: durch alles, was Sie mir so schonend sagen, höre ich hindurch, daß ich die Hauptsache nicht treffe. So, wie ich heute spielte, hab' ich schon damals am ersten Morgen, mit Ihrer Tochter, gespielt; und werde ewig so spielen. Das Gefühl ist da, aber es kann nicht heraus, unterwegs bleibt es irgendwo stecken; der Körper spricht immer zu wenig oder zu viel —"

„Sie sind wohl zu hart gegen sich!" unterbrach ihn Hillmann, aber nicht sehr ermutigend, vielmehr mit gedämpfter Stimme. „Lassen wir's für heute. Denken Sie drüber nach; bei kaltem Blut greifen Sie's wieder an. Ich muß nach Hause; meine Suppe wartet. Wer zu früh den Mut verliert, begeht denselben Fehler wie der andre, der es zu spät thut! — — Geben Sie mir noch einmal die Hand," setzte Hillmann leiser hinzu. „Es bleibt nun alles zwischen uns in Ordnung —"

„O gewiß, gewiß!"

„Guten Abend, meine Herren!" sagte der Alte laut, mit einer verbindlichen Gebärde. Er nahm seinen eingedrückten schwarzen Hut und ging langsam hinaus.

Rudolf blieb in seiner Sofaecke sitzen, die Lider über die Augen gepreßt. Er mochte nicht reden und sich nicht bewegen. Als er aber fühlte, daß noch ein zweiter auf dem Sofa Platz nahm, fuhr er etwas empor und öffnete die Augen.

„Laß dich nur nicht irre machen, Rudolf!" sagte Max, der sich neben ihn gesetzt hatte, mit überlegenem Lächeln. „Der alte Hillmann ist ein kluger alter Kerl, ein verständiger Komödiante; aber so einer aus der alten Schule! Die hat sich ausgelebt; die muß überholt werden. Von uns, von der Jugend muß sie

überholt werden; uns gehört die Zukunft! Das versteht er nicht. Natürlich versteht er das nicht. Darum meistert er so an dir herum; — laß du dich nicht irre machen. Du und ich, Rudolf, wir haben etwas Neues, etwas Modernes im Blut; wir werden die alte Komödie auf den Kopf stellen und die neue schaffen!"

„Ich und du?" fragte Rudolf, halb gedankenlos. „Willst du etwa auch zum Theater?"

„Natürlich will ich das!" antwortete Max; worauf er Rudolf mit einem geheimnisvollen Seitenblick ansah. „Das ist 'ne ganze Geschichte; da hängt viel zusammen ... Hast du gesehn, Rudolf, wie alles an mir zuckte, als ihr beide tragiertet? Die dramatische Lebhaftigkeit ist mir angeboren; über mein Nachahmungstalent, meine Verstellungskunst bin ich neulich selber erstaunt, als ich in meiner Militärsache — du weißt! — wieder zu Hillmann kam und dem Alten nachmachte, was er mir in deiner Gegenwart vorgemacht hatte. Damals sagte ich mir schon: das ist mein Beruf! — Dann ‚schoß' ich dem alten Herrn Adas Photographie; und begeisterte mich daran. Und dann brannt' ich durch ... Du denkst wohl, wieder zu Thekla? Kein Gedanke! — Rate, von wo ich komme, ich mit dieser Rose?"

„Ich soll doch wohl nicht denken — —"

„Ja, das sollst du denken! Gradeswegs von Ada Hillmann komm' ich! — Ja, mein lieber Rudolf, wir modernen, praktischen Menschen liegen nicht so im Dachfenster und träumen in die Ferne; wir fahren zur Eisenbahn, nehmen ein Billet und begeben uns mit dem Schnellzug an die romantische Stätte, ‚wo das Mägdlein wohnt'! — Es ist da übrigens wirklich romantisch; oder romantisch-idyllisch; oder wie du willst. Riesige alte Bäume, die so und so viele Männer nicht umspannen können; ein wahrscheinlich noch älterer Fluß, der sich windet wie ein Pfropfenzieher; saphirgrüne Wiesen — oder man sagt ja wohl smaragdgrün; das verwechsle ich immer ... Kurz, es ist ‚lauter Gegend', ‚nichts als Gegend', wie die Berliner sagen. Da wohnen die Großmutter und das Wunderkind in einem Bauernhaus; essen dicke Milch, sehen die Berge an, pflücken furchtbare Massen von Blumen auf den Wiesen, und werfen sie später wieder in den Bach. Nachmittags aber sammeln sich allerlei Sommergäste — elegante und schofle — in einem ‚idyllischen' Wirtsgarten; da er-

scheinen dann zuweilen die Ueberreste von Harfenmädchen und spielen; da wird Ada bewundert; da wird sie so lange gebeten, etwas zu ‚deklamieren', bis sie etwas deklamiert. Und dann steht sie da, dieses kleine ‚Mädchen aus der Fremde' — denn so sieht sie aus, Rudolf; das ist das Wort! In einem weißen Kleid, — wenn schön Wetter ist; so etwas Römisches, Buntes um die Taille geschlungen; wilde Blumen im Haar und an der Brust; und dazu die Augen ... Mit diesen Augen kann sie, was sie will! Mit diesen Augen wird sie jedes Publikum verrückt machen; hätt' ich solche Augen, ich würde der größte, unwiderstehlichste Schauspieler, der jemals gelebt hat! — Aber ich hab' leider die kleinen Guckslöcher meines Alten, des Buchdruckers; es ist eine Schande. Ich muß das von innen heraus überwinden, Rudolf; ich werd' es auch überwinden; denn hab' ich erst einmal meinen Beruf gefunden, dann hält mich nichts mehr auf, dann mache ich meinen Weg! — Ich mit Ada, Rudolf. Denk nicht mehr an Ada, wenn du an sie gedacht hast; die ist mir bestimmt, das fühl' ich. Du hast keine Ahnung, wie das Mädchen aufblüht; noch so ein paar Sommerwochen, dann kann man nicht mehr sagen: die ist noch ein Kind! — Und ich wirke gut auf sie; ich erheitere sie, ich belebe sie. Ich wohnte ein paar Tage gegenüber im Wirtshaus; ich brachte ihr natürlich Grüße von Vater Hillmann — der gar keine Ahnung hatte, daß ich sie besuchte. Morgens, mittags, abends waren wir zusammen. Ich bevaterte sie; über dem Bevatern aber verliebte ich mich in sie; denn, wie gesagt, morgen oder übermorgen ist sie eine junge Dame — und übers Jahr ist sie berühmt! — Ich lasse sie aber nicht wieder aus den Augen, Rudolf; denn ich bin ihre natürliche geistige Ergänzung: sie noch sehr romantisch, ich zum Glück Realist! Geistig unreif ist sie; aber ich werd' sie mir heranbilden, da sei ohne Sorge! Auch aus diesem Grunde will ich zum Theater; mag mein Alter dazu sagen, was er will ... Du bist übrigens sonderbar, muß ich dir bemerken. Du wechselst ja die Farbe wie ein Chamäleon. Auch siehst du so furchtbar ernst aus. Hast du dich hier, fünf Stunden von ihr, auch in sie verliebt?"

„Ich? Ich wüßte nicht!" erwiderte Rudolf mit möglichst kühlem und gleichgültigem Lächeln; obwohl ihm in diesem Augenblick danach zu Mute war, Max beim Arm zu nehmen und hinauszuführen. „Ich finde nur, daß du mit einem wunderbaren,

komischen Selbstvertrauen sprichst. — Hat sie dir die Rose geschenkt?“

„Spotte du meinetwegen . . . Diese Rose hier? — Geschenkt eigentlich nicht. Ein alter Herr, der sich sehr für sie begeisterte, bracht' ihr ein Bouquet; heute, eh ich abreiste. Ich bat sie dann leise um eine Blume aus dem Bouquet. Sie lachte mich aus; — sie kann schon zuweilen sehr damenhaft auf einen herablächeln; — mich beirrt das nicht. Dann beendigte ich die Sache mit irgend einem Witz — und als sie das Bouquet auf die Bank vor ihrem Bauernhaus gelegt hatte und zu einer Hecke lief, um Stachelbeeren zu pflücken, stahl ich diese Rose. Es war nur so, um etwas zu haben. Die Zeit wird schon kommen, wo sie mir die Blumen aus ihren Kränzen selber ins Knopfloch steckt; — ich habe Geduld!“

„Das ist wohl auch das Beste, was du haben kannst,“ sagte Rudolf, der wieder etwas freier Atem holte. „Die wünsch' ich dir auch bei deinem neuen, neuesten Unternehmen — Devrient der Zukunft!“

Max lächelte gutmütig; ohne Widerspruch, aber auch ohne irgend ein Zeichen von Entmutigung in dem von Gesundheit strahlenden Gesicht. Er stand auf und näherte sich der Thür; während Rudolf, der sich auch erhoben hatte, unruhig zum Fenster und dann durch das Zimmer ging. „Du hast ja eigentlich nicht unrecht, Rudolf Berger,“ sagte Max, indem er mit seiner Weinrebe einen Lufthieb machte. „Ich leiste allerdings das Unglaublichste in ‚Wandlungen‘ und in ‚Häutungen‘. Ich merk' es besonders an der Korrespondenz mit meinem Alten: wenn von ihm ein Brief kommt, worin er gegen meinen neuesten Lebensplan zu Felde zieht und die Gegengründe aufmarschieren läßt, so versteh' ich ihn zuweilen mehrere Seiten lang nicht; denn über einer neuen ‚Häutung‘ hab' ich die, von der er spricht, mittlerweile vergessen. Es ist die alte Geschichte: die Posten gehen noch immer zu langsam! — Aber das kann ich dir versichern, Rudolf Berger, eh ich dich verlasse — denn ich werde nun häuslich und studiere Schiller und Shakespeare — das kann ich dir, beinahe auf Ehrenwort, versichern: dies war meine letzte große Revolution. Ada Hillmann und die deutsche Bühne! — Wenn du mich künftig auch bei Vater Hillmann findest, um mit ihm zu studieren, so denke nicht, daß ich darum in verba magistri schwöre, daß ich

mir diesen alten Kerl zum Vorbild nehme. Es muß bedeutend anders werden auf der deutschen Bühne; — aber ich will ihn einstweilen meinen ‚Meister‘ nennen, weil so ein alter Knabe allerlei gelernt hat, das man ihm ablernen kann — und weil er Hillmann heißt ... Weiter sag' ich nichts! — — Ich gehe jetzt nach Madrid, zu König Philipp dem Zweiten. Prosit! Rudolf, wir beide wollen dereinst gute Kollegen sein, ohne Neid, ohne Eifersucht; wie Schiller und Goethe unter den Poeten. Alles andre wäre unser unwürdig. Morgen im Kaffeehaus!“

Er winkte noch mit der Weinrebe zum Abschied und ging dann hinaus. Rudolf sah ihm nach. Ein herzliches Lachen, das ihn für den Augenblick befreite, drang ihm aus der Kehle. Er warf sich wieder in seine Sofaecke, fuhr sich mit den Händen durch die Haare und schüttelte sich vor Lachen. Jedoch die Befreiung dauerte nicht lange. Nach einigen Minuten lag er in der andern Ecke; eine seiner Hände ruhte schwer und schwermütig auf der Brust, und die Augen hatte er geschlossen.

XI.

Die Winde waren kühl geworden, die Luft durchsichtig rein, und die Blätter gelb. Die Sonne, die im Frühsommer hoch über dem kleinen Hof von Hillmanns Wohnung gestanden und unten auf den feuchten Ziegelsteinen sich gespiegelt hatte, beschien nur noch die oberen Stockwerke, wenn sie im Mittag stand; bis zu Hillmanns und Adas Fenstern kam sie nicht mehr hinab. Auch mischten sich keine veredelnden Blumendüfte mehr mit den vielerlei Gerüchen, die aus allen Wohnungen und Küchen her in der unsichtbar kreisenden Luftsäule des Hofs zusammenflossen und miteinander in das kühle Blau des Himmels aufstiegen. Einzelne vergilbte und verwehte Blätter flatterten zuweilen, scheinbar verirrte Schmetterlinge, in den Hof hinab. Statt der einen weißen Katze, die hier im Frühjahr umherstrich, jagten nun mehrere junge, weiß und gelb gefleckte hintereinander her. Hillmanns Fenster standen nicht mehr offen, wenn seine oder Adas Stimme, wenn dramatische Reden und Gegenreden in seinem Zimmer ertönten. Denn mit dem Herbst begann für den Alten die Zeit des Fröstelns

und der Vorsicht; er schloß sich in seiner Zelle ab und heizte, dem Kalender folgend, nicht den ‚Launen der Sonne'. Ihn tröstete dann über den Verlust des Sommers, daß der Ofen warm war, daß die ‚landsüchtigen Sommervögel' in die Winterquartiere heimkehrten, die Studenten anrückten, das Theater sich füllte und die zur ‚Vernunft' gekommene Menschheit sich wieder an den gemalten Wäldern und Gärten auf den Brettern ergötzte.

Die „alte Frau", Adas Großmutter, stand in ihrem Zimmer, in der offenen Thür, und sah auf den Korridor und zur Treppe hinab. Der Sommer auf dem Lande hatte nichts an ihr verändert, nur daß das lange Gesicht sich etwas gebräunt hatte; die Gestalt war hager und zierlich wie zuvor. Eine neue, schneeweiße Haube lag auf dem grauen Haar. Sie strickte mechanisch an einem langen Strumpf und lächelte dazu mit ihrem gewohnten, gedankenlosen, mütterlichen Lächeln. Rudolf sprang, von der offenen Hofthür her, die Treppe hinauf; sie blieb stehn, aber sie nickte ihm freundlich, zärtlich zu. Als wäre er auch gestern oder vorgestern gekommen — nicht wie bei einem Wiedersehen nach drei Sommermonden — gab sie ihm recht zufrieden ihre warme Hand.

„Na, da sind wir ja alle wieder beisammen," sagte sie behaglich. „Ich dachte schon: wird Herr Berger nicht mehr wiederkommen? — Treten Sie doch näher . . . Und wie gut Sie aussehn. Gestern abend noch sprachen wir von Ihnen: daß nun alt und jung glücklich wieder eingerückt wäre, nur der Herr Berger nicht —"

„Ich war in meiner Heimat," antwortete Rudolf, während er in heimlicher Erwartung durch die offene Thür in Adas Zimmer hineinsah. „Wir hatten ja Ferien; und wir haben sie noch. Darum wär' ich auch noch nicht gekommen, wenn nicht — —"

Er brach lieber ab. Die alte Frau ließ ihn auch nicht zu Ende reden. „Treten Sie nur näher," sagte sie, indem sie ihn zutraulich am Arm faßte; „Ada muß Sie ja sehn! Eh die alle ins Theater gehn, um dort zu probieren, machen Sie uns eine kleine Visite, und wir schwatzen zusammen. Sie sind ja wohl noch größer geworden; jedenfalls die Augen: die großen braunen Augen . . . Es nützt Ihnen aber nichts, in das Zimmer zu gucken: Ada ist nicht drin; sie wohnt nicht mehr drin. Ich hab' mit ihr getauscht, damit sie's ruhiger hat, damit sie nichts sieht und nichts hört, wenn sie studiert. Denn nun wird es Ernst, nun

wird wieder furchtbar studiert; wenn noch dieser Winter aus ist, geht ja die Reise los! Dann schnallen sie mir ein paar Flügel an, damit ich alte Frau noch mitkomme, wenn wir wie Wandervögel durch Deutschland hin und her fliegen. Ach Gott ... Treten Sie näher!"

Rudolf trat endlich ein; er hätte gern noch ein wenig gezögert, denn unerwartet beklommen war ihm zu Mut. Dieses kleine Zimmer hatte er bisher nur auf Augenblicke betreten, während Hillmanns Krankheit; damals hatte er zuweilen „das Kind" an dem Fenster gesehn, an dem er sie zum erstenmal vom Hof aus erblickt hatte. Jetzt stand der Großmutter Nähtisch am Fenster; zwei Kanarienvögel hüpften in ihren grün angestrichenen Käfigen, die über dem Nähtisch hingen, auf und ab. Längst verblühter Goldlack und Geranium in rohen irdenen Töpfen bedeckten das Fensterbrett. Ein „Wandkober", aus dem die langen Stricknadeln hervorguckten, hing neben der Fensternische auf der blumigen Tapete. Die Muse ist ausgezogen, dachte Rudolf, und Hausmütterchen eingerückt ...

Es öffnete sich nun die Thür zum nächsten Zimmer, und Ada trat auf die Schwelle. Sie war in der That nicht mehr das halbreife Kind von ehedem; die noch immer zarte Gestalt war emporgewachsen, jungfräulich entwickelt. Ein hellgraues, anschließendes Gewand zeigte die jungen Formen, die der Sommer gezeitigt hatte. Ueber den elfenbeinernen, etwas gebräunten Wangen lag ein schwach rosiger Hauch von Frische und Gesundheit; die blassen Lippen von damals hatten sich anmutig gefärbt. Nur unter den Augen zog sich noch ein Schatten hin, zart, dunkelbläulich, in langen Bogen gewölbt, so daß die wunderbare Höhle dieser blauen Sterne noch größer schien, als sie war. Sie leuchteten gleichsam aus der Tiefe hervor, wie wenn Nixenaugen unter dem halbdunklen, stillen Element emporleuchten. Auch schwebte ein rätselhaftes, nixenhaftes Lächeln um diese Augen und über die Wangen hin; kaum bemerkbar, und doch ging es nicht verloren. Es schien zu sagen: ich weiß jetzt, wer ich bin; hütet euch vor mir ... Ein dunkles Gefühl sagte Rudolf plötzlich, an ihm sei nichts mehr zu hüten. Ich wußte es, dachte er. Ja, ich bin verliebt!

„Wir haben Sie schon erwartet," fing das Mädchen an, da Rudolf ihr stumm ins Gesicht sah und errötete. „Nicht wahr,

Sie wundern sich, wie ich mich verändert habe; alle sagen es und alle verwundern sich. Es war schön da draußen; und nun bin ich gesund. Ich bin auch ‚stärker' geworden; fühlen Sie nur, wie voll und rund meine große Hand ist; — denn ich muß Ihnen sagen, Sie geben mir nicht einmal die Hand!"

„Verzeihen Sie; ja, Sie haben recht —" sagte Rudolf so unsicher, daß man ihn kaum verstand. Er hatte nur auf die schöne Glockenstimme gehorcht; das Mädchen zu begrüßen hatte er vergessen. Jetzt fühlte er ihre weiche, angenehm kühle Hand, und nickte. Die Großmutter aber schüttelte ihre Haube samt dem Kopf und rief aus: „Deine ‚große Hand'! Sie ist nicht mehr groß. Du hast dich zurechtgewachsen, alles stimmt nun zusammen, alles ist, wie es soll. Wenn das Vater Hillmann hörte, daß du zu den Leuten sagst: ‚meine große Hand!'"

„Nun, so will ich's nicht mehr sagen," antwortete Ada mit einem kindlichen, liebenswürdigen Lächeln, das sie auf einmal wieder um drei Monate verjüngte. Die Alte nickte ihr zu, schleppte dann Stühle herbei und stellte sie mitten in das kleine Zimmer. Rudolf beeilte sich, ihr zu helfen. Ada sah ihnen zu, ohne sich zu rühren. Dann aber setzte sie sich Rudolf gegenüber und sagte zerstreut, obenhin: „Mein Papa wird sich freuen, daß Sie wieder da sind. Waren Sie lange fort?"

„O ja, — lange genug!" gab er ihr zur Antwort.

„Und wo waren Sie?"

„In meiner Heimat; nicht sehr weit von Hamburg."

„Ist das weit von hier?" fragte sie unbefangen.

Rudolf blickte sie etwas befremdet an. „Ja, ja!" rief die Alte; „das sind unsre Achillesverse, oder wie man sagt. Von der Geographie weiß sie leider nichts!"

„Ich b r a u c h' sie auch nicht zu wissen," sagte das Mädchen ruhig. „Sonst hätte mein Papa mich's ja lernen lassen; aber wozu? Damit vergeudest du nur die kostbare Zeit, hat er mir gesagt; für deinen Beruf ist es überflüssig. Kommen die Gastspielreisen, so studiert die J u n g f e r die Karte und das Kursbuch und besorgt die Billette. Wenn man mit fünfzehn Jahren auf die Bühne soll, alle Rollen fertig im Kopf, so hat man genug zu thun; so verzichtet man gern auf die Geographie!"

Sie machte ein altkluges, beinahe Hillmannsches Gesicht, während sie das sagte; dann kreuzte sie die Arme und sah träumend

vor sich hin. „Daß Sie nun aber nicht denken," rief die Alte wieder, „sie lernt nichts, gar nichts! Im Französischen, sagt Herr Hillmann, ist sie schon ganz perfekt —"

„Das brauch' ich auch für die Bühne," fiel das Mädchen ein; „also muß ich's lernen. Tanzen und Französisch, und ein gutes Deutsch. Papa Hillmann sagt, damit ist's genug!"

„Ja, ja, ja," murmelte die Alte. Sie schien dann etwas zu unterdrücken, das sie noch sagen wollte, und ging ins andre Zimmer. Die Thür fiel hinter ihr zu; einer der Kanarienvögel begann plötzlich zu schlagen. Rudolf pochte das Herz.

„Und Sie sind nun wirklich gesund?" begann er mit weicher Stimme, nachdem er vergebens eine andre Wendung gesucht hatte.

„O ja; recht gesund!" antwortete sie. Auf einmal beugte sie sich vor, ward rot, und fuhr leiser fort: „Was ich Ihnen damals sagte — in der Nacht — über meinen Papa — — Ich hab' mir schon immer gewünscht, Sie einmal zu sprechen. Damals war ich krank; jetzt bin ich gesund! — Ich hätt' so nicht reden sollen über meinen Vater; der zu mir so gut ist. Denken Sie, ich war damals krank, und ich war ein Kind!"

„Sie vergessen," erwiderte Rudolf, „daß ich Ihnen schon damals versprochen habe, alles zu vergessen —"

„Haben Sie das gehalten?"

„Sie selbst erinnern mich wieder daran!" sagte Rudolf lächelnd.

„Ja, Sie haben recht," sagte sie und lächelte nun auch. „Aber bei dieser Gelegenheit wollt' ich Ihnen sagen: ich hab' über manches reifer nachgedacht; und seit ich nun wieder hier bin — eine Woche, glaub' ich — ist er zu mir so gut! Drei Monate hat er sich ohne uns beholfen, mit der alten Mine; jetzt, da ich so wohl und blühend wiederkomme, sieht er doch gleich den dunklen Rand da unter meinen Augen, den ‚Trauerrand', wie er sagt, und geht noch denselben Tag in die Vorstadt hinaus, ins ‚Jakobsthal', um ein Gärtchen zu mieten und ein Sommerhäuschen: da soll ich sitzen, so oft die Tage noch schön sind, und die reine Luft atmen, und unter dem Himmel studieren. Und ich sagte Ihnen damals: ‚ich glaube, er liebt mich nicht!' — Die halbe Nacht konnt' ich nun nicht schlafen, als er mir das erzählt hatte von dem Gartenhäuschen; und als er mich am andern Morgen hinausführte, und ich auf dem Balkon mit ihm stehe, da bin ich ihm

um den Hals gefallen und hab' ihm das alles leise, leise abgebeten, ohne daß er's hörte; laut hatte ich nicht den Mut! — Aber ich hab' ihm gelobt — und das that ich laut — nur immer nach seinem Sinn zu leben, nicht nach meinem Sinn; so lange zu studieren, bis die Augen mir zufallen; und auch verständig zu werden wie mein kluger Vater — so daß er nie mehr zu mir sagen soll: meine Tochter hat diesmal nur gefühlt, nicht gedacht! Und meine Empfindlichkeit, meine Heftigkeit mir abzugewöhnen hab' ich mir gelobt; und die Zerstreutheit und die Huschelei; — und das Zupfen!" setzte sie mit einem reizend verlegenen Lächeln hinzu. „Ich zupfe oft an allem, was mir in die Hände kommt; das ist unschön, das ist stillos, sagt er, und da hat er ja recht. O! Und in diesem Augenblick zupfe ich schon wieder —"

Sie hatte das Samtband ergriffen, das um ihren schlanken Hals geknüpft war, und bemühte sich eben, ein Ende dieses Bandes in seine einzelnen Fäden aufzulösen. Jetzt schlug sie sich mit der linken auf die rechte Hand, die es verbrochen hatte, und sprang unwillkürlich auf.

Und ist sie nicht liebenswürdig? dachte Rudolf, der sich kaum enthalten konnte, laut zu denken. Das Mädchen setzte sich wieder, griff in die Tasche und zog einen Korkstöpsel hervor. Plötzlich steckte sie ihn zwischen ihre Zähne; ihr feines Gesicht sah nun ungefähr wie die starre Maske eines jungen Brunnengottes aus, der den Mund weit aufmacht, um den Wasserstrahl herausprudeln zu lassen. Sie that aber die Zähne bald wieder auseinander und ließ sich den Pfropfen in die Hand fallen. „Auch das hab' ich ihm gelobt," sagte sie mit einem ernsten, Hillmannschen Gesicht, „daß ich nun jeden Tag eine halbe oder eine ganze Stunde mit dem Korkpfropfen sprechen will; damit ich fest darin werde, jeden Konsonanten deutlich auszusprechen. Auf dem Lande hab' ich viel zu viel versäumt; und das auch, natürlich!"

„Wozu mit dem Pfropfen sprechen?" fragte Rudolf, der sie beständig ansah und sich still berauschte.

„Kennen Sie das nicht?" sagte sie verwundert. „Spricht man mit dem Pfropfen im Mund, so zwingt man seine Zunge, mit weniger Platz als sonst vorlieb zu nehmen; man gewöhnt sie, sich nicht zu sehr vorzudrängen, niemals ‚anzustoßen'. Kurz, das ist die ‚hohe Schule' für die Zunge, wie mein Papa sagt. So wird es gemacht!"

Sie nahm den Kork wieder zwischen die kleinen Zähne, und sagte, etwas langsamer und mühsamer, aber doch verständlich: „Es ist zuerst gar nicht angenehm. Aber begreifen Sie, daß es sehr nützlich ist?“

Er lächelte und nickte. „Gut,“ sagte sie, nachdem sie den schönen Mund wieder befreit hatte; „versuchen Sie's auch einmal; da wollen wir sehn!“

Sie nahm sein Taschentuch, das er eben in der Hand hielt, um den Pfropfen, den sie zwischen den Zähnen gehabt hatte, damit abzuwischen. Sowie er aber ihre Absicht merkte, streckte er schnell die Hand aus und zog ihr das Taschentuch samt dem Pfropfen fort. Ohne ein Wort zu sagen, legte er den Kork, wie er war, zwischen seine Zähne. Sie sah ihn befremdet an. Eine leichte Röte zog ihr über die Wangen. Sie schwieg aber ebenfalls.

„Ich freue mich, Sie wiederzusehn!“ versuchte er zu sagen. Doch er erstaunte, was für eine schwere Sache auf einmal das Sprechen war; wie ungebärdig die Zunge an den Pfropfen anstieß. Die Vokale kamen wohl rechts und links an ihm vorbei, aber die Konsonanten scheiterten fast alle an dieser großen Klippe. „Ich hab' nicht verstanden, was Sie sagten,“ antwortete das Mädchen.

Ich könnte also zu ihr sprechen, ohne daß sie's versteht! fuhr ihm durch den Kopf. Er hielt den Stöpsel noch fest, und ohne sich zu besinnen — es überkam ihn plötzlich — sagte er, so gut es ging: „Ich liebe Sie!“

Es ging aber bei diesen wenigen Silben besser, als er dachte. „Diesmal hab' ich's verstanden,“ entgegnete sie, unbefangen lächelnd; „‚ich liebe Sie,‘ haben Sie gesagt!“ — Sobald sie seine Worte laut wiederholt hatte, stutzte sie, geriet in einige Verwirrung und ward wieder rot. Ihre Hände begannen an ihrem Kleid zu zupfen. Es trat ein Stillschweigen ein, und Rudolf hörte den Kanarienvogel wieder schlagen.

Er nahm den Pfropfen langsam aus dem Mund und sah vor sich hin. Auch ohne das Hindernis zwischen den Zähnen ward ihm das Reden schwer. Was soll ich ihr nun sagen? dachte er beklommen. Ada faßte sich schneller als er; eine gewisse kühle Ruhe verbreitete sich über das liebliche Gesicht, und ein kaum bemerkbares Lächeln der Befriedigung huschte darüber hin. „Es klopft,“ sagte sie dann leise.

Wirklich wurde geklopft; gleich darauf trat vom Korridor her Max Stein in das Zimmer. Er hatte diesmal keine Rose im Knopfloch, aber ein großes Bouquet und eine zierliche Bonbonniere in der Hand. Nachdem er den überrascht aufstehenden Rudolf mit der andern Hand gegrüßt hatte, stellte er sich in ritterlich feierlicher Haltung vor das Mädchen hin. „Der jungen Künstlerin!“ sagte er so galant wie möglich. „Fräulein Ada Hillmann wird uns zwar noch nicht das Vergnügen machen, unsre Bretter als Debutantin zu betreten; aber sie wird uns heute die Ehre geben, wenigstens auf einer Probe im Theater ihr heranreifendes Genie zu zeigen. Und da ich die große Ehre haben soll, ihr dabei zu sekundieren, so gestatte sie mir, dieses kleine Zeichen meiner Huldigung — —“

Er überreichte ihr das Bouquet und die Bonbonniere. Ada blickte ihn mit übergroßen Augen, aber ohne irgend ein Zeichen von Verwirrung an. „Ei, wie liebenswürdig!“ sagte sie voll Freude. „O, ich danke Ihnen. Das ist mein erstes Bouquet — ich meine, als Künstlerin. Das ist ein gar zu hübscher, reizender Gedanke. Da haben Sie meine Hand!“

Sie reichte ihm die schlanke, jungfräuliche Hand mit der Gebärde einer kleinen Prinzessin, die eben erwachsen ist und die erste Huldigung eines der schönen Kavaliere empfängt. Man sah ihrem Lächeln an, daß sie sich in mancher stillen Stunde auf diese unausbleiblichen Tribute der Galanterie vorbereitet hatte. Eines Tages mußten sie ja kommen; nur daß sie heute schon kamen, schwellte ihr das Herz. „Da ist ja noch etwas!“ sagte sie in strahlender Heiterkeit.

„Die Wissenschaft hat herausgebracht,“ antwortete Max, „daß alle Künstlerinnen gern ein wenig naschen. Darum erlaubte ich mir, diese Süßigkeiten —“

„Bei mir trifft es zu!“ fiel sie ihm ins Wort. „O, ich danke Ihnen . . .“ Sie griff schon in die Bonbonniere, während sie das sagte, nahm eine verzuckerte Frucht heraus und steckte sie in den Mund. Nachdem sie sie gegessen hatte, zog sie die Brauen hoch und spitzte die Lippen; „ah!“ sagte sie. „Die sind gewiß von Phillips in der Schulstraße —“

„Ja, das sind sie auch!“ antwortete Max.

„Ich bitte die Herren, auch davon zu essen,“ sagte sie mit einer halb kindlichen Verneigung; lehnte sich dann zurück, die

Bonbonniere im Schoß, das Bouquet in der Hand, und fuhr fort, zu „naschen“. Die beiden Jünglinge saßen ihr gegenüber, nahmen auch und aßen; Max lächelte sie dabei ununterbrochen an, Rudolf machte, ohne es zu wissen, ein furchtbar ernstes Gesicht. „Ach!“ seufzte sie nach einer Weile, während die Augen noch lachten. „Wenn ich erst draußen in der Welt gastiere, an Phillips in der Schulstraße werd' ich oft gedenken!“

„Keine Sorge, mein Fräulein,“ erwiderte Max sofort; „ich werd' uns dann von Phillips alle Tage so was schicken lassen —“

„Uns?“ fragte sie verwundert.

„Ich — — ich meinte nur so,“ stammelte Max. „Nur so im allgemeinen, aus Spaß, sagte ich: ‚uns‘.“

„Und gehn Sie wirklich schon im Frühling in die Welt hinaus?“ fragte Rudolf, dem allerlei Mißgefühle beengend, wie Korkpfropfen, auf der Zunge lagen.

„Ja, gewiß; dann wird es Zeit!“ antwortete sie ruhig. „Der Regisseur des königlichen Theaters in *** (sie nannte den Namen einer großen Residenz) war auch auf dem Lande, ein paar Wochen lang; er hat mich einige Szenen spielen lassen — und war sehr ‚begeistert‘, wie er sagte — und im Mai soll ich dort gastieren, das hat er versprochen. Vorher debütier' ich hier; das ist abgemacht. Der Direktor und mein Papa sind darüber einig —“

Max stand auf und fiel ihr ins Wort: „Und was die Hände von vierhundert Studenten unter meiner Führung leisten können, werden Sie dann erleben!“

Ada lächelte dankbar; doch als verstehe sich das alles eigentlich von selbst. Sie sah mit einer träumerisch hoffnungsvollen Miene in die Luft, als denke sie sich ihren Lebenspfad — wie etwa eine andre den ihrigen mit Blumen — mit Studenten bestreut; und als fühle sie, Studenten und andre junge Männer sind dazu da (und es ist gut, wenn sie in Massen da sind), um herangereiften Wunderkindern zu Füßen zu liegen. Reizend war sie, während sie das fühlte oder dachte; wie Elfenbein und Korallen leuchteten das Antlitz und die Lippen, und das herbstlich blasse Himmelsblau der Augen vertiefte sich. Rudolf war dennoch schlecht zu Mute; sie so selbstgewiß glücklich zu sehn, nahm ihm fast den Atem, ohne daß er wußte, warum. Er erhob sich, er wünschte wieder zu gehn. Draußen auf dem Korri-

dor ward es indessen laut. Die herrschende Stimme Vater Hillmanns ließ sich unter andern vernehmen, und gleich darauf öffnete der Alte die Thür.

Einen Krückstock in der Hand, den er für gewöhnlich nicht zu tragen pflegte, und den Hut auf dem Kopf, stand er auf dem Vorplatz, mit seinem Feldherrngesicht; hinter ihm Martens und Weinhöfer und ein Häuflein Studenten. Es war nahezu dieselbe Gesellschaft, die mit Max und Rudolf damals der Novelle vom gebrochenen Herzen gelauscht hatte. Heute erschienen sie, um den Verfasser dieser Novelle, auf seinen Wunsch, als Schauspieler zu sehen; allerdings noch als Schüler, und als Adas Partner, die wieder einmal auf der Bühne Probe halten sollte. Ada, sowie sie die Gesellschaft erblickte, lief zur andern Thür hinaus, in ihr eignes Zimmer. Flink wie eine Gazelle kam sie wieder zurück, den Hut in der Eile auf den Kopf geworfen, ein Mäntelchen umgehängt. „Kommen Sie, Romeo!“ sagte sie zu Max. „Ich bin fertig, Papa!“

Der Alte hatte unterdessen Rudolf freudig zugenickt, ging auf ihn zu und drückte ihm die Hand. „Gut, daß Sie nur wieder da sind,“ sagte er so herzlich, wie seine Feldherrnstimmung in diesem Augenblick es zuließ; „der Teufel soll mich holen, wenn ich Sie nicht entbehrt habe. Aber die Annehmlichkeiten des Wiedersehens später; jetzt kommen Sie mit! Jetzt sollen Sie einen zweifelhaften Romeo und eine unzweifelhafte Julia sehn. Meine Herren, vorwärts!“

Der sonderbare Zug setzte sich in Bewegung; die glattrasierten Gesichter der Schauspieler, die nach Möglichkeit bärtigen der Studenten, der alte „Invalide“, der stolz und ernst mit seinem Krückstock über die Straße schritt, und das junge Mädchen. Rudolf folgte, ohne zu widerstreben. Es war ihm zwar ein tragischlächerlicher Gedanke, daß neben dem „Wunderkind“ Max als Romeo auf den Brettern stehen sollte. Nicht er, sondern dieser Max ... Er blieb hinter den andern zurück, um jetzt nicht zu reden. Max aber kam zuletzt; er nahm Rudolfs Arm und hängte den seinen hinein. „Ich wollte dir noch etwas sagen, eh wir in die alte Schaubude kommen!“ flüsterte er eilig.

„Und was willst du mir sagen?“

„Er mißbraucht mich nur, Rudolf,“ fuhr Max fort; „den alten Gaukler da mein' ich. Er will mich nur als Folie für

seine Ada haben; das durchschau' ich, Rudolf; — aber es thut mir nichts! In seinen Augen bin ich nur ein Stümper; aber wenn ich noch alles ruhig von ihm hinnehme, wundere dich nicht: er soll mir in der nächsten Woche die Schwindsucht ins Gesicht malen — und — und sein Name ist Hillmann! — Hast du gesehn, wie ich Ada Hillmann immer näher komme? In einiger Zeit wirst du mehr darüber hören; ich werde dir dann gewisse Bekenntnisse machen — über gewisse kleine Genieſtreiche, die ich mir erlaube — denn verstellen und verstecken will ich mich dir gegenüber nicht! Aber vor diesem Schleicher und Intriganten, dem Weinhöfer, und vor unsren Jungens kein Wort davon, Rudolf. Da steht schon das alte Haus, die Thaliabude! Das ist also das Lampenfieber, was ich jetzt verspüre . . . Wie ich mich heut als Romeo auch benehmen mag, zweifle nicht an mir. Ich halte den alten William Shakespeare für ziemlich überlebt. Meine Zeit wird kommen!"

Rudolf erwiderte nichts; sie folgten den andern in das Schauspielhaus. Es war noch ein Gebäude aus dem vorigen Jahrhundert, grau und unansehnlich; auch im Innern weder bequem noch elegant, aber eines dieser allmählich aussterbenden Theater, in denen man spielen konnte, ohne schreien oder sonst übertreiben zu müssen, in deren behaglich zusammenrückenden Wänden sich weder das Wort, noch die Gestalt des Darstellers verlor. Als sie in den Zuschauerraum eintraten, empfing sie beinahe nächtliche Finsternis; nur von der Bühne her, wo einige Lampen brannten, flossen schwache Lichtwellen ins Parkett hinab und verbreiteten eine Art von Morgengrauen über die vorderen Sitzreihen. Hier nahmen die Schauspieler und die Studenten Platz; Max allein kletterte über das Orchester weg zur Bühne hinauf, wo auch Hillmann und Ada aus der Kulisse erschienen. Der Alte zog ein Buch aus der Tasche und setzte sich auf einen Sessel, nicht weit vom Souffleurkasten, der heute leer war. Ada aber stieg zu einem improvisierten Gerüst zur Linken zwischen den vorderen Kulissen hinauf und blieb dort stehn. „Dies ist Julias Balkon," sagte Hillmann, indem er von dem aufgeschlagenen Buch einen schrägen Blick ins Parkett warf. „Wir machen die Gartenszene im zweiten Akt. Romeo fängt an!"

Max, der nach rechts zurückgegangen war, trat nun langsam vor, die Studentenmütze tief ins Gesicht gezogen und in den

Bretterboden finstere Blicke bohrend. Ueber sein volles Gesicht ging ein bitteres Lächeln, als er mit etwas dumpfer Stimme — jedenfalls mit einer andern Stimme, als an der seine Freunde ihn erkannten — schwer und langsam anfing:

„Der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt!"

Darauf wandte er sich aber nach links, sah Julia auf dem „Balkon", und eine plötzliche Erheiterung verklärte seine gutmütigen Züge. In genialem Gegensatz zu dem schweren Anfang sprach er nun mit leichtfüßiger Natürlichkeit das Folgende:

„Doch still, was schimmert durch das Fenster dort?
Es ist der Ost, und Julia die Sonne! —
Geh auf, du holde Sonn'! ertöte Lunen —"

Hier geriet er ins Stocken. Das Wort „Lunen" brachte ihn wieder aus seiner modernen, naturalistischen Stimmung; es verletzte ihn offenbar: er zuckte die Achseln und schüttelte den Kopf. Hillmann souffleurte ihm leise den hierauf folgenden Vers; Max aber lehnte diese Unterstützung, die er nicht nötig hatte, mit einer verächtlichen Handbewegung ab und suchte durch neues Achselzucken anzudeuten, daß nur die Unzulänglichkeit des Dichters an der Stockung schuld sei. Dann fiel er in seine erste unwahrscheinliche Stimmlage zurück, und stilvoll durch die Nase sprechend fuhr er fort:

„— — Ertöte Lunen,
Die neidisch ist, und schon vor Grame bleich,
Daß du viel schöner bist, obwohl ihr dienend.
O, da sie neidisch ist, so dien' ihr nicht!
Nur Thoren gehn in ihrer blassen, kranken
Vestalentracht einher: wirf du sie ab!
Sie ist es — —"

„Bitte, bitte!" unterbrach ihn Hillmann. „Warum begleiten Sie dies ‚Wirf du sie ab' mit einem so theatralischen Hinauswerfen der Arme, daß beinahe die Kulissen in Gefahr kommen? Haben Sie jemals solche Bewegungen an lebenden Menschen gesehn?"

„Wahrscheinlich nicht," entgegnete Max, der dem Alten einen mißvergnügten Blick zuschleuderte. „Aber es handelt sich hier um einen toten Dichter; dessen Redeweise —"

„Wollen Sie für tote Zuschauer spielen oder für lebendige?" fiel ihm Hillmann ins Wort. „Die lebendigen wünschen

auch lebendige Menschen zu sehn; nicht bewegliche Puppen, die in unbekannte Zuckungen geraten. Bitte, entfernen Sie sich so weit wie möglich von diesen verfluchten deutschen Komödianten, die sich auf der Bühne benehmen, als kämen sie von einem andern Stern, wo man eine andre Gebärdensprache spricht und andre Laute hervorbringt! Das mag den Leuten auf dem Jupiter oder Sirius gefallen; mir gefällt's nicht. Ich will Erdenmenschen sehn; ich will Wahrheit sehn, wie ich sie kenne, mit Verstand vorgebracht und zum Verstande sprechend. Romeo war ein Mensch, in Verona geboren; am Allerseelentag, in der Liebesgasse. Seine Amme hieß ‚Humanitas'; er hatte ein wirkliches, natürliches Muttermal auf dem rechten Arm. Mit diesem rechten Arm müssen Sie also auch recht natürlich spielen. Lassen Sie die deutschen Puppenspieler! — Bitte, fahren Sie fort."

Max war im Begriff, etwas zu erwidern; er warf aber einen Blick auf die Tochter Hillmanns und drückte die vollen Lippen aufeinander. Dann fuhr er sehr ruhig fort, beinahe ohne die Arme zu bewegen. Der „moderne Geist" kam wieder über ihn; mit studentischer Natürlichkeit warf er die Worte hin: „Sie spricht, doch sagt sie nichts; was schadet das?" Nur als die kühne Bildersprache des Dichters wieder zum Himmel aufzufliegen begann und von dort „die schönsten Sterne" herunterholte, runzelte Max die Stirn, fuhr sich durch die Haare und bestieg darauf von neuem den Kothurn, indem er pathetische und fast unmögliche Töne ausstieß. Vater Hillmann bewegte sich auf seinem Stuhl, ließ ihn aber gewähren. Erst als nach Juliens erstem „Weh mir" Romeo das überschwengliche Gleichnis vom „Flügelboten des Himmels" in die Nacht hinausgeschmettert hatte, klappte Hillmann das Buch zusammen, stand auf und that einen tiefen Atemzug. „Um Gottes willen!" stöhnte er. „Romeo, Romeo, Sie sind nicht allein! Leise, leise; träumerisch; wie ein verliebter junger Mensch, der sich in lyrischen Worten übernimmt, aber natürlich, natürlich!"

„Herr, wie soll man das natürlich sprechen!" fuhr Max nun auf. „Was kann ich dafür, daß ich im neunzehnten Jahrhundert, im sechsten Jahrzehnt, die schwülstigen Verse eines alten Engländers deklamieren soll, der sich überlebt hat! Ich will jeden natürlich Verliebten auch natürlich sprechen, denn diese Empfindungen sind mir sehr bekannt; aber der Herr Romeo von Mon-

tague stößt ja ein Sonett nach dem andern aus; jedes dritte Wort, das ihm aus dem Munde geht, ist ein lyrisches Gedicht aus dem ‚Dichterwald für Deutschlands Frauen und Jungfrauen'! Diese Gleichnisse ... Nur das eine geht noch: ‚Wär' ich der Handschuh doch auf dieser Hand und küßte diese Wange!' Das könnte auch ein moderner Gardelieutenant sagen; darin ist noch Natur. Aber die folgenden Verse soll mal einer sprechen — — ich appelliere an das Publikum —"

Und zu den Zuschauern gewendet, fuhr er mit einer erstaunlichen Zungenfertigkeit fort, wie wenn die Entrüstung ihn beflügelte:

„Denn über meinem Haupt erscheinest du
Der Nacht so glorreich, wie ein Flügelbote
Des Himmels dem erstaunten, über sich
Gekehrten Aug' der Menschensöhne, die
Sich rücklings werfen, um ihm nachzuschauen,
Wenn er dahinfährt auf den trägen Wolken
Und auf der Nacht gewölbtem Busen schwebt!

Das ist von dem großen, weltberühmten Shakespeare; ich, Max Stein, sage Ihnen einfach: das ist lächerlich! Jeder Student, jeder Brandfuchs hätte diesen Romeo bei seiner Julie ausgestochen, wenn der verdrehte Kerl sich bei dem vierzehnjährigen Ding mit solchen astronomischen Gleichnissen ohne Ende eingeführt hätte! — Weiterhin, als sie ihn hat belauschen lassen, daß sie für ihn schwärmt, da wird er vernünftiger; da sagt er zuweilen passende, realistische, wirklich verliebt aufgeregte Sachen; denn Verliebte sind aufgeregt, das ist ganz natürlich. Aber Streichen, Streichen! Lassen Sie mich die Szene auf ein Drittel zusammenstreichen, so kann sie wirken und so wird sie wirken; — aber so, wie sie ist, und wie Sie sie wollen, gefällt sie keinem modernen Menschen — nur noch Epigonen! Nehmen Sie sich auch so einen Epigonen, um den romantischen Philister, den Romeo zu spielen. Ich kann ihn nicht spielen! ‚Auf der Luft gewölbtem Busen' kann ich nicht schweben; ich muß feste Erde unter den Füßen haben; ich bin ein moderner Mensch!"

„Da sind Sie auch was Recht's!" sagte der Alte ruhig. „Daß Sie den Romeo nicht spielen können, will ich nicht bestreiten. Ueber Shakespeare aber streit' ich alter Mann nicht mit Ihnen. Haben Sie die Güte, Herr Berger, kommen Sie herauf!"

„Ja, ja, ja; nur zu!" murmelte Max. Er sah zu Ada

hinauf, die blaß geworden war, aber zu lächeln schien; doch bei der ungewissen, einseitigen Beleuchtung konnte er's nicht genau erkennen. Durch ein neues Achselzucken gab er ihr zu verstehn, daß er nicht anders gekonnt habe; daß es nicht *seine* Schuld sei, wenn sie ihren Mitspieler verliere. Dann zeigte er ihr noch durch eine edle Gebärde, daß er um ihretwillen sich bezwinge und darauf verzichte, dem alten Mann noch zu widersprechen. Rudolf stieg aus dem Orchester herauf; Hillmann trat ihm entgegen, sprach zu ihm hinunter. Diesen Augenblick suchte Max noch zu benützen; er trat hinter das Gerüst, das den Balkon vorstellte, und flüsterte zu Ada hinauf: „Sie werden bald weiter von mir hören! Urteilen Sie noch nicht!" — Hierauf ging er über die Bühne zurück, als wäre nichts geschehn. Er stellte sich Ada gegenüber zwischen die Kulissen, kreuzte die Arme über der Brust, stieß ein kurzes „Pah" aus, und schien den neuen Romeo mit lächelnder Ruhe zu erwarten.

„Bitte, Herr Berger," sagte Hillmann, der sich wieder setzte, „sprechen Sie doch zunächst dieselbe Rede, die wir soeben zweimal von Herrn Stein gehört haben. Und dann wird Julia ihre Monologe sprechen — und so weiter!"

„Wie Sie wünschen, Vater Hillmann!" sagte Rudolf beklommen. Er sah sich auf einmal mitten auf der Bühne; er sollte spielen; mit Ada spielen, die auf ihn herabschaute. Er als Romeo dieser Julia ... Die Rolle war ihm geläufig, er hatte sie mit Hillmann studiert, er wußte, wie der Alte sie wollte: alles Lyrische, Pathetische *doppelt* schlicht gesprochen, jedes Wort wie eben in der Seele erwachend, die es gleichsam nachtwandlerisch hervorträumt, die zum überschwenglichen, höchsten Ausdruck greift, weil ihr in dieser wunderbaren Nacht jedes andre Wort dürftig, prosaisch, gemein klänge. Tief in seinem Innern fühlte sich Rudolf auch als Romeo; aber er sollte nun sein Inneres laut ertönen lassen, vor den qualmenden Lampen, vor Ada, vor den Menschen da unten. Er sah Weinhöfers glattes Gesicht, das ironisch heraufblickte; ihn verließ der Mut. Um sich zu fassen, starrte er an Weinhöfer vorbei, in die dunkle Höhle des Zuschauerraums, in die leeren Logen neben dem Parkett, aus denen eine purpurn angehauchte Finsternis gegen ihn heranschwebte. An einer Stelle schien sie sich zu formen, sich aus Hell und Dunkel zu mischen, die Gestalt eines Menschenkopfes anzunehmen. End-

lich ward es ein wirkliches, unzweifelhaftes Antlitz; alles schwarz, Haare, Brauen, Augen, scheinbar auch die Lippen, nur dazwischen die gelbe Farbe eines, wie es schien, männlichen Gesichts. Also noch ein Zuschauer! dachte Rudolf. Vielleicht sitzen noch andre hier und da versteckt, die ich nicht entdecke! — Er getraute sich nicht mehr, in das Dunkel zu sehn; wohin sollte er also sehn... Nun, zu Ada, natürlich. War er doch Romeo, sie die Julia — —

Der Alte winkte zum Balkon hinauf, da Rudolf noch immer schwieg, und Ada, um das Stichwort zu geben, seufzte ihr „Weh mir!" in die Nacht hinaus. Nun ermannte sich Rudolf; er griff an seinen Rock, um ihn zuzuknöpfen — eine ihm gewohnte Bewegung, wenn er sich zusammennahm — und fiel dann, wenn auch mit noch schwankender Stimme, ein. Hinter Julia sah er auf eine umgekehrte Kulisse mit dicken schwarzen Buchstaben „Gartenhaus" gemalt; auf dieses „Gartenhaus" heftete er die Augen, während er nun sprach und sich fieberheiß bemühte, das Gleichnis vom „Flügelboten des Himmels" leise, schlicht, doch wie aus nachtwandelndem Gehirn hervorzuträumen. Es schien ihm nur, als klängen die Worte bald zu leise und bald zu laut; bald zu hart, bald wieder körperlos verschwimmend. Dann war ihm, als ob er im Parkett leise lachen hörte, und das heiße Blut schoß ihm in die Augen. Es mochte aber auch nur die Erregung seiner Sinne sein. Der Alte wenigstens ließ ein beifälliges Murmeln vernehmen, als diese erste, gefährlichste Rede geendet hatte, und nickte ihm, da Rudolf ihn nun ansah, aufmunternd zu. „Kaltes Blut," sagte Hillmann leise. „Fahren Sie nur fort!"

Julia begann auf ihrem Balkon die Geständnisse ihres Herzens der stillen Nacht zu verraten; die weiche Stimme tönte klar und hell durch das ganze Haus, nicht das leiseste Zittern verriet die mindeste Unruhe. Rudolf versuchte, sich an ihrer Sicherheit zu stärken; er schmiegte seine Töne gleichsam den ihren an und rang danach, ebenso deutlich, haltungsvoll, formenrein zu sprechen. Wie sich sein Körper dabei gebärdete, wußte er freilich nicht; denn seine Aufregung wuchs, da er Weinhöfer und Martens unten husten hörte, und die Rolle, die Szene rissen ihn, wie gewöhnlich, fort. Auch störte ihn, daß hinter ihm Max sich so oft von einem Bein auf das andre stellte und dabei leise pfeifend Atem zog. Nur der Alte war still wie eine Säule; nicht einmal das Buch

bewegte sich in seiner erhobenen Hand. Es kam kein beifälliges Murmeln mehr, aber auch kein Mißlaut über seine Lippen. Er schien nun nichts zu sein als der Regisseur, der die Darsteller ungestört sich selbst überlassen will. Nur die Zwischenrufe der Amme „hinter der Szene" rief er von seinem Stuhl aus in den Dialog der Liebenden hinein; dann versank er wieder in sein ernstes, feierliches Schweigen.

Romeos letzte Worte kamen, alles war zu Ende. „Bravo! Bravo! Julia heraus! Julia heraus!" schrieen die Studenten. Darauf begannen sie wie toll zu klatschen; auch Weinhöfer und Martens fielen ein; Weinhöfer aber rief dazu mit seiner gewaltigen Stimme, wie um nicht im Zweifel zu lassen, wem sein Beifall gelte: „Fräulein Hillmann hoch! Fräulein Hillmann heraus!" Max war hervorgetreten, stellte sich unter den „Balkon" und schlug die zu Ada erhobenen fetten Hände so geräuschvoll zusammen, daß es von oben aus den Soffitten widerhallte. Hillmann aber stand auf, wandte sich dem Parkett zu und verneigte sich, wie in Adas Namen. Als das Mädchen dann vom Gerüst herunterstieg und mit einem letzten, fröhlichen Satz auf die Bühne sprang, trat der Alte auf sie zu und schloß sie in die Arme. „Diesen Kuß auf die Stirn geb' ich dir im Namen der Kunst und des Publikums," sagte er mit einem Pathos, das sein Feldherrngesicht sonderbar verklärte. „Deiner Zukunft bin ich nun gewiß, meine große Tochter. Noch ein Winter, und dann — — weiter sag' ich dir nichts! Alles Weitere sagt dir dann die Welt — und mir wird sie danken!"

Er sah sich im Kreise um, da die Studenten inzwischen die Bühne erklettert hatten und die Schauspieler im Orchester standen. Alle begannen wieder leidenschaftlich zu klatschen. Auch Rudolf klatschte mit, gleich den andern begeistert. Ada lächelte reizend; sie bedeckte sich einen Augenblick, wie verschämt, die Augen. Dann kehrte aber ihre gewohnte Ruhe wieder. Sie nahm ihr Mäntelchen um, das sie vorhin abgelegt hatte, und schien zu erwarten, daß man gehen werde.

„Nicht doch; wir bleiben noch!" sagte Hillmann. „Wir machen auch noch die andern Szenen mit Romeo. Herr Martens hat wohl die Güte, seiner künftigen Kollegin ein wenig zu sekundieren!"

Martens nickte bereitwillig aus dem Orchester herauf. Also

von mir ist nicht mehr die Rede, dachte Rudolf. Ich bin stillschweigend abgesetzt ... Nun kam ihm erst zum Bewußtsein, daß ihm überhaupt niemand ein Wort über sein Mitspiel sagte. Auch Hillmann schien seine Anwesenheit völlig zu vergessen; wenn er nicht mit Absicht vermied, ihn anzusehen oder jetzt mit ihm zu sprechen. Nur einer der Studenten, der kleine, unbärtige Wilhelm Wedekind, ging auf Rudolf zu und klopfte ihm schweigend auf die Schulter. Er schien auch etwas sagen zu wollen; er blieb aber still und kehrte wieder um. Rudolf lächelte; doch war ihm auf einmal ganz abscheulich zu Mute. Ein nichtswürdiges Gefühl lag ihm vor der Herzgrube. Nun sah er vollends, daß ihn ein Blick von Ada streifte; ein verstohlener, flüchtiger, kühl mitleidiger Blick; wenigstens vermochte er nichts andres aus ihm herauszudeuten.

Wenn ich jetzt fortginge, ich glaube, niemand würde mich vermissen! dachte er mit einem Anflug von verzweifeltem Humor. Oder haben sie mich nur über die Begeisterung für das Wunderkind so vergessen? — In diesem Augenblick hörte er Weinhöfer, unten im Orchester, leise zu Martens sagen: „Berger sollte es lassen!"

Rudolf fuhr zusammen. Er überwand sich dann und that, als habe er nichts gehört; aber mit einem plötzlichen Entschluß trat er nach rechts zwischen die Kulissen. Es lief ihm eine flammende Hitze über das Gesicht. Während der alte Hillmann in die Hände klatschte, zum Zeichen, daß wieder angefangen werde, ging Rudolf leise davon, tappte durch das Halbdunkel bis zur Ausgangsthür und trat auf die Straße hinaus, in die helle Sonne.

XII.

Der „englische Park" beginnt im Nordwesten der Stadt; er zieht sich eine Weile zwischen Landhäusern und ländlichen Vororten hin, dann liegen an seinen Grenzen nur noch Ackerfelder, er wird baumreicher und wilder, bis er sich endlich in einen mächtigen Eichenwald verliert, der noch stundenlang, in das Nachbarland hinein, sich in Flußarmen und sumpfigen Gewässern spiegelt. Diese öderen Teile des Parks durchirrte Rudolf wohl

schon stundenlang; in raschem, rastlosem Gehen, zuweilen halblaut vor sich hin sprechend. Zuweilen blickte er auch vom Wege auf und warf einen unsteten Blick auf die hohen Bäume, die ihn vor der Sonne schützten, oder auf die weiten Auen, die der Wald umkränzte. Dann fühlte er wieder, daß das alles gewiß sehr schön war, ohne daß er's fühlte; daß er die herbstliche Farbenpracht der Wälder wie eine Erscheinung vor sich hatte, die ihn nicht berührte. „Berger sollte es lassen!" sprach er von Zeit zu Zeit leise in die Luft. Die andern sagten nichts; dachten sie dasselbe? Bin ich wirklich nur ein Stümper, der es lassen sollte? — Dann lieber heute als morgen; dann für immer und ewig! Dann auch diese Stadt verlassen, wo mich alles an diesen unglückseligsten Irrtum meines Lebens erinnert; wo Ada Hillmann lebt, die — die mich nicht liebt, und nicht lieben wird . . . Dann die Thorheit gut machen, daß ich es nicht lassen konnte, vor dem Ende der Ferien wieder her zu kommen; weiterstudieren, aber anderswo; weit von Ada Hillmann! — — Vier kleine Worte nur, aber wie sie klingen: „Berger sollte es lassen!"

In seinem hastigen Ausschreiten hatte er sich gewendet, ohne es zu wissen, und wanderte in großem Bogen, nun an der südlichen Seite des Parks, der Stadt wieder zu. Die reine herbstliche Luft wirkte allmählich auf sein wildes Blut; es ward klarer in seinem Hirn, etwas friedlicher. Ein ruhigerer, freilich nicht weichender Schmerz lag auf seiner Seele. Er hatte die Mütze abgenommen, die Stirn entblößt, um sie mehr zu kühlen; die Nachmittagssonne, die zwischen den Zweigen hindurch auf seinem dichten, braunen Haupthaar spielte, beunruhigte ihn nicht. So kam er bis an den breiten, von Pappeln begleiteten Weg, der über die Felder her am Park entlang gegen die Häuser zog. Das erste, oder vielmehr das letzte Haus der Stadt fiel ihm in die Augen, ein kleines weißes Gebäude mit schwarzem Schieferdach, in ein grünes Gärtchen eingebettet. Eine kleine Terrasse, die in den Garten vorsprang, leuchtete von dem roten Laub des wilden Weins, der sie überrankte. Rudolf, dessen Farbenempfindung endlich wiederkehrte, stand unwillkürlich still, weil dieses Weiß, Schwarz, Grün und Rot ihm auffiel. Er starrte hin, wie ein Erwachender, — als er durch einen lauten, schrillen Hilferuf erschreckt wurde, der aus diesem Häuschen hervorkam. Eine zweite Stimme folgte, weniger hell, auch weniger schreckhaft, aber ebenso

laut. „Hilfe! Räuber! Mörder!“ rief dann wieder die erste — eine hohe Frauenstimme — dazwischen. Rudolf drückte sich die Mütze in die Stirn und stürmte dem Hause zu.

Die Gartenpforte stand offen. Er lief hinein, sprang über die Beete fort und schwang sich auf die Terrasse hinauf, da er auch die Thür geöffnet sah, die von dort ins Haus führte. Als er in das nächste Zimmer trat, stand ihm ein breitschulteriger, schwarzbärtiger Mann vor dem Gesicht, der, von oben bis unten in Schmutziggrüngelb gekleidet, irgend etwas drohend in der Hand emporhielt. Eine große Frau stand ihm gegenüber; Rudolf erkannte sie, es war die Paoletti. Sie rief dem Mann, offenbar unerschrocken, mit ihrer schallenden, halb männlichen Stimme einige Worte in italienischer Sprache zu, und hob einen Krückstock, um sich zu verteidigen oder anzugreifen. Weiter rückwärts stand eine alte Dienerin, die durchaus keine Farbe mehr im Gesicht hatte, die Arme wie Flügel bewegte und nur immer schrie: „Räuber! Mörder! Hilfe!“

Rudolf warf sich sogleich auf den Schwarzbärtigen, den Eindringling. Er rang mit ihm, da der starke Mensch sich verzweifelt wehrte, und suchte den rechten Arm, der die Waffe trug, festzuhalten. Es entlud sich ein Schuß, aber in die Luft. Der Revolver, den die drohende Hand umklammert hatte, fiel im Ringen zur Erde. Gleich darauf stürzte auch der Mann; denn Rudolf, der ein guter Ringer war, von der Schule her, hatte ihm beide Arme um den Leib geworfen und zwang ihn mit überlegener Gewalt auf die Kniee nieder. Er traf ihn dann mit einem Faustschlag vor die Stirn, und der Mensch fiel hin.

Während Rudolf eilte, auf seiner Brust zu knieen und seine Arme an den Boden anzufesseln — der andre stöhnte nur, ohne ein Wort zu sprechen — trat die Paoletti hinzu und hob den Revolver auf. „Grazie, Grazie, Grazie!“ sagte sie erregt. Dann setzte sie deutsch hinzu: „O wie dank' ich Ihnen ... Sie sind es; Sie. Was für ein Zufall ... Was für eine Geschichte!“

Rudolf erwiderte nichts, er bemühte sich nur, den Mann unter ihm festzuhalten, der sich wieder rührte. „Liegen Sie still,“ sagte er mit halber Stimme; „sonst töt' ich Sie, ich geb' Ihnen mein Wort!“ — Die unheimliche Ruhe, mit der diese Drohung über seine Lippen kam, nahm dem andern offenbar den Mut; denn er lag nun still. Nach einer Weile erschienen Arbeiter, die

auf dem Felde den Schuß und die Hilferufe gehört hatten; ein wenig später kam auch ein Gendarm, mit der Dienerin, die ihm auf der Straße entgegengelaufen war. Man band dem Gefangenen die Hände zusammen und untersuchte ihn. Er hatte noch ein Messer in der Tasche. Willenlos, nur einige italienische Flüche murmelnd, folgte er dem Gendarmen, der ihn wegführte und dem die Arbeiter bis zur Stadt das Geleite gaben. In dem kleinen Terrassenzimmer war es auf einmal völlig still. Rudolf hatte sich erhoben und sah den Abziehenden nach; die alte Dienerin stand auf der Terrasse und legte nachträglich noch einmal beide Hände aufs Herz.

„O wie dank' ich Ihnen!" seufzte Madame Paoletti. Sie setzte sich, da ihr die Kniee nun zu zittern anfingen, und brach plötzlich in Thränen aus. Die weibliche Schwäche, die ihr Heldenmut so lange unterdrückt hatte, kam mit einer dramatischen Gewalt hervor, die Rudolf sehr überraschte. Er glaubte, sie werde umsinken, und trat rasch hinzu.

„No, no, no! Lassen Sie nur!" sagte sie, ihn abwehrend, indem sie in ihren Thränen zu lachen suchte. „Fallen werd' ich nicht. So eine alte Gans bin ich nicht. Es ist ja vorüber. Lassen Sie mir nur ein paar Minuten Zeit, bis ich mich erhole. — O wir Weiber, wir Weiber! — Ihr habt ja recht, ihr Männer, wenn ihr uns verachtet!"

„Ich wüßte nicht," erwiderte Rudolf, „wie jemand dazu kommen sollte, Sie zu verachten, Madame Paoletti. Ich hab' im Gegenteil Ihren Mut bewundert —"

„Lassen Sie das," fiel sie ihm ins Wort. „Man nimmt sich ja zusammen, wenn es sein muß. Wenn man die Jungfrau von Orleans gespielt hat, sollte man doch wohl auch — —"

Sie brach ab, da die körperliche Schwäche noch einmal nachzitterte und ihr den Atem versetzte. Nur durch eine Gebärde bat sie ihn, zu warten, Geduld zu haben. Sie schloß die Augen und saß, zurückgelehnt, nach Luft ringend, da. Die Dienerin kam mit Wasser; aber ohne die Augen zu öffnen, lehnte Madame Paoletti es ab. „Gehn Sie nur!" murmelte sie und verstummte wieder. Die Alte verschwand zögernd in das Innere des Hauses; Rudolf hörte sie noch eine Weile mit sich selber sprechen. Sie schien sich noch immer zu wundern, daß es so gut abgegangen sei, daß „Gott in seinem hohen Himmel" ihnen geholfen und diesen Retter

geschickt habe. „Und so einen schönen, schmucken jungen Menschen!“ setzte sie hinzu.

„So hab' ich heut' doch noch eine Anerkennung,“ dachte Rudolf lächelnd.

Er betrachtete das Gesicht der Paoletti; die mächtigen, schwarzen Brauen, die über der steilen Nase fast zusammenwuchsen, den schwärzlichen Anflug eines Bartes auf der Oberlippe, die Silberstreifen im Haar, und das einfarbige, reine Gelb der Haut, in dem nun die Wirkung des Bluts langsam wiederkehrte. Unter diesem charaktervollen Kopf die breiten Schultern, die gewölbte Büste; — es war nicht zu verwundern, daß er die Frau sich so mutig hatte verteidigen sehn. Doch als sie die großen, schwarzen Augen wieder öffnete und mit einem rührend liebenswürdigen Lächeln zu ihrem Retter aufsah, fühlte er, daß sie doch nichts weniger als eine „Männin“, daß sie ein großgewachsenes, aber echtes Weib sei. „Ach, mein lieber Herr Berger!“ sagte sie mit einem Seufzer voll anmutiger Heiterkeit: „wie bedaur' ich Sie! Wie thun Sie mir leid! Poverino — wenn Sie nun eine schöne, junge Dame gerettet hätten — was für ein süßer Lohn könnte Sie erwarten. Und wer sitzt da vor Ihnen? Du lieber Gott! Eine häßliche alte Frau!“

„Sie setzen mich in Verlegenheit, was ich sagen soll,“ erwiderte Rudolf, durch diesen Scherz überrascht. „Ich bin leider sehr ungeschickt — — ich hab' nur den ‚Treppenverstand‘ . . . Lassen Sie mich Ihnen wenigstens sagen, Madame Paoletti, daß es mir eine große, große Freude ist, Ihnen in diesem Augenblick beigestanden zu haben, und Sie so wohlbehalten zu sehn, wie ich Sie da sehe!“

„Ich glaube Ihnen,“ antwortete sie ernsthaft. „Von der ersten Stunde an hab' ich ja geglaubt, daß Sie ein guter Mensch sind; von der ersten Stunde an haben Sie mir gefallen — — Aber ach mein Gott, nun vergess' ich wieder, daß ich nicht jung und schön bin, daß alle meine zärtlichen Geständnisse Ihnen nicht nützen können. Ja, ja, ja: Poverino! — Dieser Landsmann da, vor dem Sie mich retteten — denn 's ist leider mein Landsmann; ach, und mehr als das —“

Sie brach ab, stand auf, ein Schauder schien sie zu schütteln. „Ich will Ihnen sagen, wer es war,“ fing sie dann wieder an, ihm mit den glänzenden Augen ehrlich und traurig ins Gesicht

schauend. „Ich heiratete einmal den Herrn Paoletti — das ist lange her; der ist lange tot. Er hatte einen Vetter, der ein schlechter Mensch war; der es auch herzlich gern gesehen hätte, wenn ich mit ihm schlecht geworden wäre ... Das geschah aber nicht, und er ging ins Ausland; — und nun — nun bin ich eine alte Frau, die ihn unterstützt, weil er heruntergekommen ist — bis zum Bettelstab herunter. Was ich gebe, ist ihm aber nicht genug; und weil ich hier so einsam auf dem Felde wohne, ich mit meiner Liese, bricht er wie ein Räuber ein, alles zu nehmen, was da ist. Der Mann, den Sie zu Boden warfen, der ist dieser Vetter! — Ja, so schön ist die Welt ... Darum muß man auf dieser Welt ja auch gerne leben. O, wie wäre man schlecht, wenn man das nicht thäte. Stirbt einem auch alles weg, was man einmal lieb hatte, sitzt man auch ganz allein in seinem Winkel da — so ein Vetter bleibt einem doch. Herz, was willst du mehr?"

„Verzeihen Sie!" unterbrach sie sich selbst und stand auf. „Ich bin ja recht undankbar. Ich hab' ja außer diesem Vetter auch einen jungen Freund, der auf einmal in der Thür steht, als hätt' ich ihn gerufen. Und der sieht mich so gut, so mitleidig an, daß es mir ins Herz geht! — Was für merkwürdige Augen haben Sie, Herr Berger — nicht zu mild — gewiß nicht — aber wie ein paar Sterne, so tröstlich, so gut schauen Sie einem ins Herz. Sehn Sie, jetzt würd' ich Ihnen in die Arme fallen, wenn ich jung und schön wäre; aber weil ich nur die alte Paoletti bin, bitt' ich recht schön: geben Sie mir die Hand!"

„O Madame —!" sagte er verwirrt und lächelnd. Er küßte ihr die Hand; dann drückte er sie einen Augenblick schüchtern, und vor Schüchternheit unbeholfen, an die Brust. Die Paoletti lächelte still. „Sagen Sie, was kann ich thun?" fing sie dann wieder an, rührende mütterliche Herzlichkeit in den großen Zügen. „Was kann ich thun, um mich Ihnen dankbar zu beweisen? Sehn Sie, mein Herz ist voll; und ich habe das Herz immer auf der Zunge; den Mund halten, wie eure deutschen Frauen, das kann ich nicht. Ich fürchte nur, Sie zu beleidigen ... Wenn ich Sie bäte: nehmen Sie etwas von dem, was der andre mir nehmen wollte — würde Sie das kränken?"

„O nein, es würd' mich nicht kränken," sagte Rudolf, den das ganze Wesen dieser Frau bewegte. „Aber ich würd' es nicht

nehmen. Bitte, reden Sie nicht mehr von Dankbarkeit; was hab' ich denn gethan! Es war eine große Wohlthat für mich selbst, daß ich — — daß ich auf einmal um Hilfe rufen hörte; und als ich diesen Menschen faßte und niederwarf, war's eine Befreiung für mich. Also ich hab' Ihnen zu danken. Und wenn Sie es dabei nicht bewenden ließen, würd' ich lieber gehn!"

„O nein, so gehn Sie nicht fort!" erwiderte sie rasch. Die große Gestalt bewegte sich jugendlich lebhaft, wenn auch etwas schwerfällig — mit einem entschuldigenden Blick auf den kranken Fuß — zu einer Seitenthür. „Wenn ich nichts andres thun soll," fuhr sie an der Schwelle fort, „so will ich Ihnen wenigstens zeigen, daß ich Sie wie einen Freund betrachte; will Sie in mein — Heiligtum führen. Lächeln Sie da nicht über die empfindsame alte Frau! Irgend eine kleine Welt für sich will der Mensch doch haben . . . Ich habe nichts als meine ‚Totenkammer'. Erschrecken Sie nicht! Nur der Name klingt so. Sehen Sie, wie eine Abgeschiedene — denn das bin ich schon — leb' ich hier draußen in dem letzten Haus; und in diesem letzten Haus ist ein letztes Zimmer; da hab' ich meine Toten — meine Kunst, mein Kind, und — — und noch einen dazu. Fürchten Sie nur nicht, daß ich da weinen werde, oder mein Leben erzählen, oder so dergleichen. Aber Sie, meinen guten Retter, möcht' ich darin sehn. Denn wie soll ich sonst mein volles Herz — — Lassen Sie mir das. Dann dürfen Sie gehn!"

Sie schritt voran, da er nickte, und trat in ein zweites Zimmer, das offenbar die eigentliche Wohnstätte der einsamen Alten war. Angefangene Malereien lagen auf den Tischen, auch kunstreiche Stickereien nach orientalischen oder eigenen Mustern. Staffeleien mit großen Photographien oder Oelgemälden standen an den Fenstern; ein zierlicher Schreibtisch war mit Büchern, Schriften und Briefen bedeckt. Sie ging an dem allen vorbei und öffnete mit einem Schlüssel, den sie hervorzog, eine dritte Thür. Hier bat sie ihn einzutreten, und Rudolf sah sich in einem kleinen, dämmerigen Gemach, dessen einziges Fenster blaßrötliche Vorhänge verdeckten. Die Wände, die nur einen steingrauen Anstrich trugen, waren seltsam geschmückt: zwischen alten, kleinen, verfärbten Lorbeerkränzen hing eine lange Reihe von Theaterzetteln, deren vergilbtes Papier die Zeit auf jegliche Weise angegriffen hatte. Bilder von Städten, Theatern, Künstlern und Künstlerinnen

hingen darüber und darunter; hier und da auch der unverkennbare, durch die Jugend verschönerte Kopf der Paoletti. An der kurzen Wand, dem Fenster gegenüber, leuchtete das noch jugendliche, etwas steif lächelnde Feldherrngesicht Friedrich Hillmanns, auf einem großen, umrahmten Blatt mit Pastellstiften gemalt. Einige Lorbeerkränze umgaben auch dieses Bild; kleine, unscheinbare Kränze wie die andern, offenbar in „kleinen Nestern" von begeisterten, aber armen Händen gepflückt, gebunden und geworfen, und mit schmalen Atlasschleifen geschmückt, die kein Golddruck prahlerischer Inschriften verzierte. Unter Hillmanns Bild sah den andächtig schweigenden Rudolf ein rührendes, gipsbleiches Antlitz an: die Totenmaske eines lieblich ernsten Kindes, das vier oder fünf Jahre mochte vollendet haben. Ein wenig schien es der Paoletti zu gleichen; die noch zarten Brauen vereinigten sich fast unter der hochgewölbten, kindlich runden Stirn. Ihm zu Füßen stand und lag die kleine Welt, in der dieses Kind gelebt hatte; die braune, schmucklose Wiege, noch mit Kissen und Linnen gefüllt, wie wenn es am Abend wiederkommen würde, sich hineinzulegen; auf Stühlchen neben der Wiege saßen einige schlechtgekleidete Puppen; kleine Spielzeuge bedeckten einen halbzerrissenen, braunen Teppich aus grobem Stoff, der auf der Erde lag. Gegenüber an der dritten Wand zeigte ein Glasschrank den Rest dieser Reliquien. In den verschiedenen Fächern übereinander lagen die Kleidchen und Hemdchen des Kindes; Theaterberichte aus alten Zeitungen, verwelkte und getrocknete Blumen, unechter Theaterschmuck, Briefbündel, von blauen und roten Bändern umwunden, alte Kontrakte oder andre Dokumente, nur so zusammengeschnürt, und ein Haufen von Schriften auf gelblichem Papier, mit rotem Faden geheftet. Eine Büste stand auf diesem Schrank. In der ergreifenden Aermlichkeit all dieser Ueberreste war sie das einzige Fremde; aus italienischem Marmor mit einer gewissen rohen Virtuosität herausgemeißelt, ein unbedeutender Mannskopf in herausfordernder Haltung.

„Das ist Herr Paoletti," sagte sie ruhig mit ihrer tiefen Stimme.

Rudolf erwiderte nichts. Seine Augen wanderten von neuem durch diese „Kapelle", wie er bei sich dachte. Sie blieben wieder bei der kindlichen Totenmaske, die über der Wiege und dem Spielplatz da unten so ernst, so fragend und so feierlich träumte.

Er wollte aussprechen, wie dieser Anblick ihm das Herz ergreife; die Worte kamen ihm aber nur bis an die Lippen.

„Sie hieß Luisa, wie ich," sagte die Paoletti. Es verriet sich keine Rührung in ihr, während sie das sagte; aber ein edlerer Klang war in ihrer Stimme. Sie wandte sich dann ab und ging bis zum Fenster. Rudolf glaubte, daß sie ihre Gefühle, ihr Gesicht zu verbergen wünsche. Er heftete seine Augen auf das kleine tote Bild und auf den sonderbar starr lächelnden Hillmannkopf, der darüber weg in die Ferne blickte.

„Luisa!" dachte er, sich den Namen wiederholend. Von Luisa, oder von Luise, sprach der Alte damals in der Fiebernacht. „Seine gute Luise" sollte ihm verzeihen —

In diesem Augenblick begann eine seltsame Musik, die in dem feierlichen Raum kindlich sanft und süß, aber nicht unfeierlich ertönte. Madame Paoletti hatte leise eine Spieluhr aufgezogen, die, auf dem Fensterbrett verborgen, hinter dem Vorhang stand. Es war keine von den gewöhnlichen Spieluhrmelodien aus der alten Zeit; es war eine liebliche, ernste, rührende Weise, die er selber vor langen Jahren, in früher Jugend gehört und seitdem vergessen hatte. Sie wirkte jetzt auf ihn wie das Glockengeläute seiner Vaterstadt, wenn er es bei der Heimkehr über die sonntagsstillen Fluren dahinzittern hörte. Ihm ward weich ums Herz. Nach den Erregungen dieses Tages kam eine träumerische Schwäche, kamen hinschmelzende Knabengefühle über ihn, deren er sich schämte; und doch beschwichtigten sie so sanft die Verwilderung seiner Brust. Er horchte auf das alte Lied, er betrachtete die kleine Totenmaske; Mitleid mit der Paoletti und mit sich selbst floß ihm durcheinander.

„Diese Melodie liebte sie so sehr!" sagte Madame Paoletti leise. Sie setzte sich auf einen Stuhl, der neben dem Fenster stand — ein alter hölzerner Armstuhl, der auch von Erinnerungen reden mochte — und lauschte mit vorgebeugtem Kopf, wie sie wohl vor Zeiten in der Abendstille am Bettchen ihres Kindes, zugleich mit diesem, gelauscht hatte. Die ruhigen Augen füllten sich doch langsam mit Thränen. Rudolf bemerkte es; er blickte nun still auf die Wiege, ohne sich zu rühren. Die Spieluhr wiederholte das Lied. Darauf stand sie still.

„O bitte, spielen Sie weiter!" murmelte Rudolf gedankenlos, sich zur Paoletti wendend, als hätte sie am Klavier gesessen

und jetzt aufgehört. Er sah sie aber traurig lächeln und erwachte aus seinem Traum. „Verzeihen Sie!“ sagte er verwirrt. „Was hab' ich gesagt?“

„Was thut es?“ antwortete sie mit leiser, aufgelöster Stimme. „Aber — lassen Sie uns nun gehn!“

Die hohe Gestalt richtete sich auf, sie ging stumm hinaus. Rudolf folgte ihr. Sie verschloß die Thür, und der Schlüssel klirrte gegen die silberne Kette, an der sie ihn trug. Rudolf mochte nicht reden; er nahm nur ihre Hand und drückte sie, und zeigte ihr sein blasses, anteilvolles Gesicht. Dann blickte er nach dem Terrassenzimmer, wie um den Ausgang zu suchen.

„Sie wollen fort!“ sagte sie, nun wieder zum Leben erwachend. Der alte Ausdruck mütterlicher Zuneigung und herzlicher Dankbarkeit kehrte in ihre rasch beweglichen Züge zurück. Sie versuchte sogar schon wieder, heiter zu lächeln; — „nein, so lass' ich Sie nicht!“ setzte sie hinzu. „Nicht eh' ich Ihnen ein wenig Gastfreundschaft erwiesen, Sie mit irgend etwas erquickt habe —“

„Ich — — ich *bin* erquickt,“ gab er ihr zur Antwort. „Weiter möcht' ich nichts. Aber ich dank' Ihnen herzlich —“

Um seinen Satz zu vollenden, deutete er auf die verschlossene Thür.

„Und ich soll also nichts, gar nichts für Sie thun?“ sagte sie noch einmal. „Haben Sie denn keinen Wunsch auf der Welt, den ich Ihnen erfüllen könnte? — Ich weiß etwas mehr von Ihnen, caro amico, als Sie ahnen; ich hab' Sie als Romeo neben einer Julia gesehn ... Starren Sie mich nur an. Ich hab' Sie gesehn. Vor wenigen Stunden, im Theater —“

„*Sie* waren in jener dunklen Loge!“ rief Rudolf aus.

„Sie haben also auch *scharfe* Augen, nicht nur *gute* Augen,“ erwiderte sie mit einem anmutigen Lächeln. „Ada Hillmann hatte mich gebeten; die gute Ada, die mich jetzt zuweilen besucht, mir vorliest, seit meine Toni fort ist. Sie wollte wissen, was ich über ihr Spiel, ihre Mimik denke. So ging ich denn heute hin, ehe die andern kamen; in einer Loge versteckt sah ich euch tragieren, und dachte mich zurück in meine Jugendzeit ... Ei, wie aber Ihr Angesicht erblüht ist, seit ich von Ada spreche! Die stillen Augen haben wieder Leben —“

„Ich weiß nicht, was Sie denken,“ sagte Rudolf sofort und

mit leidlicher Fassung; „aber daß ich mich für Herrn Hillmann und seine — Tochter interessiere, das leugne ich nicht. Ich hoffe, Sie haben die junge Künstlerin auch bewundert wie wir; Sie glauben auch an ihre große Zukunft —"

„Hm! — Nun ja!" sagte die Alte langsam. „Was noch nicht ist, kann ja werden. Es gehört zwar noch etwas zu einer Julia . . . Darüber ein andermal mehr; übers Jahr — oder wann es ist!"

„Wenn sie ihren Lehrer und Meister nicht verliert, kann es ja nicht fehlen —"

„Meinen Sie!" fiel sie ihm ins Wort. Ein kluger, etwas rätselhafter, traurig-ironischer Blick traf ihn aus den dunklen Augen. Sie brach ab, obwohl sie die Neigung zeigte, noch etwas zu sagen. Aber sie nahm seine Hand und streichelte sie mit einer matronenhaft teilnehmenden, gleichsam mitleidigen Bewegung, die für ihn ein neues Rätsel und Geheimnis war. Darauf ging sie mit ihrem schweren Schritt zum Terrassenzimmer.

„Wenn sie mit Ada noch nicht zufrieden ist," dachte er, ihr folgend, „was denkt sie dann wohl von meinem Spiel und von meiner Mimik? Dann hab' ich nicht den Mut, sie danach zu fragen . . ."

Er trat in das Zimmer ein, in dem er vorhin den Räuber überwältigt hatte, und sah, daß die Paoletti mit stillem Lächeln auf etwas deutete, das auf dem Boden lag. Den Revolver hatte der Gendarm mitgenommen; aber der Krückstock der Alten, der ihr entfallen war, als die Schwäche kam, war liegen geblieben, und neben ihm eine kleine Photographie. „Die haben Sie verloren," sagte sie, „als Sie mit dem Menschen rangen. Ich sah sie schon vorhin; ich sagte aber nichts. Das ist die Photographie unsrer Ada Hillmann."

„Ja, das ist sie," antwortete Rudolf, dem eine Glut, die ihn erbitterte, in die Wangen schoß. Wann werd' ich denn aufhören, dachte er, so albern zu erröten!

„Seien Sie mir nicht böse," sagte Madame Paoletti liebenswürdig, während er das Bild aufhob. „Ich bin empört, daß ich so gar keine Macht haben soll, etwas für Sie zu thun! Wenn Sie irgend ein Mädchen auf der Erde — — nun, den andern vorziehen — und wenn dieses Mädchen Ihnen noch nicht gut ist, sagen Sie mir's: ich will nicht ruhen, bis sie Ihren Wert erkennt!

Ich bin auch ein Weib," fuhr sie mit aufflackernder Heiterkeit fort; „intriguieren kann ich!"

„Ich danke Ihnen," erwiderte Rudolf lächelnd. „Ich glaube doch, für solche Fälle ist das Wort geschaffen: ‚Selber ist der Mann!' — Bitte, entschuldigen Sie sich nicht; Sie haben mich nicht gekränkt. Wenn ich jetzt vielleicht wieder nicht die Worte finde, so schreib' ich Ihnen heute abend, wie ich für Sie fühle. Ich komme wieder, wenn Sie mir's erlauben. Aber über die Photographie reden wir dann nicht mehr. Leben Sie wohl!"

„Sie kommen wieder?" fragte sie. „Werden Sie das halten?"

„Ob ich es halten werde —"

Betenernd legte er eine Hand aufs Herz.

„Dann bin ich mehr als zufrieden!" sagte sie, ihm bis zur Gartenthür das Geleite gebend. „Bis dahin werd' ich an Sie denken, Sie mein edler Retter —"

„Ich bitte Sie recht herzlich, danken Sie mir nicht mehr!"

„Bis dahin werd' ich an Sie denken," wiederholte sie, „und werde versuchen, doch etwas zu thun! — Bedecken Sie nur die schöne Stirn, setzen Sie nur auf. Gehe es Ihnen gut! Addio!"

Er ging, gegen die Stadt zu, auf der Straße fort. Als er sich einmal wandte, stand sie noch auf ihrer kleinen Terrasse, winkte mit ihrem weißen Tuch und grüßte mit den Händen.

XIII.

Etwa um dieselbe Stunde des nächsten Tages saß Ada Hillmann im Arbeitszimmer der Paoletti, der Alten gegenüber. Sie hatte abgelegt, sich die Stirn getrocknet — denn da sie immer rasch ging, war sie heiß geworden — und schlug ein Buch, das sie in die Hand genommen hatte, beim Lesezeichen auf. „Ich werd' Ihnen also vorlesen," sagte sie mit einer recht harmlosen, freien Miene, „wenn es Ihnen recht ist."

„Sie sind doch auch ein kleiner Spitzbube — wie sie alle!" entgegnete die Alte. „Evastochter! Evastochter! Thut sie nicht, als wär' sie nur des Lesens wegen gekommen; und innerlich brennt es sie, zu wissen, wie ich das ‚Wunderkind' gestern als Julia

Capulet gefunden habe. Legen Sie das Buch nur fort; für heute ganz fort. Sprechen wir von der Kunst!"

Sie schwieg aber wieder, schien in Träumereien zu versinken und sah zum Fenster hinaus.

„Nun, warum spricht sie denn nicht von der Kunst?" dachte Ada, die sich auch nicht rührte. Sie sah gegen die Decke. Endlich zuckte sie ungeduldig mit den Knieen und zerzupfte das Lesezeichen, das sie noch in der Hand hielt.

„Verzeihen Sie, liebes Kind!" sagte jetzt die Alte. „Ich war weit weg; ich dachte an — allerlei. Auch an diesen ‚Vetter', gegen den ich heute beim Gericht auszusagen hatte; er war doch einmal der Vetter meines Mannes ... Also Julia. Sie haben wie ein kluges, braves, talentvolles ‚Wunderkind' gespielt. Mit kaum fünfzehn Jahren spielt nicht leicht eine zweite so. Wenn nun noch die Hauptsache kommt, meine teure Kleine, so werden Sie vielleicht come un' angelo, wie ein Engel spielen; oder vielmehr come una donna!"

„Wie meinen Sie das?" fragte das Mädchen, das seine Ueberraschung vergebens zu verbergen suchte. „Sie meinen also, daß mir noch die Hauptsache fehlt —"

Madame Paoletti lächelte und stand auf. Sie ging zu Ada, nahm ihr das papierne Lesezeichen aus der Hand, auf das ein kleines katholisches Heiligenbild gedruckt war, eine Muttergottes. Dann legte sie dem Mädchen eine Hand auf das schöne dunkelbraune Haar: „Kind!" sagte sie. „Ich bin eine Landsmännin dieser Julia; wir machen es nicht wie Ihre vorsichtigen Deutschen, die sich so sehr vor den Worten fürchten. Sie junge Deutsche, denken Sie doch einmal nach! Sie sind fünfzehn Jahre alt, älter als Julia, und wissen noch nicht einmal, was die Julia fühlt! — Schauen Sie das Bildchen an: die Jungfrau Maria, mit dem Schwert im Herzen. Ja, ja, ja, schauen Sie auf das Herz! Wie Ihr Goethe sagt:

‚Das Schwert im Herzen,
Mit tausend Schmerzen' —

Denken Sie, die Julia hat nicht auch so ein Schwert im Herzen? — Wir nennen es Liebe bei den jungen Mädchen. Wer das noch nicht gefühlt hat — — Ihre Julia ist ein herziges, gutes, deutsches Wunderkind; aber eine verliebte Italienerin, die zuletzt für ihre Liebe in den Tod geht, die ist etwas andres. Das verstehn Sie

nicht. Und Papa Hillmann kann es Sie nicht lehren. Also — da fehlt's!"

Ada hob den Kopf und sah eine Weile mit den großen fragenden Augen stumm zu der Alten auf. Dann schüttelte sie aber den Kopf und sagte altklug: „Ich glaube doch nicht, daß Sie recht haben, Madame Paoletti. Wenn die Schauspieler das alles erlebt haben müßten, was sie auf der Bühne vorstellen — wer soll dann die Lady Milford und die Medea und den Othello und den Jago spielen? Da wären wir ja bald mit der ganzen Komödie zu Ende! — Ich kann mir doch alles vorstellen, Madame Paoletti; dazu haben wir ja unsre Phantasie. Ich vertiefe mich ja in meine Rollen — wie Papa es verlangt — stundenlang, tagelang. Und der Dichter schreibt ja alles vor, was wir sagen und empfinden sollen. Wenn Julia in der Nacht nach dem Ball noch auf den Balkon tritt, so denk' ich mir dazu alles, wie es ist: die Nacht ist so schön, Mondschein auf den Bäumen, sie hat viel getanzt, sie hat so heiße, himmlisch heiße Wangen, und nun duften die Blumen — etwa die Nachtviolen; die duften ja wohl bei Nacht —"

Die Paoletti lächelte und nickte.

„Und nun denkt sie an den schönen Romeo mit den liebevollen Augen, der sie so plötzlich geküßt hat; es überläuft sie, wenn sie daran denkt — — O, in das alles kann ich mich vertiefen, Madame Paoletti. Hätt' ich denn Talent, wenn ich das nicht könnte? Und Sie sagen ja doch auch, ich habe Talent?"

„Gewiß, gewiß," antwortete die Paoletti nickend. Sie legte dem Mädchen wieder eine Hand auf das zarte Köpfchen. „Sie sind ein gutes, unschuldiges, recht ideales Geschöpf!"

„O, ich war nicht immer so ‚ideal'!" sagte Ada lächelnd. „Früher wurde mir zuweilen sonderbar zu Mute, wenn so ein schlanker, hübscher Offizier in der Uniform vor mir stehen blieb, mir in die Augen sah; oder ein großer, mächtiger Student im Cerevisköppchen, den Schläger in der Hand — — ich war noch ein rechtes Kind. Jetzt denke ich mir die Romeos und die Ferdinands schöner, vornehmer, herrlicher als alle Lieutenants und Studenten. Die ich mir träume, für die bin ich Julia und Luise und Eboli; was soll ich mit den andern, die sächsisch oder berlinisch oder baierisch sprechen. Die sind dazu da, um für uns Schauspielerinnen zu schwärmen, uns Bouquets zu bringen und zu applaudieren!"

Madame Paoletti lachte, und hörte eine Weile gar nicht auf, zu lachen. „Wunderkind! Wunderkind!“ rief sie aus, und warf sich in das Sofa.

„Hab' ich etwas Dummes gesagt, Madame Paoletti?“

„Wie würde ich mir erlauben, das zu sagen, oder nur zu denken,“ erwiderte die Alte mit höchst ernsthaftem Gesicht. „Aber lassen Sie mich Ihnen erzählen, mein liebes Kind, wie es mir in meinen jungen Jahren erging — wenn Sie das interessiert!“

„O gewiß; wie können Sie fragen!“ sagte Ada, deren Augen sogleich von Neugier glänzten. Sie legte die Hände im Schoß übereinander, und die kleinen, rosig angehauchten Ohren, die sie ein wenig bewegen konnte, drängten sich mehr nach vorne. Die Paoletti sah das mit Erstaunen. Dann fing sie aber an:

„Ich war auch einmal eine Art von Wunderkind; — Gott behüte mich, daß ich mich mit Ada Hillmann vergleiche; aber in Italien und bei meinen Leuten galt ich für was Beson'res, einige alte Narren prophezeiten mir eine große Zukunft. Ich hatte so allerlei niedliche Talente: Zeichnen, Malen, wahre Kunstwerke von Stickereien machen, italienische Verse machen; und noch dies und das. Aber ich hatte sonderbare Eltern, meine liebe Ada — — Sie werden sich wundern; sonderbare Eltern. Die erste Tänzerin beim Ballett in Rom —“

Sie stockte.

„War Ihre Mutter —“

„Nein. War mein Vater.... Lächeln Sie nur; es ist so! Wie bei der päpstlichen Kapelle keine Sängerinnen, so durften damals beim Ballett in Rom keine Tänzerinnen sein, die wirkliche Evastöchter waren. Darum ließ man verkleidete Männer als Sylphiden und Genien und verliebte Schäferinnen herumspringen — und der erste unter ihnen, die prima ballerina, war mein Vater. Wie viele Thränen der Scham und der Empörung hab' ich wohl vergossen, seit man mir gesagt hatte: sie, die da abends tanzt, ist dein genitore, dein Erzeuger.... Sie! ‚Sie tanzt!‘ Es gibt auf der Welt nichts so Trauriges, als die Lächerlichkeit! — — Diese prima ballerina — Gott verzeih' mir's, ich hab' sie nicht geliebt — die hatte an ihrem eigenen glänzenden Elend nicht genug: er wollte, daß auch ich zum Ballett ginge. Er wollte mich nach Deutschland schicken, wo die Tänzerinnen an allen Höfen begehrt waren; wo ich ‚im Golde plätschern‘ werde,

wie er mir prophezeite. Ich, mein Kind, zum Ballett! Ich mit meiner lang aufschießenden, widerspenstigen Gestalt! Ich mit all meinen andern Talenten, die ich liebte — während ich das Tanzen haßte wie die Sünde, schon um des Vaters willen! — Aber es half nichts. Die prima ballerina zwang mich. Die Natur sollte nachgeben, und ich sollte dereinst im Golde plätschern! — So kam ich nach Deutschland; dreizehn Jahre alt. Meine Mutter ging mit; die war denn wohl auch eine sonderbare Mutter . . . Kind, Sie wollen zum Theater gehn, da erleben Sie vieles — warum Ihnen also nicht sagen, wie es war. Diese Mutter dachte, mit dem Goldsammeln muß man früh beginnen; und als ich erwachsen war — und nicht übel damals — — Reiche Anbeter meldeten sich genug . . . Sie stellte mir vor, welches Glück ich hätte; sie suchte mich zu bereden — —"

Die Paoletti brach ab, nachdem sie die letzten Worte nur mit tiefem Widerstreben, hart und tonlos, ausgesprochen hatte. Alda saß mit großen starren Augen da. Sie bewegte sich nicht. Ihre Wangen brannten.

„Ja, ja, ja, so war's!" murmelte dann die Alte. „Ich lief endlich fort, um diese schrecklichen Versuchungen nicht mehr zu erleben — diese Mutter nicht mehr zu sehn! — Gut war ich geblieben; aber was nun thun? Wovon leben, Kind? Ich war fremd im Land. Ich sprach noch ein gebrochenes Deutsch; meine italienischen Verse, meine Farbenstifte konnten mich nicht ernähren. Nun, zuerst versucht' ich's mit den Stickereien; bis ich einsah: so allmählich muß ich doch verhungern; denn man findet sie gut, aber man bezahlt sie schlecht! Da sagte ich mir endlich: Deutsch hab' ich inzwischen gelernt, will's noch besser lernen; wenn ich nicht tanzen kann, und nicht tanzen will, so kann ich vielleicht Komödie spielen; eh man verhungert, muß man es versuchen. Ja, meine gute Alda, so kam ich zur Kunst! Eine stille Neigung dazu war mir wohl im Blut; aber erst die Not lehrte mich zu ihr beten. Warum sollt' ich auch nicht? Hatt' ich nicht Temperament, Gefühl, Phantasie, poetischen Sinn, ausdrucksvolle Gebärden? Sind wir nicht geboren fürs Theater, wir Italiener und Italienerinnen? — Ich ging zu einer Wandertruppe, man nahm mich auf, ich lernte Tag und Nacht, ich spielte jede Rolle, die man mir geben wollte, ich gefiel den Leuten. Nun, da wuchs mir der Mut. Ich drängte mich an ein größeres, besseres Theater

in einer größeren Stadt. Ja, ja, ja! Von diesem Tag an wollt' es nicht mehr gehn! Da verlangten sie andres, als leidlich Verse sprechen, mit Armen und Beinen agieren, große Worte machen. Da verlangten sie Wahrheit, wirkliches Gefühl. Ich spielte Liebhaberinnen, alle, alle Tage, und ich junges Ding wußte von der Liebe nichts! Männerscheu war ich geworden, seit jenen schrecklichen Zeiten ... Wenn ich nun draußen stand vor dem Publikum, und Worte der Liebe seufzte, Schwüre der Liebe flüsterte, Verzweiflung der Liebe ins Parterre hinausschrie, oder die Hand aufs Herz legte — Kind, wo hatt' ich das Herz? Was log ich da zusammen? Und wer sollte mir glauben?"

Die Paoletti schwieg. Sie sah dem jungen Mädchen lange ins Gesicht — Ada war etwas blaß geworden — und legte sich dann gegen die Sofalehne zurück. „Was sagten Sie, Kind?" fragte sie, als sie das Mädchen leise und unverständlich murmeln hörte.

„Ich sagte nichts," erwiderte Ada mit schwacher Stimme. Nachdenklich und befangen sah sie auf den Boden. „Nun?" fragte sie endlich.

„Was nun?"

„Und dann? Wie endete es dann?"

„Das will ich Ihnen sagen," antwortete die Alte. „Es endete damit, daß man mich nicht mehr sehn, nicht behalten wollte; mich auspfiff, mich fortschickte. Daß ich verzweifelte an mir und am Leben; daß ich mir endlich Gift verschaffte und es nehmen wollte. Und als ich es nehmen wollte — kam jemand dazu. Gegen Abend war's, an einem Wald bei der Stadt. Unter den Bäumen lag ich. Dieser Jemand kannte mich schon, vom Theater her. Er war Schauspieler, wie ich. Er erriet, was ich wollte, und nahm mir das Gift fort. Und dann — — nun, dann kam so nach und nach die Liebe, Kind. Kam über ihn und mich. Zwei, die nicht glücklich waren, fanden sich zusammen; und als sie ihr Unglück so zusammenlegten, ward Glück der Liebe daraus. Und sie gingen miteinander in die Welt — und ich versuchte es nochmals beim Theater, und nun konnt' ich spielen!"

Ada saß in tiefen Gedanken, ohne sich zu rühren. Nur ihre verräterisch lebendigen Züge sprachen; denn kindliche und jungfräuliche Gefühle spielten, lächelten, runzelten und zuckten ihr durcheinander über das Gesicht. Sie stand endlich auf, ohne es zu wissen.

„Wohin wollen Sie?“ fragte die Paoletti.

Das Mädchen blickte an sich hinunter; es überraschte sie offenbar, daß sie aufrecht stand. „Ich?“ fragte sie zurück.

„Ja, mein Kind; Sie! Wollen Sie schon fort?“

„Ja, ja, ich muß fort,“ sagte Ada rasch. Sie nahm ihren Hut.

Indessen schien sie an etwas zu denken, das sie sehr ernsthaft beschäftigte. Sie drückte die Lippen fester gegeneinander, wie um Worte zu unterdrücken, die aus ihr herauswollten. „Es war mir alles sehr interessant,“ sagte sie endlich mit altklugem Lächeln; „ich danke Ihnen sehr, Madame Paoletti. Das heißt — verzeihen Sie — ich wollte sagen: es hat mich auch sehr gerührt; o, sehr. Was ist alles über Sie gekommen! — Bis dann dieser jemand — —“

Sie brach ab. Sie schien zu erraten, wer der „Jemand“ war, aber sie hielt es offenbar für besser, nicht davon zu sprechen. Die schlanke Gestalt bewegte sich träumerisch zur Thür. „Wenn ich wiederkomme, lese ich Ihnen vor,“ sagte sie, den Drücker in der Hand.

„Sie sind ein gutes Mädchen, meine liebe Ada,“ entgegnete die Alte, die ihr nachging. „Ja, ja, ja, die Liebe! Das ist eine gefährliche Sache — aber zur rechten Zeit eine gute Sache. Leben Sie wohl, kleine Julia! Und wenn Ihnen einmal ein richtiger „Romeo“ begegnet (sie betonte das Wort) — ein warmer, edler, treuherziger Romeo aus der Wirklichkeit, der Ihnen von Herzen gut ist — dann erleben wir vielleicht in dem Wunderkind auch noch Wunderdinge. Es war sonst alles brav und gut, was Sie gestern machten. Also auf Wiedersehn!“

„Auf Wiedersehn!“ sagte Ada und ging.

Die sinkende Sonne im Rücken, wanderte sie langsam — nicht im Geschwindschritt wie sonst — nach der Stadt zurück. „Ja, ja, ja, die Liebe!“ wiederholte sie vor sich hin. Wie oft hatte sie nun von Liebe gesprochen, Liebe gespielt, ohne zu wissen, wie das ist, wenn man sie wirklich fühlt . . . Ob es wirklich nicht genügt, dachte sie, recht lebhaft an sie zu denken? Ob man sie durchmachen muß, eh' man künstlerisch reif wird? — Aber Papa Hillmann will ja grade das mit mir erreichen, was die andern alle nicht erreichten: daß ich mit sechzehn Jahren die Sechzehnjährigen spiele, jung und reif zugleich! — — Vielleicht wär' es gut, wenn ich's vorher durchmachte; wenn ich auch einmal wirk-

lich auf dem Balkon stünde, wie die Julia — und mit „Hangen und Bangen" einen „Jemand" erwartete, einen wirklichen; so recht verstohlen und heimlich . . . Vielleicht hat sie recht! — Ein „Romeo", sagte sie? Ob sie es mit Absicht sagte? Ob sie davon weiß, daß schon ein begeisterter Romeo um meine Liebe wirbt? Daß er mir Gedichte schickt, stürmische, hochpoetische — die ich ihm gar nicht zutraute — und die ich versteckt auf dem Herzen trage? Gestern eins, heute eins . . .

Sie blieb vor der Brücke stehn, die aus dem englischen Park in die eigentliche Stadt führte, und zog die beiden Gedichte aus ihrem Versteck hervor, um sie noch einmal zu lesen. Sie waren auf dem feinsten Velinpapier geschrieben, „an Ada" gerichtet und „Romeo" unterzeichnet; und Max Steins „geniale" Hand hatte sie in großen, dicken Buchstaben auf das Papier geworfen. Sein eigenstes Werk waren sie freilich nicht; er hatte sie bei „Thekla" gefunden, als er ihr nachgereist war, und sich angeeignet; denn was sollte seine Thekla noch mit den Gedichten Rudolfs des Epigonen? Jetzt, da er Ada liebte — bedeutende Naturen leben in raschen Entwickelungen — schien es ihm genial, diese toten Gedichte nochmals zu beleben (denn bessere, dachte Max, kann ich doch nicht machen) und sie an den aufgehenden Stern zu richten, nachdem sie einem untergehenden gegolten hatten. War „Ada" nicht zweisilbig wie „Thekla"? Und haben nicht Rudolf und ich — dachte Max — so ziemlich die nämlichen, überschäumenden, brausenden Gefühle? Und werd' ich ihm nicht alles beichten, wenn erst Thekla — Ada, meine ich — wenn erst Ada mein ist? — —

„In Nacht begraben, Ada,
Wollt' ich die Qual und den Wahnsinn
Und die Lieder der Liebe" — —

Ada stand und las. Sie ging dann weiter und las. Es that ihr wohl, sich von dem Sturm dieser Gefühle gleichsam anwehen zu lassen; wie man am Meerstrand hingeht und sich vom „sausenden Nord" die Locken zerzausen läßt, so war ihr, als wandere sie geradeswegs auf die Liebe zu, und als blase ihr der Sturm der Liebe ins Herz. Sie sprach die Verse, obwohl sie jetzt durch belebte Gassen ging, flüsternd vor sich hin; es war etwas Feuriges, Schillersches, Tönendes darin, das sie allmählich berauschte. Dachte

sie dann freilich an Max, so konnte sie ihn mit diesen wilden Versen nicht zusammenbringen . . .

„Ada, Ada!
Säh'st du in dieses Herz;
Der Hölle Gluten wühlen darin,
Malen in alle Winkel
Deinen Namen mit Flammenschrift,
Hauchen mit Feueratem
Deines Namens Klang durch das wilde Herz" . . .

Er hat so kleine Augen! dachte sie. Er hat wundervoll weiße, aber fette Hände! — Ich glaub', es ist furchtbar schwer, sich in ihn zu verlieben. — Aber diese Verse!

„Ada! Ada! Da sitz' ich
Am Fenster wieder, und blick' in die Nacht,
Und sieh! der Nacht öde, schwarze,
Traurige Stille
Weckt die Geister auf
Meiner eig'nen Nacht!
Und die Feder ergreif' ich
Und werfe die wilden,
Sehnsuchtsbangen Worte
Auf das knirschende Blatt,
Meiner Liebe, meines Kummers Boten!"

„Und die Feder ergreif' ich" ist doch eigentlich komisch und prosaisch! dachte sie im Gehn. Aber wie er mich liebt . . . Mich! Mich! Ada Hillmann! — — Könnt' ich doch, wie im Märchen, zu einem Zauberer sagen: „Lieber Zauberer, laß mich diesen Romeo nur auf eine Stunde wieder lieben — damit ich weiß, wie das ist!"

Sie kam endlich nach Hause (nachdem sie die Gedichte wieder an ihrem Herzen versteckt hatte); niemand war dort, als die Dienerin, die alte Mine; Hillmann und die Großmutter waren ausgegangen. Sie wanderte durch alle Zimmer, fast wie im Traum, und trat zuletzt in ihr eigenes, schon abendlich dämmerndes Gemach. Auf dem Büchertisch, über den Rollen, an denen sie studierte, lag ein Billet an sie. Wiederum von Max; wieder auf feinstem, duftendem Papier. Zu ihrer Freude fing ihr Herz wirklich an zu klopfen, als sie damit ans Fenster trat und es öffnete. Diesmal waren es keine Verse, sondern folgende Worte:

„Hochverehrtes Fräulein! Höchst angebetete Ada! Julia meines Herzens!

„Ich versprach Ihnen gestern, Ihnen zu erklären, warum ich Ihrem Pflegevater als Romeo nicht genüge, warum ein etwas, das tief in meiner Natur liegt, mich hindert und hindern muß, ihm zu genügen. Ich sagte Ihnen gestern: ‚Urteilen Sie noch nicht!‘ — O könnten Sie sich entschließen, wunderbares Mädchen, bis in die tiefste Tiefe meiner Seele hinabzublicken; Sie würden dort — außer dem Namen Ada, der in jedem meiner Nerven zuckt — die noch vergrabenen Schätze meiner Zukunft (bitte, mißverstehen Sie das Wort ‚Schätze‘ nicht) und Gefühle und Gedanken finden, von denen ein Hillmann nichts ahnt! — Ferne sei es von mir, diesen alten Mann, Ihren Pflegevater, anzugreifen; ich unterdrücke alles. Aber wenn Sie, Julia meines Herzens, sich entschließen könnten, mich als denjenigen Romeo zu sehn, der ich wirklich bin; wenn ich zu Ihnen reden dürfte, wo kein dritter lauscht, nur Luna auf Endymion-Romeo herabschaut (heute haben wir letztes ‚erstes Viertel‘, morgen Vollmond, ich habe im Kalender nachgesehn), dann würden Sie mich anders verstehen und begreifen, als jetzt, und in Shakespeares eigenen Worten würd' ich Ihnen ein Herz zeigen, das vielleicht größer ist als Shakespeare!

„Weiter sage ich nichts; ich setze nur noch hinzu: heute abend versuch' ich's! Ich werde eine Viertelstunde nach Aufgang des Mondes im ‚Jakobsthal‘ an Ihrem Gärtchen erscheinen; nicht ‚modern‘, da Sie das nicht lieben, sondern im Romeokostüm, eine Strickleiter in der Hand! Hat Julia ein Herz, und eine große Seele, so wird sie auch erscheinen, auch in ihrem Kostüm, und auf der Altane ihres Häuschens stehn und Romeo erwarten. Erhalte ich keine Antwort, so komm' ich!

„Glauben Sie, edles Mädchen: nie sollten Sie bereuen, mir ein Vertrauen geschenkt zu haben, das ein edler Realist, wie ich auf Ehre bin, nicht mißbrauchen kann. Ich setze nichts mehr hinzu; denn entweder verstehen Sie mich, oder Sie verstehen mich nicht. Was Sie nun auch thun mögen, — bis ich in meine Atome zerfalle, werde ich Sie lieben als der bewußte, fühlende und denkende Organismus, der sich nennt ‚Maximilian Stein‘ (Paulsstraße Numero 16) und sich unterzeichnet als Ihren Romeo.“

Ada saß noch eine Weile still am Fenster, nachdem sie ge-

lesen hatte. Sie schien auf neue Symptome der Liebe zu warten, die sich in ihr regen sollten. Ihre jungen Wangen brannten vor Ungeduld der Erwartung; sie hütete sich, die Lampe anzuzünden, um das geheimnisvolle, sanft aufregende Dunkel nicht zu unterbrechen. Es entwickelte sich indessen nichts Besonderes; nur die Rede der Paoletti, die tönenden Verse des Gedichts „an Ada“ und dieser sonderbare Brief schwirrten ihr wie ein Schwarm von Nachtschmetterlingen durch das erhitzte Gehirn. Endlich steckte sie den kleinen Finger zwischen die Zähne und biß ihn, was sie gerne that, wenn sie aus einer Träumerei erwachen und einen Entschluß fassen wollte. Sie stand auf und ging hin und her. Sie sprach aus ihrer Juliarolle, aus der Gartenszene, einiges vor sich hin; bei den liebeheißen Versen wuchs ihr der Mut. Sie schämte sich, daß sie, die „Künstlerin“, noch so ein Kind sei ... Julia war erst vierzehn Jahre alt, und Ada fünfzehn! — Plötzlich machte sie Licht und trat an ihren Kleiderschrank. Dort hing ihr Juliakostüm, für den ersten und zweiten Akt; Papa Hillmann hatte es ihr eben machen lassen, um sie anzueifern. „Ein Stelldichein“, „ein Stelldichein“, sagte sie vor sich hin; mit süß klopfendem Herzen, wegen der Heimlichkeit. Weiter fühlte sie nichts; nur so ein poetisches Gespräch wie in den Tragödien schwebte ihr vor, das der Mond beschien. Sie suchte sich Max möglichst undeutlich vorzustellen, weil sein Gesicht sie störte; einen allgemeinen Romeo machte sie sich aus ihm, den ein schönes Kostüm veredelte und die Strickleiter verklärte. „Ja, ich komme, ich komme, Romeo!“ sagte sie. „O Romeo, ich komme!“

Sie zog ihr Kostüm hervor, legte es zu einem Bündel zusammen, das sie unter ihrem Kopfkissen versteckte. Dann schlich sie in Vater Hillmanns Zimmer, wo in einem Wandschränkchen die Schlüssel zum Garten und zum Häuschen hingen. Sie wollte fort sein, ehe die andern heimkämen. Leise ging sie zurück, damit die alte Mine in ihrer Küche sie nicht hörte. Das eingeschlagene Bündel nahm sie unter den Arm, ein Tuch um den Kopf, und stieg die Treppe hinunter.

Auf der Straße leuchtete ihr der Mond bereits entgegen. Sie fuhr auf einmal zusammen, als sie dieses große goldene Auge auf sich gerichtet sah. Schnell fing sie an, Verse aus Julias Rolle mit leiser Stimme vor sich hin zu sprechen. Sie zog sich

das Kopftuch ins Gesicht hinein, um unterwegs nicht erkannt zu werden, und mit möglichst gesenktem Scheitel sah sie auf den Weg. Ein wohliger Schauder der Bangigkeit, der sie glücklich machte, fröstelte über sie hin. Sie hatte ein Geheimnis! Sie erlebte Poesie, statt nur immer die der andern zu spielen!

Als sie an die zweite Straßenecke kam, erschrak sie freilich; denn Vater Hillmann und Rudolf, die nebeneinander auf der Straße mitten im Mondschein gingen, kamen ihr entgegen. Hillmann sah zu ihr hinüber — sie ging auf dem Trottoir, im Schatten — und blieb einen Augenblick stehn. Sie bückte sich noch tiefer, als sehe sie etwas sehr Interessantes auf den Pflastersteinen. Ihr Herz schlug gewaltig. Gleich darauf aber sah sie sich erlöst, denn sie bog rechts um die Ecke.

XIV.

„War das nicht meine Tochter, die da eben ging?" fragte Hillmann verwundert.

„Ich weiß nicht; ich habe die Dame nicht gesehn," antwortete Rudolf.

„Sonderbar!" murmelte der Alte. „Ich möchte schwören, sie war's. So einen Gang hat kein andrer Mensch, wie meine Ada! — Nun, sie kann's ja auch gewesen sein. Es ist ja noch früh am Abend. — Kommen Sie mit hinauf?"

Rudolf begleitete Hillmann bis zu seiner Wohnung und ging mit hinauf. Mine öffnete ihnen. „Wo ist die alte Frau?" fragte Hillmann.

„Frau Bornemann kauft ein," antwortete die Alte.

„Und Ada?"

„War noch eben hier. Ich weiß nicht. Sie ist fort."

„Sie ist fort?"

„Ja, sie ist fort," wiederholte Mine.

„Und war eben noch hier?"

„Ja."

„Hm!" murmelte der Alte, ging aber weiter, mit Rudolf in sein Arbeitszimmer hinein. Die Dienerin brachte ihm die Lampe und ging wieder fort. „Sie haben also die Courage

verloren," sagte Hillmann, das unterbrochene Gespräch wieder aufnehmend.

„Ich hab' die Courage mit dem Talent verloren," entgegnete Rudolf mit verbissener Resignation. „Oder, richtiger, mit dem Glauben an mein Talent; denn Talent hatt' ich nie! Sie haben ja auch gar nicht ‚die Courage', Vater Hillmann, dem zu widersprechen."

„Wenn Sie mir die Pistole auf die Brust setzen, wie vorhin auf der Straße, so kann ich freilich nicht die Lungen voll nehmen und sagen: Sie haben ein großes Talent! — Aus jenem ersten Anfang, dacht' ich, sollte sich mehr entwickeln. Ich glaube, Sie sind ein zu innerlicher Mensch. Ich glaube, Sie würden besser schreiben, als Sie sprechen; und Sie sprechen besser, als Sie agieren. Das gibt allerdings keine großen Komödianten! Aber Sie würden, wenn Sie dabei blieben, ein denkender, gebildeter, nützlicher, für jede Bühne wertvoller Schauspieler werden. So ein gewisses Mittelmaß würden Sie wohl nicht überschreiten!"

„Mittelmaß!" wiederholte Rudolf. „Das heißt: mittelmäßig. Das Schrecklichste, was ich kenne. Lieber gleich ins Wasser!"

Der Alte murmelte etwas vor sich hin; es klang eher beifällig, als widersprechend. „Wenn jemand so denkt, läßt sich eigentlich nicht viel dagegen sagen," setzte er verständlicher hinzu. Er schien aber nicht ganz bei der Sache zu sein; denn er ging etwas unruhig umher, sah an den Wänden hin und klopfte sich auf die Stirn, als wolle er sein Gedächtnis wecken. „Was hatte ich noch im Sinn?" sagte er halblaut. „Richtig! Alter Hans der Träumer!" — Er trat an das Wandschränkchen, das Ada vorhin geöffnet hatte, und blickte auf die Haken, an denen allerlei Schlüssel hingen.

„Die Gartenschlüssel sind fort!" murmelte er betroffen und zerknetete sein Gesicht. Während er mit Rudolf sprach, war ihm wieder eingefallen, daß Ada an diesem Morgen, als er in ihr Zimmer trat, ein Papier, das wie ein Brief aussah, in kindlicher Hast versteckt hatte. Was hatte sie vor ihrem Vater zu verstecken? — Ihre Geistesabwesenheit, ihre Träumerei, als sie dann studierten ... Was trug sie unter dem Arm, als sie eben an ihm vorbei ging? In der Richtung zum „Jakobsthal" ging sie; rechts um die Ecke. Die Schlüssel waren fort ... „Was will

sie jetzt im Garten?“ sagte der Alte auf einmal hörbar und fast laut.

Rudolf sah ihm erstaunt in die Augen.

„Ich spreche ja wohl einen Monolog!“ fuhr Hillmann fort, sich zusammennehmend. „Es war ein Ideengang — — Verzeihen Sie. Bei Ihrer Zukunft waren wir stehn geblieben ... Aber ich muß noch einmal in die Luft. Ich war wenig draußen; und der Mondschein lockt mich. Reden wir auf der Straße weiter, wenn es Ihnen recht ist!“

„Alles ist mir recht,“ erwiderte Rudolf, der nicht zu sagen gewußt hätte, was ihm heute recht war. Sie gingen und verließen das Haus. Der Alte begann rascher auszuschreiten; dann blieb er wieder stehn, holte tief Atem, und wie um das kalte Blut nicht zu verlieren, ging er langsam und scheinbar sorglos fort. Er sprach aber nicht viel, und hatte offenbar abirrende Gedanken. Seine Brauen gingen häufig auf und nieder. Rudolf bemerkte das und verstummte auch. So kamen sie in die Vorstadt im Osten der Stadt hinaus, wo die Häuserzeilen aufhörten und große und kleine Gärten aufeinander folgten. Einzelne Gebäude — Villen, Gewächshäuser, Schuppen, Gärtner- und Sommerhäuschen — sahen über die Mauern oder Hecken herüber und glänzten silberbleich im Licht des Mondes, dessen Scheibe schon rund und voll erschien. Es war eine herbstlich klare, reine, milde Nacht. Nur verstreute Sterne silberten aus der blaßblauen Höhe, ohne zu flimmern; der Mond überleuchtete sie. Eine Stille herrschte, als wäre schon tiefe Nacht. Ein einziger Hund, vielleicht ein „Mondanbeller“, kläffte in der Nähe.

Hillmann war scheinbar ruhig fortgegangen; auf einmal aber hielt er an der offenen Thür eines Gärtchens an, blickte hinein und stieß ein kurzes „Oho“ der Ueberraschung aus. Das Bild, das sich ihnen zeigte, war seltsamer, als der alte Mann je erwartet hätte. Ada stand — nicht zwanzig Schritte von ihm — auf dem hölzernen Balkon ihres Sommerhäuschens, im Kostüm der Julia vom ersten und zweiten Akt, als werde Shakespeares Tragödie hier im Mondschein gespielt. Unter dem Balkon stand Max, der nicht lange vor ihnen eingetreten war, in einem sehr phantastischen Kostüm, das er in aller Eile vom Verleiher geholt und noch eiliger über seine „moderne“ Gestalt geworfen hatte. Einer Romeo-Gestalt glich sie wirklich nicht. Ein zu enges

rotes Wams schnürte ihm die Schultern zusammen; leuchtende Tricots enthüllten das Uebermaß seiner runden, dicken Beine. Mit dem ausgestreckten rechten Arm suchte er, wie es schien, dem Brustkasten Luft zu schaffen; in der Linken hielt er eine Strickleiter, die übrigens hier überflüssig war, denn der Balkon war so niedrig, daß ein Mann von mittlerer Größe ihn ohne alle Umstände und Gefahr erklettern konnte. Daß dies sogleich geschehen werde, schien der Alte zu fürchten; er hatte unwillkürlich Rudolfs Arm ergriffen, wollte aber in den Garten hineintreten. Doch als er sah, daß „Romeo", nach einem engbrüstigen Räuspern, sich mit unverkennbarem Pathos zu reden anschickte, stand er wieder still, sehr befremdet, was denn aus dieser Veranstaltung sich entwickeln werde. Max versuchte noch einmal, das Wams zu erweitern, stieß dann einen leisen Seufzer aus, trat einen Schritt näher, und sprach zu Ada hinauf, die unsicher auf ihn herunter sah, ohne sich zu regen:

„O Gott! Was schimmert durch das Fenster dort?
Es ist der Mond nicht, nein, es ist die Sonne,
Und diese Sonne nennt sich Julia! —
Nur Thoren gehn in ihrer blassen, kranken
Vestalentracht einher; wirf du sie ab!
Du bist es, meine Göttin, meine Liebe!
Verleugne deinen Vater, deinen Namen,
Und für den Namen, der dein Selbst nicht ist,
Nimm meines ganz!"

„Ist der Mensch von Sinnen?" flüsterte Hillmann. „Was braut er da aus Romeos und Julias Reden zusammen —"

Max, der sich einige Augenblicke unterbrochen hatte, um Luft zu holen und noch einen Angriff auf das beklemmende Wams zu machen, fing wieder an zu sprechen. Er dehnte seinen Brustkasten mit Gewalt, wobei das Wams aus seinen Nähten herauskrachte, und fuhr erleichtert fort:

„Der Liebe leichte Schwingen trugen mich:
Kein hölzern Bollwerk kann der Liebe wehren;
Und Liebe wagt, was irgend Liebe kann:
Drum hielt der Alte, den du Vater nennst,
Drum hielt mich auch die alte Frau nicht auf! —
Vielleicht, o Mädchen, schein' ich dir zu herzlich;
Du könntest denken, ich sei leichten Sinns.

Doch glaube, Weib, ich werde treuer sein
Als sie, die fremd zu thun geschickter sind!
Ich schwöre dir bei deinem edlen Selbst,
Dem Götterbilde meiner Anbetung —"

Länger vermochte sich der Alte nicht zurückzuhalten. Die Liebeserklärungen dieses Romeo hätte er vielleicht noch eine Weile mit angehört; aber die schnöde Vergewaltigung Shakespeares brachte ihn außer Fassung. Er rannte entrüstet auf die beiden zu — Ada stieß vor Schreck einen kurzen Schrei aus — und blieb vor Max, der in der Ueberraschung noch mehr aus den Nähten fuhr, weit vorgebeugt und mit blitzenden Augen stehn. „Herr!" fuhr er ihn an. „Wie kommen Sie dazu, hier vor meiner Tochter — — Und was zum Teufel machen Sie aus Shakespeare? Nennen Sie das ‚Streichen'? daß Sie Julia und Romeo durcheinander werfen? — Sind Sie mondsüchtig geworden?" schrie er mit voller Stimme.

„Mondsüchtig? Wieso?" stammelte Max, der in seiner Hilflosigkeit und Verwirrung zu lächeln suchte. Er war aber ebenso kreidebleich geworden, wie die arme Ada, die sich an der hölzernen Brüstung der Altane festhielt. Da er jetzt auch Rudolf näher treten sah, den er bisher nicht bemerkt hatte, kam ihm wieder Mut; er warf sich in die Brust — sie krachte wieder — und zeigte dem Alten ein möglichst vornehmes und beleidigtes Gesicht. „Warum sollte ich mondsüchtig geworden sein, Herr Hillmann," sagte er etwas sicherer. „Wenn ich einen alten, toten Dichter ein wenig — modernisiere, um moderne Gefühle durch ihn auszudrücken —"

„Herr, was wollen Sie mit Ihren modernen Gefühlen hier in meinem Garten?" fiel ihm Hillmann ins Wort. „Wie kommen Ihre modernen Gefühle auf den Einfall, hier mit dem Kind Komödie zu spielen — das, wie es scheint, auch den Verstand verloren hat — und mit einem Dichter, vor dem Sie auf Ihre dicken Kniee niederfallen sollten, Hokuspokus zu treiben? Sind Sie ein erwachsener Mensch oder noch ein Kind? Wissen Sie, daß es sich um die Ehre meiner Tochter handelt? Ist Ihrem flackerigen Gehirn gar nicht eingefallen, daß hier auch noch andre Leute vorübergehen können, als der da und ich, und daß Sie mit Ihrem Firlefanz drauf und dran waren, den guten Namen des Mädchens zu beschimpfen?"

„O! O!" stöhnte Max, den so viele Beleidigungen nach-

einander trafen. „Fassen Sie sich, Herr Hillmann," stotterte er, da ihm selber noch die Fassung fehlte. „‚Zu beschimpfen' — ‚Komödie zu spielen' — Wie können Sie denken . . ." Mit einer beteuernden Bewegung legte er die Hand mit der Strickleiter an sein Herz, während die andre das klaffende Wams zusammenhielt. „Sie sagen, es handelt sich um die Ehre Ihrer Tochter . . . Ich stehe hier aber in der reinsten Absicht . . . Ich spiele hier nicht Komödie, Herr Hillmann. Wenn ich auch für den Anfang Shakespeares Worte brauchte —"

„Mißbrauchte!" rief Hillmann.

„So stehe ich hier doch, wie gesagt, in der reinsten Absicht. Ich weiß, was ich will; und ich will es auch. Ich will Ihre Tochter heiraten — wenn es Ihnen recht ist!"

Der Alte hielt dem jungen Menschen sein rechtes Ohr hin, als glaube er falsch gehört zu haben; als erwarte er diesen letzten Satz noch einmal, aber anders zu hören. Da Max schwieg, schrie er ihn an: „Sind Sie verrückt? Sie mein Wunderkind heiraten?"

„Verrückt? Wieso?" stammelte Max.

„Herr, Sie fragen noch? — Meine Tochter Ada ist für die Kunst geschaffen, für die Kunst erzogen; Sie haben ins Theater zu gehn, wenn sie spielen wird, aber Sie haben nicht mit Ihren bürgerlichen Gedanken zu ihr hinaufzudenken! Wenn sie je um einen Mann ihre Kunst verläßt, so soll's doch zum wenigsten ein Fürst sein — nicht ein kleiner Student, nicht ein Buchdruckerssohn. Sie mögen ihre Rollen abschreiben, aber nicht sie heiraten!"

Max fuhr zusammen, das war ihm zu viel. Er antwortete nichts. Er ließ die Strickleiter fallen. Dann ließ er auch die andre Hand vom Wams hinuntersinken und ging, während sein Blick noch an Ada vorüber irrte, stillschweigend zur Gartenthür.

Hillmann sah ihm nach, rührte sich aber nicht. Nur ein unendlich geringschätziges Lächeln ging ihm über die Lippen.

„Nun, dann — leben Sie wohl!" sagte plötzlich hinter ihm Rudolfs zitternde Stimme.

Hillmann fuhr herum.

„Dann leben Sie wohl!" wiederholte Rudolf, der bis zur Stirn hinauf rot und danach wieder blaß wurde. „Dann sind auch wir miteinander fertig. Gute Nacht, Herr Hillmann!"

„Was wollen Sie damit sagen?" entgegnete der Alte.

„Ich hab' auch nur meine ‚bürgerlichen Gedanken'," sagte Rudolf mit verhaltener, aber auf den Lippen bebender Empörung. „Ich hab' also auch nicht ‚hinaufzudenken'; sondern in aller Bescheidenheit und Demut hinzunehmen, was für ein Amt Sie mir etwa zuerteilen! — Danach ist mir aber gar nicht zu Mute. Lächerlichen, beleidigenden Hochmut kann ich nicht ertragen. Also gute Nacht!"

„Sind Sie auch toll geworden?" fuhr der Alte ihn an. „Soll ich dem Narren da meine Tochter geben, daß sie Hochzeit machen?"

„Das sollen Sie nicht, wenn es Ihnen nicht gefällt; aber wer gibt Ihnen das Recht, sich so zu überheben? Sie haben vor Hochmut den Verstand verloren — grade heraus gesagt; denn Sie können mir Blitze zuschleudern, so viel Sie wollen, fürchten thu' ich mich nicht! — Ich hab' immer gewußt, daß Ihr Stolz auf das ‚Wunderkind' keine Grenzen hatte; aber wie Sie auf uns andre Menschenkinder herabsehen, weiß ich erst jetzt . . . Gute Nacht! Sehn Sie zu, ob Sie es nie zu bereuen haben. Ich bin auch kein Fürst; so werd' ich denn Ihre kaiserliche Wohnung auch nicht mehr betreten!"

Er ging zur Gartenthür, in der Max noch stand; erst von dort sah er noch einmal auf das Mädchen zurück. Sie war jetzt von einer flammenden Röte übergossen und zupfte stumm an einer Schnur nachgemachter Perlen, die ihr über die Brust hing. Der Alte machte eine flüchtige, unsichere Bewegung, wie um Rudolf nachzugehn, oder ihn zurückzurufen. Es schien ihn doch hart zu treffen, daß der Jüngling — zum zweitenmal — so im Zorn davonging. Er brummte etwas. Dann kamen ihm aber die Worte, die er eben gehört hatte: „vor Hochmut den Verstand verloren" zwischen die Zähne, und die kleine Gestalt zog sich jäh zusammen. Er wandte sich ab. „Empfehle mich Ihnen!" rief er nur noch über die Schulter zurück.

Rudolf und Max verschwanden hinter den Bretterzaun; man sah noch die Feder am Barett des unglücklichen Max, der seinen langen, verhüllenden Mantel im Garten gelassen hatte, aber nicht mehr umkehrte. Bald war auch die Feder verschwunden. Hillmann stellte sich jetzt vor die zitternde Ada hin, die mit leerem Blick auf ihn niedersah.

„Laß doch die Perlenschnur in Ruhe," sagte er. „Da steht

also wirklich Ada Hillmann? Sie weiß nicht mehr, was sie thut? Alles, was ich ihr gesagt und geschrieben habe über Mädchentugend und Ehre und guten Namen, das war in die Luft verpafft? Ein Stelldichein, wie die Köchinnen, in der Nacht, im Garten?"

„O Papa! Papa!" seufzte das Mädchen, eine Hand am Herzen.

„Seid ihr einig, so sag' es!" fuhr der Alte fort. „Fliegt dein Ehrgeiz nicht höher, als den Burschen zu heiraten, so widerspreche ich nicht; wie werd' ich dem widersprechen! Ich nehme dann zurück, was ich vorhin sagte; toll bin ich ja nicht. Ich geb' dich dann auf, weil ich mich getäuscht hatte; ich überlasse dich dem Mann deiner Wahl. Ada Hillmann wird eine kleine Bürgersfrau, alles war ein Irrtum, und ich bin damit fertig!"

„Was reden Sie da, Papa!" jammerte das Mädchen. „Wie können Sie das alles sagen! O, wie ist es möglich! — Ich denke ja nicht daran, irgend wen zu heiraten; und ich lieb' ihn nicht —"

„Aber du stehst hier auf dem Balkon? und der Mensch vor dir?"

„Verzeihen Sie mir, Papa! Es war — eine Phantasie — — Wie soll ich's Ihnen erklären; ich weiß nicht. Was wollte ich denn, Papa —"

„Das frag' ich dich!" rief der Alte aus.

„Aber ich wollte ja nichts! — Es kam mir nur so, auch einmal etwas zu erleben wie die Julia — etwas Poetisches . . . O wie kindisch war ich; verzeihen Sie mir, Papa! — Irgend ein wirklicher Romeo sollte da unten stehn — und im Mondschein poetisch zu mir reden —"

„Aber zum Teufel!" platzte der Alte heraus. „Denkst du, so ein ‚wirklicher Romeo' bleibt da unten stehn? er steigt nicht herauf, und so weiter, und so weiter?"

„Was denn, und so weiter?" fragte Ada unschuldig; nur daß ihr seine Heftigkeit in die Glieder fuhr. Sie sah ihn an, was er meinen könne. Er starrte verblüfft hinauf.

„Hm! So, so!" brummte er nach einem verlegenen Schweigen. „Also demzufolge — — —"

„Ich wollte damit sagen," fuhr er fort, „daß du ein unvorsichtiges, unvernünftiges Kind bist; denn so ein junger

Mensch kann das Maul nicht halten, bringt so einen dummen, kindischen Spaß in der Leute Mäuler, und in der nächsten Stunde ist dein guter Name zum Teufel! Wie sagt das goldene Sprichwort, das dir dein weiser Vater im Sommer auf das Land hinaus schrieb: ‚Mädchenehre ist ein geschliffener Stahl; ein Hauch, und er erblindet!‘ — Aber natürlich hattest du das vergessen; und darum sahst du mich eben so aufgebracht, so gekränkt . . . Komm, kleide dich um. Weg mit dem Mummenschanz. Und dann komm' herunter. Ein Vater mag Söhne oder Töchter haben — wenn die ‚Universitätsjahre‘ kommen, regnet's dumme Streiche! — — Du warst also wenigstens nicht so von Sinn und Verstand, dich in diesen fetten Karpfen zu verlieben —“

„Was denken Sie, Papa!“ sagte sie tief errötend, doch indem sie wieder leichter Atem holte. Alle ihre Liebesgedanken waren wie erfroren und gestorben; sie begriff nicht mehr, wie sie hergekommen war; sie fühlte nur eine zitternde Freude, daß der Grimm des Alten sich beruhigt hatte. Während sie sich ein wenig über die Brüstung neigte — so hatte sie sich eigentlich für Romeo neigen wollen — flüsterte sie mit ihrer süßesten Stimme: „Bitte, seien Sie mir nicht mehr böse, Papa!“

„O, o! was bist du noch für ein Kind!“ fiel er ihr ins Wort. Er sagte es noch vorwurfsvoll, aber nicht mehr hart; ja er schien fast zu lächeln.

„Gewiß, das bin ich, Papa!“ antwortete sie. „Also in zwei Minuten kleide ich mich um! Dann bin ich wieder da — und dann verzeihen Sie mir!“

Geschwinder als Julia, wenn die Amme sie ruft, verschwand sie vom Balkon in der mondhellen Dämmerung des Häuschens. Hillmann blieb draußen, um sie zu erwarten. Er sah noch auf den Platz, von dem sie verschwunden war, dann zur „keuschen Luna“ hinauf; lächelte und schüttelte den Kopf. „Nun, Gott sei Dank!“ sagte er vor sich hin. „Die alte Frau soll aber mit ihr reden . . .“

Es ging ihm darauf ein leiser Stich ins Herz. Das verdank' ich diesem Kind, dachte er, daß ich diesen Rudolf Berger wieder hergeben muß! Um Herrn Max Stein thut es mir nicht leid; aber um Rudolf Berger . . . Stolzer Junge du! Brausekopf! Mich einen Narren zu schelten, weil ich mich als geistiger Vater dieser Ada hocherhaben fühle . . . Nun ja! ich thu's! — Mag

er gehn. Er hatte wohl gar auch im Sinn, Ada heimzuführen! Beinahe klang es so: „auch ich habe also nicht hinaufzudenken“; sagte er nicht so? — Dann war's ja besser, du Kindskopf, daß wir beizeiten auseinander kamen. Du und meine Ada? Ihr und meine Ada? Die Großmutter, wenn ihr wollt — keine Ada Hillmann!

Er hörte die leichten Füße seiner Tochter die Treppe herunterkommen; ihm ward wieder wohl ums Herz. Mit ihrem Bündel unter dem Arm, in ihren eigenen Kleidern stand sie vor ihm da, reizend schamhaft lächelnd. „Schelten Sie noch unterwegs, Papa, so viel Sie wollen,“ sagte sie, indem sie auf den Kiesweg niedersah und dann schüchtern aufblickte. „Aber wenn wir zu Hause sind, sind Sie wieder gut!“

„Ich will schon unterwegs nicht mehr schelten,“ gab er ihr zurück und verschloß das Häuschen. „Will auch nicht weiter fragen, wie das alles kam; will keinen Muck mehr thun über diese Sache; — um so tiefer, denk' ich, geht dieses väterliche Schweigen dann dem Kind zu Herzen. Denn ich hoffe, sie hat ja doch ein gutes, fühlendes Herz —“

„Gewiß,“ sagte sie leise. Sie verließen den Garten, den der Alte abschloß, und traten auf die stille, öde Gasse zwischen den Gärten hinaus. „Desto eifriger,“ fuhr sie fort, „werde ich nun lernen! Rollen über Rollen, Papa —“

„Denk nicht an zu viele Rollen,“ unterbrach er sie; „sondern nimm dir nur vor, die wenigen ausgezeichnet und vollendet zu geben! Zehn vollendete Rollen machen deinen Ruhm; zwanzig nicht ganz vollendete lassen die Anfängerin sehn! Die Seebach, die Janauschek haben auch nicht mehr; aber sie sind vollendet! Die Ruf- und Ruhmrollen bleiben immer die zehn, die ich mit dir studiert habe und diesen ganzen kommenden Winter noch studiere: Gretchen, Klärchen, Julia, Luise, Minna von Barnhelm, Jungfrau, Eboli, Margarete Western, Goldschmieds Töchterlein, Käthchen von Heilbronn. Kannst du diese Parade- und Kunstrollen vollendet spielen, so glaubt jedermann — und es ist auch so — daß du alle andern gut spielen mußt. Folge mir darin! Es ist reine Erfahrung und Weisheit!“

„Ich folge Ihnen, Papa,“ antwortete sie sanft, neben dem alten Mann leichtfüßig dahinschreitend; „darin und in allem!“

„Zehn vollendete Rollen, ganz im Geist des Dichters; nicht

mutwillig gekürzt und roh zusammengekleistert — wie unsre deutschen Komödianten es so gern machen, wofür der heilige Schiller oder Shakespeare noch aus dem Grabe heraus ihnen auf die verfluchten Finger klopfen sollten — sondern mit Andacht hingenommen und mit Vernunft geprüft! So bin ich zum Beispiel in meinen einsamen, nächtlichen Weihestunden, mit meinem Schiller allein, zu der Ueberzeugung gekommen, daß in den beiden göttlichen Reden der Eboli zu Carlos — du weißt, welche ich meine — nichts, gar nichts gestrichen werden muß! Die erste Rede endet: ‚sie unter ihrem Werte loszuschlagen'; dann das Stichwort: ‚Beim wunderbaren Gott! das Weib ist schön!' — Und ich denke und hoffe, das soll das ganze Publikum in Berlin, Wien, Dresden und so weiter nach diesen Worten von dir sagen ... Nun fängt die zweite Rede der Eboli, die unsre Damen so oft kürzen oder streichen, mit der Zeile an: —"

Der Alte blieb mitten im Wege stehn, faßte Ada am Arm, schob seinen Hut über die Stirn zurück, und die ganze mondbeschienene Welt vergessend fuhr er mit scharfer, klarer Sonderung der abwechselnden Accente fort:

„Man nenn' es Grille, Eitelkeit: **gleichviel!**
Ich **teile** meine Freuden nicht!

Und so weiter — diese Zeilen kennst du ... Dann aber, nach den Worten: ‚Doch diesen Einzigen zum **Gott!**' fährt die echte, wahre Schillersche Eboli fort:

— — Der **Seelen**
Entzückender Zusammenklang — ein **Kuß** —
Der **Schäferstunde** schwelgerische Freuden —
Der **Schönheit** hohe, himmlische Magie
Sind eines **Strahles** schwesterliche Farben,
Sind einer **Blume** Blätter nur. Ich sollte,
Ich Rasende! ein **abgeriss'nes Blatt**
Aus dieser Blume schönem Kelch verschenken??
Ich selbst des Weibes hohe **Majestät,**
Der Gottheit großes **Meisterstück** — **verstümmeln** —

und nun mit edlem, großem Hohn diese letzten Worte:

Den Abend eines **Prassers** zu versüßen? — —"

Der Alte schwieg eine Weile; Thränen der Kunstbegeisterung waren ihm in die großen blauen Augen getreten. Erst nachdem er, an Adas Arm langsam unbewußt herunterstreichend, ihre

Hand erfaßt und über deren Kälte sich verwundert hatte, sah er ihr ins Gesicht und bemerkte, daß dieses in Glut getaucht war. Sie neigte es zur Erde, um es nicht zu zeigen. „Was hast du?“ fragte er erstaunt. „Warum wirst du rot?“

„Doch nur so!“ stotterte sie hervor.

„Ich versteh' dich nicht! Während ich Schiller recitiere, fällt dir plötzlich ein, zu erröten. Du hörtest also nicht zu —“

„Doch!“ sagte sie mühsam. „Eben darum —!“

„Eben darum?“ — Er stutzte. Worüber könnte sie denn erröten? dachte er. Langsam weitergehend fing er an, sich die gesprochenen Verse lautlos zu wiederholen:

Der Seelen
Entzückender Zusammenklang — ein Kuß —
Der Schäferstunde schwelgerische Freuden —

Hier hielt er inne und blieb wieder stehn. Er sah vor sich hin. Dem alten Mann dämmerte plötzlich auf, daß der Zögling, vor dem er die Eboli agierte, ein Mädchen sei, noch zwischen Jungfrau und Kind; und daß sie soeben von einem „Stelldichein“ kamen, das er zu guter Zeit unterbrochen hatte. Er rieb sich verlegen die Stirn mit den Fingernägeln. Dann zog er den Hut wieder in die Stirn. Endlich ging er vorwärts und fing an zu pfeifen. Ja, ja! dachte er. Das alles sprach ich so vor dem Mädel hin, wie gewöhnlich, ohne dabei irgend etwas zu denken. Alte Leute, die nur an die Kunst denken ... So säen wir alten Kunstschulmeister das Unkraut mit dem Weizen; das führt dann zu Stelldicheins ... Morgen soll die alte Frau mit dem Mädchen reden. Morgen will auch ich mit dem Mädchen reden. Wären wir nur erst ein Jahr älter, sie und ich! Dann hat sie ihre Erfolge, ihre Kunst, und dann kommt die Vernunft!

„Es wird kühl,“ sagte er laut, ohne sich umzusehn; Ada war hinter ihm. „Laß uns etwas rascher gehn!“

Sie erwiderte nichts. Sie schritt aber aus und ging neben ihm. So kamen sie endlich in die Stadt und in ihre Straße. Der Mondschein lag nicht mehr unten auf dem Pflaster, er tauchte nur noch die Häuser gegenüber in sein bleiches Licht. Der Alte trat schweigend ins Haus. Schweigend folgte sie.

Die Straße weiter hinab, die jetzt öde war, standen nur ein paar jugendliche Gestalten und sahen dem verschwindenden alten Mann und dem Mädchen nach. „Ich hasse ihn, Rudolf!“

sagte der eine, immer noch in dem leichten, aufgerissenen Wams des Romeo, die wallende Feder seiner Mütze schüttelnd. „Ich hasse diesen alten Komödianten, diesen Großthuer, wie den Leibhaftigen! Ich werd' ihm den großthuerischen Larynx herausseziren —"

„Ja, das wirst du, Max; aber nun geh nach Hause! Die Tricots sind kühl; und den ganzen Weg hast du schon gehustet. Komm; beruhige dich!"

„Er mich verachten, Rudolf! Ich werde ihm die Fibula von der Tibia —"

„Losbrechen; gewiß! Aber zu welchem Zweck solltest du dich auf den Tod erkälten? Es war eine Dummheit von dir, daß du den großen Mantel im Garten ließest —"

„Sollte ich umkehren, Rudolf," sagte Max entrüstet, „und mir nach dieser Szene meinen Mantel und meine Mütze holen, wie man sich nach dem Theater aus der Garderobe seinen Ueberrock holt? Hältst du mich einer solchen Erniedrigung für fähig, Rudolf? Vor den Augen meiner ‚Julia' —"

„Nein, du bist einer solchen Erniedrigung nicht fähig, Max; aber nun geh nach Haus. Drüben ist dein Haus. Siehst du, wie du wieder husteſt! Alles wird ja noch kommen, wie du mir unterwegs gesagt hast: du wirst dich an Hillmann rächen, und wirst Ada noch heiraten; also geh nach Haus!"

„Ich huste mir heute nacht die Seele aus dem Leibe, Rudolf —"

„Das könntest du davon haben," antwortete Rudolf ungeduldiger, „wenn du hier noch lange auf der Straße stündest. Die Polizei wird dich aufgreifen. Komm!"

„O diese Ada!" rief Max wieder aus, wie er unterwegs schon oft gerufen hatte. „Sagte sie wohl ein Wort gegen den Alten? Nachdem ich ihr mein Herz in diesen Gedichten — —"

„Du? In was für Gedichten?"

„Ich wollte dir's beichten, Rudolf, wenn — — wenn ich erst wüßte, woran ich mit ihr wäre! Ich hab' mir den kleinen Genieſtreich erlaubt, deine Gedichte an Thekla — — Davon morgen, Rudolf! Ich mag nicht mehr sprechen!"

Ein neuer Hustenanfall machte ohnedies seinen Worten ein Ende. Rudolf nahm seinen Arm und zog ihn fort, bis an seine Hausthür. „Morgen also," sagte er zu Max. „Ich hab' bis morgen Geduld. Schlafe dich zurecht!"

„Rudolf, ich danke dir! Du bist mein wahrer Freund! — Ich hab' von diesem Hillmann viel ertragen, Rudolf; weil er ihr Pflegevater ist — und weil er mich vom Militär losschminken sollte — — Das ist nun vorbei! — Aber gleichviel! Was auch aus mir wird — bei der Kunst bleib' ich doch; die ist mein Beruf. Zur Bühne gehe ich doch!"

Ich nicht! dachte Rudolf. Er schob den hustenden Romeo in das Haus hinein. Morgen packe ich! dachte Rudolf weiter, als er nun allein auf der Straße stand. Uebermorgen reis' ich! — Wohin? — Weg von Ada — die mich nicht liebt und nicht lieben wird — weg, weit weg von der Kunst! — Wohin? — Ja, wer weiß das?

XV.

Der Winter war vorüber, und der Mai gekommen. Es war gutes Theaterwetter: nach himmlischen Frühlingstagen wehten wieder kühle, feucht frostige Winde, und von Zeit zu Zeit fiel ein unerfreulicher Regen. Ueber dem Fremdenviertel in der königlichen Haupt- und Residenzstadt *** lag der Geist des Nebels und der Langweile, die ins Theater treibt. Auch die guten Bürger, stolz auf ihre Hofbühne (haben wir doch vielleicht ein halbes Dutzend Theater, von denen jedes für das beste in Deutschland gehalten wird), zogen sich noch einmal aus den Sommergärten und Bierkellern in das Winterquartier des königlichen Schauspielhauses zurück. Die weiten und hohen Räume waren jeden Abend gefüllt; fast überfüllt aber am Abend des sechsten Mai, an dem ein merkwürdiger, jugendlicher Gast in der Rolle der Julia sich zeigen sollte. Neben so großen und berühmten „Koryphäen" beiderlei Geschlechts (damals, am Anfang der sechziger Jahre, glänzten dort noch Sterne, die nun erloschen sind) wagte ein bisher unbekanntes fünfzehnjähriges Mädchen — die Zeitungen sagten wenigstens, älter sei sie noch nicht — eine der größten Rollen des großen Britten zu spielen. Die Neugier war geweckt, und — was in dem Menschen noch mächtiger ist — die Neigung, zu richten. Wie eine Versammlung von Geschwornen saßen sie im Parkett, in den Logen, auf der Galerie, oder strömten noch zu. Die strahlenden Gasflammen verzehrten den unsicht-

baren Nebel, der sich über Nacht und Tag in die dunklen Räume eingeschlichen hatte. Trockene, behagliche Wärme breitete sich aus, und die feinen Düfte, die aus den purpurfarbigen, damengeschmückten Logen nach oben und unten zogen, erregten dieses unbewußte festliche Gefühl, das in Theatern und Konzertsälen unsre erwartungsvolle Phantasie umschmeichelt und, ähnlich wie die Töne des stimmenden Orchesters, uns schon in eine andre Welt versetzt, eh der Vorhang aufgeht. Wenn wieder die Damen aus unsern Schauspielhäusern verschwänden (es ist keine Gefahr), wie verwundert würden unsre Nerven fühlen, wie viel „Reiz“ ihnen fehlt! Nicht nur die Schönheit der Köpfe und Gestalten, die Farbenmusik der Toiletten, der Glanz von Perlen und von Diamanten: auch dieser Zauber süßer Wohlgerüche, den wir dort erwarten, ohne es zu wissen, der sich an alle Organe unsrer Seele hängt, ohne daß wir es fühlen. Wie viel hat Jean Maria Farina wohl für Schiller und Goethe, wie viel hat Atkinson wohl für Shakespeare gethan! Wenn der Liebreiz dieser Düfte uns umgaukelt, beginnt schon das Vorgefühl des ewigen Frühlings, den wir Poesie nennen. Romeo mag kommen, Julia mag sich verlieben; der junge Mai ihrer Empfindungen duftet schon im Haus, und der Blütenregen ihrer Verse wird uns nicht überraschen.

Im Orchester ward noch gestimmt; hinter und zwischen den Kulissen war es sehr lebendig. Der Regisseur ging mit knarrenden Stiefeln — unter dem Namen „Regisseurstiefel“ mehr bekannt als beliebt — hinter der gemalten Straße von Verona nachdrücklich auf und ab, obwohl nichts zu thun war. Der dicke Inspizient, die Brille auf der Nase, blätterte phlegmatisch, in der ruhigen Haltung eines königlichen Beamten, in seinem zerlesenen Buch. Mercutio, der in der letzten Nacht wenig geschlafen hatte — denn wann soll man schlafen, wenn die lustige Gesellschaft zum „Rütli“ bis zum Morgen beisammen bleibt — wandelte mit nervösem Gähnen quer über die Bühne; wie wenn die Königin Mab schon jetzt über seine geschminkte Stirn führe. Romeo — der alte, ewig junge Romeo dieses Theaters — stand, ein Spiegelchen in der Hand und seinen Locken die letzte, „unbewußte“ Grazie verleihend, vorn an der ersten Kulisse, in halblautem Gespräch mit ein paar Kollegen und einem jungen Journalisten, der es liebte, zuweilen Lampenluft zu riechen. Romeo begönnerte ihn; er zeigte auch eine feine, kaum bemerkbare Herablassung gegenüber den

jüngeren und unberühmten Kollegen — Martens und Weinhöfer — die aus ihrer Stadt herübergekommen waren, der eine um Ada Hillmanns ersten Triumph zu sehn, der andre um ein neues Engagement zu suchen. Auf Martens' gutmütigem, weichem Liebhabergesicht glänzte eine besondere Erregung; um Weinhöfers dünne Marinellilippen lag ein kritischer, säuerlicher, etwas mißgünstiger Ausdruck, der ihn nicht verschönte.

„Sie dürfen nicht vergessen," sagte Weinhöfer zu dem Locken meißelnden Romeo, „dieser gute Martens hat mit dem ‚Wunderkind' zuweilen vormittags Komödie gespielt. Man sagt sogar, er habe das Unglück gehabt, sich in sie zu verlieben. Darum ist er natürlich überzeugt, sie wird heute ‚groß' sein! Darum hat er Urlaub genommen und ist herübergerutscht —"

„Und sie wird auch siegen!" fiel ihm Martens ins Wort. „Trotz Kabale und Neid und Mißgunst wird das Mädchen siegen! Und morgen wird man von hier in alle Weltgegenden schreiben: ein neuer Stern ist entdeckt!"

„Ich frage nur, meine Herren," bemerkte Romeo in seiner sanften, vornehm gelassenen, etwas näselnden Sprechweise, — „ich frage nur, wie dieses Kind dazu kommt, an unsrer Bühne in ersten Rollen zu gastieren? Das hat mich etwas befremdet, muß ich sagen —"

„Das hat der alte Hillmann gemacht!" rief Weinhöfer, fast etwas zu laut; weshalb er auch sogleich seine Stimme dämpfte. „Der versteht das Handwerk! Kleine Intriguen — schmeichelnde Händedrücke — Beeinflussung der Presse —"

„Reden Sie doch nicht immer von Beeinflussung der Presse," unterbrach ihn der Journalist. „Ich hab' den alten Hillmann gar nicht bei uns gesehn; aber ich hab' dieses famose ‚Wunderkind' auf der Straße gesehn. Das Ding ist reizend! pikant!"

„Sie ist gar nicht übel," sagte Romeo mit etwas geheimnisvollem Lächeln, als wisse er bereits mehr davon.

„Sie ist hochnasig! eingebildet!" murmelte Weinhöfer.

„Wunderschöne Kostüme soll sie haben," fiel der Journalist ein.

„Die hat ihr der Alte machen lassen," sagte Martens begeistert; „großartig, ohne zu sparen, mit einer Aufopferung —"

„Weil er verrückt ist vor Eitelkeit!" rief Weinhöfer aus.

„Weil er ein ganz bedeutender, ungewöhnlicher Kerl ist!"

rief Martens zurück. „Gedarbt hat der alte Mann, um ihr eine ganze Garderobe voll der echtesten, schönsten, teuersten Kostüme machen zu lassen!“

„Nun wollen wir hoffen,“ sagte Romeo sanft, „daß sie auch gut darin spielt.“

„Sie hat ja schon gespielt!“ bemerkte der Journalist. „Vor drei, vier Wochen, in ihrer Vaterstadt; als Julia, Klärchen und so weiter —“

„Und mit welchem Erfolg!“ rief Martens. „Mit einem ganz wahnsinnigen Erfolg!“

Weinhöfer stieß ein kurzes Lachen aus. „In ihrer Vaterstadt! Was heißt das! Drei-, vierhundert Studenten, die Vater Hillmann hineinschickte. Alles war gemacht!“

„Jedenfalls,“ erwiderte Romeo mit mildem Lächeln, „ist es für uns hier völlig irrelevant, ob sie dort wirklich Erfolg hatte oder nicht. Für uns fängt die junge Dame heute an, zu spielen... Meine Herren, da kommt sie. Brechen wir also ab. Sie ist sehr interessant; — aber nicht gut geschminkt!“

Das Vorspiel im Orchester hatte begonnen; Ada erschien mit Hillmann auf der Bühne, in ihrem Ballkostüm als Julia. Ob das Fieber der Aufregung ihre Wangen färbte, war durch die Schminke hindurch nicht zu sehn; ihre Gestalt, ihre Züge waren ruhig, nur ein ungewisses, träumerisches Lächeln hob die gefärbten Lippen. „Beim wunderbaren Gott, das Weib ist schön!“ flüsterte der junge Journalist dem begeisterten Martens zu. Martens nickte stumm. Hillmann ging neben Ada, etwas in die Brust geworfen, in selbstbewußter Haltung, wenn er auch die Siegesgewißheit, die ihm in den geröteten, leidenden Augen glänzte, durch verbindliches Lächeln gegen die Kollegen abzudämpfen suchte. Eine nervöse Unruhe war in seinen Fingern. Er kratzte an seinen Manschetten, und während er beifällig und stolz an seiner Julia heruntersah, zupfte er an ihrem Aermel. „Sie sind ja heute ‚stillos‘, Papa!“ sagte sie heiter lächelnd. „Sie zupfen, Papa; und vor allen Leuten!“

„Du hast recht, mein Kind,“ antwortete er vergnügt. Sich vor ihr verneigend setzte er hinzu: „Für gnädige Zurechtweisung meinen unterthänigsten Dank! — Will meine Tochter nicht etwas Limonade trinken —“

„Ich danke Ihnen, Papa. Meine Stimme ist frei!“

„Deine Stimme ist wie eine Glocke," flüsterte der Alte. Er wandte sich dann von ihr ab, um den großen Künstler, den Romeo, mit verbindlichster Ehrerbietung zu begrüßen. Diesen Augenblick benützte der Journalist, Martens anzustoßen. Der Schauspieler nickte ihm zu. Er trat mit ihm vor Ada Hillmann hin und begrüßte sie mit strahlendem, liebenswürdigem Lächeln.

„Ich wußte schon, daß Sie da sind!" sagte sie und reichte ihm die Hand. „Wie gut ist das von Ihnen! — Ich bin wie im Traum. Sie sind das einzige Wirkliche, was ich vor mir sehe!"

„Heut abend," erwiderte Martens, „werd' ich draußen vor der Thür stehn, um Sie zu erwarten, wenn Sie im Triumph des Sieges aus dem Theater kommen!" — Ada nickte zerstreut. — „Jetzt erlauben Sie mir noch, eh die Komödie anfängt, Ihnen einen Bekannten vorzustellen, der sich schon jetzt warm für Sie interessiert: Herrn Bachmann —"

„Journalist!" setzte der junge Mann hinzu, während die wunderbaren Augen des Mädchens ihn träumerisch fragend anstrahlten.

„Ah, Journalist," erwiderte sie mechanisch. Innerlich dachte sie: wie kann man auf der Welt etwas andres thun, als Theater spielen! — Aber dieser Gedanke flog nur durch sie hin. Sie hörte die Orchestermusik, und es fiel ihr ein, daß Vater Hillmann ihr zuweilen prophezeit hatte, die Zeit werde kommen, wo das Orchester sie mit einem Tusch empfangen werde. Und dann werden Blumen und Kränze fliegen, setzte sie in Gedanken hinzu . . . Es war also kein Traum: sie stand nun wirklich auf dieser königlichen Bühne; fünfzehn Jahre alt; im Kleide der Julia; — und in einer Minute werden sie beginnen! — Ein tiefes, banges Wohlgefühl ging ihr durch die Brust. Ohne es zu wissen, legte sie eine ihrer behandschuhten Hände auf das Herz.

„Ihnen ist wohl etwas seltsam zu Mute?" fragte Romeo, der eben mit Hillmann an sie herantrat und gönnerhaft ermutigend auf sie herablächelte. „Haben Sie nur keine Furcht!"

„Vor was?" fragte sie naiv zurück.

Romeo sah sie etwas betroffen an. Hinter ihm stand Weinhöfer und ließ ein leises, sarkastisches „Oho!" vernehmen. In diesem Augenblick kamen der Regisseur und der Inspizient; das Stück sollte beginnen, die Bühne wurde geräumt.

„Kommen Sie, kommen Sie! Auf unsre Plätze!" rief Mar-

tens dem Journalisten zu. Er sah noch einmal zurück und sah Ada lächeln. „Also auf Wiedersehen nach dem fünften Akt!“ rief sie ihm nach.

„Mit wundgeschlagenen Händen!“ rief er ihr zurück.

„Ach, wer doch in so einer Stunde auch so lächeln könnte!“ dachte Martens, als er neben Weinhöfer und dem Journalisten auf seinem Platz im Parkett saß und eben die letzten Geigenstriche ertönten. „Wer sich doch auch mit solchem Selbstvertrauen hinstellen dürfte vor dieses vielköpfige Ungeheuer, das jährlich so und so viele Opfer gedankenlos verschlingt. Wer an sich glauben dürfte, so wie dieses Kind da! — Glückseliges Kind!“

Der Vorhang ging auf; die Tragödie von Romeo und Julia begann. „Martens, ich bitte Sie,“ flüsterte Weinhöfer, „sitzen Sie doch ein klein wenig ruhiger. Sie sind wirklich verliebt!“

Nun ja, meinetwegen, ich bin etwas verliebt, dachte Martens; du jedenfalls nicht! — Er bemühte sich aber, ruhiger zu sitzen. Die ersten Szenen gingen vorüber; endlich kam Julia. Da stand sie denn. Da stand sie denn also wirklich, eine junge, holde Mädchenknospe, eben in der Morgensonne aufgeblüht, noch unberührt von der Zeit. Da stand sie und sprach, und der sonderbare, kindliche, glockenreine Wohllaut ihrer Stimme tönte klar durch das Haus. Alles klar, was sie sprach; jedes Wort, jeder Laut, und auch jeder Gedanke. Ein noch knospender Mund, aus dem künstlerisch aufgebaute, verständig eingeteilte, reiflich durchdachte Reden sich wie Blumen entfalteten. Dann wieder süße, kindlich rührende Klänge. Als der Vorhang fiel, erhob sich ein stürmisches und, wie es schien, allgemeines Händeklatschen.

Ada erschien mit ihrem Romeo, sich sehr ernsthaft und etwas zeremoniell verneigend. Es ward aber nicht still, bis sie noch einmal und allein hervortrat. Diesmal verneigte sie sich etwas ungeschickter, aber reizender. Ein unschuldig glückliches Lächeln verklärte ihr Gesicht. Sie warf einen unwillkürlichen Blick nach der Kulisse hin, wo Hillmann zu stehen schien. Dann rauschte der Vorhang nieder, und an die Stelle des lauten Beifalls trat diese schwirrende, summende Bewegung, die während des Zwischenaktes in einem lebhaft angeregten „Haus“ emporzittert.

„Ja, ich bin verliebt!“ dachte Martens, ganz mit sich zufrieden. „Hab' ich zu viel gesagt?“ fragte er dann laut.

„Dieses Mädchen ist ein Phänomen!“ entgegnete Bachmann, der Journalist. „Die ist fix und fertig!“

„Es kommen ja wohl noch vier Akte,“ sagte Weinhöfer ruhig, indem er zurückgelehnt die Arme kreuzte. „Warten wir's noch ab!“

Neidhammel! dachte Martens.

Bachmann erwiderte nichts. Er bohrte seine Augen in den langen Hals eines der Kontrabässe, die aus dem Orchester aufragten, und schien bereits den Anfang seines Berichtes für die Zeitung zu schreiben. Nach dem Ausdruck seiner jugendlich aufgeregten Züge zu schließen, waren die ersten Worte etwa folgende: „Ein neuer Stern ist entdeckt!“

Eine kurze Zwischenmusik begann; darauf hob sich der Vorhang und Capulets nächtlicher Garten erschien. Dies war die Szene, die Martens mehr als einmal mit Ada Hillmann probiert hatte; schon vor sieben Monaten und darüber. Schon damals war das „Kind“ bewunderungswürdig; — wie wird sie erst heute sein! dachte er und lehnte sich erwartungsvoll zurück. In elfenhafter Lieblichkeit stand sie auf dem Balkon, während Romeo mit sich selber sprach. Endlich sprach sie auch ... Noch etwas zu verständig! dachte Martens, nachdem er eine Weile gelauscht hatte. Man hört doch noch immer zu sehr Vater Hillmann durch! — Die Stimme klang wieder wie eine Glocke; aber etwas zu rein, zu klar, bei diesen Ergüssen einer liebenden Mädchenseele, in der stillen Nacht. Es war, wie wenn ein gewisser Mondscheinduft der Unbewußtheit fehlte, der diese Glockentöne überschleiern sollte. Weinhöfer begann zu husten und blinzelte seinen Nachbarn kritisch zu. „Sie ist noch befangen,“ flüsterte Martens an Bachmanns Ohr, ohne auf Weinhöfers Blicke zu antworten. „Aber wie rührend sie das eben sprach: ‚Ich wollt' um alles nicht, daß sie dich säh'n!‘“

„Wundervoll,“ erwiderte Bachmann. „Und wie schön sie jedes R spricht!“

„Zu schön!“ murmelte Weinhöfer.

Die andern erwiderten nichts. Die Szene ging fort. Das ist das Gemeine an so einer Kritik, dachte Martens, dem das Herz allmählich etwas zu stocken anfing: nun muß ich jedesmal horchen, ob das R ‚zu schön‘ ist! — Ja, allerdings, sie schnarrt es oft zu deutlich in die Welt hinaus ... Kind, du entstellst ja

deinen schönen Mund, wenn du so rein und so deutlich sprichst; die Maschine arbeitet zu sehr . . . Immer zu viel Hillmann! Mehr, mehr als früher! — Das ist wieder rührend und schön: „Nun gute Nacht! So süße Ruh' und Frieden, als mir im Busen wohnt, sei dir beschieden" . . . Aber etwas fehlt — —

„Glauben Sie wirklich, daß diese Julia ihren Romeo liebt?" fragte Weinhöfer plötzlich, mit sehr hörbarem Flüstern.

Bachmann zuckte die Achseln, er zog die Brauen in die Höhe; er schien auch zu zweifeln. In seinem Theaterbericht, an dem er von Zeit zu Zeit in Gedanken fortschrieb, schienen bereits die „Wenn" und die „Aber" aufzutauchen; denn nach einer Weile flüsterte er, mit einem gewissen Lächeln: „Meine Herren, zuweilen klingt es, als spräche ein alter, kluger Mann mit einer Kinderstimme!"

„Das ist ja das, was ich meine," murmelte Weinhöfer. „Wenn ein fünfzehnjähriges Ding so verständig spielt, so ist sie mit zwanzig ja bereits Matrone! — Schauen Sie doch ins Publikum hinein: sehen Sie die enttäuschten, abgekühlten Gesichter? — Ja, die Bayer-Bürk als Julia, das war etwas andres —"

Martens zischte leise, aber zornig, und flüsterte: „Weinhöfer, es wird gespielt!" — Hierauf ward Weinhöfer ruhig, wenn er auch dem „jugendlichen Liebhaber", der ihn zur Ruhe verwies, einen gekniffenen, überlegenen Seitenblick zuwarf. Die große Szene ging dem Ende zu. Julia sagte dem Romeo ihr letztes, zögerndes Lebewohl und verschwand zum letztenmal vom Balkon. Martens — obwohl etwas unsicheren Herzens — begann jetzt zu klatschen. Andre folgten ihm. Denen folgten wieder andre; es war aber weder ein allgemeiner, noch ein lauter Beifall. Es klang nur wie Wohlwollen, wie freundliche Aufmunterung. Ja, einige Zischlaute mengten sich dazwischen. Nun wurden die klatschenden Hände etwas eifriger, um diese Mißtöne zu ersticken. Endlich erschien denn auch Alda; aber langsam, zögernd, offenbar verwirrt, mit halbgeöffneten Lippen. Befremdet starrte sie in das Haus hinein. Sie vergaß fast, sich zu verneigen. Noch ein scharfer Zischlaut ließ sich hören, und sie fuhr zusammen. Doch sie faßte sich, und verschwand wieder zwischen den Kulissen.

„Man hätte eigentlich den alten Hillmann herausrufen sollen!" flüsterte Weinhöfer, der keine Hand gerührt hatte.

Bachmann lachte leise. Martens schwieg. „Wär' dieser Abend erst glücklich zu Ende!" dachte er beklommen.

Szene auf Szene kam und ging; und Akt auf Akt. Es ward immer stiller im Haus. Immer stummer das Publikum, wenn Julia eine ihrer großen Szenen beendet hatte; immer gleichgültiger das Geplauder in den Zwischenakten; immer vergnügter rieb Weinhöfer sich die langen, mageren Schenkel. Bachmann sah wie abwesend vor sich hin, ohne mit Martens zu sprechen, der sich auch nicht rührte. Endlich war Julia — im vierten Akt — allein in ihrer Kammer; um den Trank zu trinken, der sie durch Scheintod vor der Vermählung mit Paris retten, für Romeo retten soll. Die wilden Phantasien kommen über sie: wenn sie nun im Grabgewölbe, in das man sie bringen wird, vor der Zeit erwachte; unter Leichen, Gespenstern . . . Großer Gott! dachte Martens, dem wirklicher, feuchter Angstschweiß an den Schläfen tropfte. Was ist mit ihr? Sie kann's nicht! — Alles, was sie sprach, klang noch immer ebenso klar und wohldurchdacht, wie in der ersten Szene: jede Rede künstlerisch eingeteilt, wirksam aufgebaut; aber der Stimme fehlte die Tiefe, dem Grauen die Empfindung . . . Sie leerte den Kelch und warf sich auf ihr Bett, und der Vorhang fiel. Alles, alles war still. Noch einmal nahm Martens seinen Mut zusammen und begann zu klatschen. Sogleich fielen andre mit Zischen ein, hinter und über ihm. Er ließ erschrocken die Hände fallen und regte sich nicht mehr. Nun entstand wieder tiefe, allgemeine Stille. Nur die Fächer der Damen fingen an zu klappern.

„Das war nichts!" sagte eine gemütliche, fette Stimme hinter Martens. „Kommen Sie heut abend zur Maibowle?"

„Natürlich! — Noch ein Akt?" sagte eine andre Stimme.

„Leider!" antwortete der Gemütliche. „Ob's wohl noch regnet? Ich hab' meinen Regenschirm vergessen . . ."

Martens stockte das Herz. Er bemühte sich, nichts mehr zu hören; er dachte an Ada, die nun in ihrer Garderobe sich in das Grabkleid werfe und vielleicht denke: wär's doch wirklich so! könnt' ich mich hinlegen, um nicht mehr zu erwachen! — Er dachte an Hillmann: wie mag's dem ergehn? Endlich klammerte er sich, aber ohne Glauben, an die letzte Hoffnung: es kommt noch ein Akt! Es geschieht noch ein Wunder; dieses unglückliche, unbegreifliche Mädchen macht vielleicht noch alles wieder gut! —

In seiner Verwirrung hatte er sich getäuscht: nur der Zwischenvorhang war gefallen, der vierte Akt ging noch weiter. Julia erschien noch wieder in denselben Kleidern, scheintot, in ihrer Kammer. Die Amme, die Eltern, Graf Paris bejammerten sie. Unterdessen lag sie da, die ganze Szene hindurch, einer Gestorbenen gleich. Was sie wohl jetzt fühlen mag? dachte der gute Martens. Es dauerte so lange, gar so lange, bis der Vorhang fiel . . .

„Diese Szene hat sie am besten gespielt!" sagte nicht weit von Martens eine heitere Stimme.

Einige Damen lachten. Dann klapperten die Fächer.

„Das Stück hat ja wohl sechs Akte!" brummte der Gemütliche hinter ihm und gähnte.

Bachmann las Zeitungen, bis der Zwischenakt sein Ende nahm. Dann erschien Romeo in Mantua; dann übersprang man den kurzen Auftritt in Lorenzos Zelle, und in der Familiengruft der Capulets lag wieder Julia, und Graf Paris streute Blumen über sie hin. Romeo kam, tötete ihn, sich selbst. Lorenzo trat vor diese Opfer der Liebe hin; Julia erwachte. Wird sie den Abend noch retten? dachte Martens. Wird sie ihn noch retten? — Sowie er aber ihre Stimme hörte, schüttelte er verzweifelnd den Kopf. Sie sprach, als wäre sie tot, nur zu einem Scheinleben erwacht. Wie abwesend sah sie in die Luft, redete ihre Verse nur noch „um Gottes willen", ohne Sinn und Verstand. Nachdem sie sich Romeos Dolch in die Brust gestoßen hatte, fiel sie so matt und so willig hin, als sollte diese letzte Gebärde sagen: „Gott sei Dank, es ist aus!"

Rasch und kurz ging es dann zu Ende; denn der lange, aufklärende Schluß bei Shakespeare war gestrichen. Die Zuschauer eilten hinaus, so schnell sie konnten. Nur einige Mitleidige, zumal junge Leute, blieben stehn, und es erscholl noch ein schwaches, von hier und da zusammentröpfelndes Klatschen. Man zog auch den Vorhang auf; aber Ada erschien nicht. Romeo kam allein. Er winkte in die Kulisse, und der mitleidige Beifall regte sich noch einmal. Andre zischten laut. Einige Zeit verging. Zuletzt schoben unsichtbare Hände die widerstrebende Ada aus der Kulisse auf die Bühne hinaus. Romeo trat hinzu und faßte sie an der Hand. So zog er sie mit nach vorne. Sie verneigte sich, ohne aufzublicken; ihre Kniee schwankten. Das Zischen

dauerte fort. Endlich fiel zum letztenmal der Vorhang, auch die Mitleidigen gingen, und alles war aus.

„Wer hat nun recht?“ sagte Weinhöfer, während er seinen Rock langsam zuknöpfte und seinen Sitz zurückklappte. „Sprachen Sie nicht von einem Phänomen, Herr Bachmann?“

Der junge Journalist antwortete nicht sogleich. Mit einem gutmütigen Bedauern sah er auf den Vorhang, auf dem Apollo musizierte und die Musen zuhörten. Er schien die letzten Sätze seines Berichtes zu verfassen. Erst als er, Weinhöfer folgend, die Sitzreihe entlang ging, murmelte er halblaut: „Das Meteor ist geplatzt!“

Es war leer um Martens. „Das war also das ‚Wunderkind‘!“ sagte einer der letzten, die heitere Stimme von vorhin. „Ob das Kind sich nun wundert, wie es ausgegangen ist?“

Die Damen, mit denen dieser witzige Herr gekommen war, lächelten. Alles ging. Endlich ging auch Martens. Draußen, vor der Thür, empfing ihn die feuchte Kühle einer Regennacht. Er schlug seinen Rockkragen in die Höhe, denn er wollte warten. Die Wagen rollten nach und nach davon; nur noch die Theaterwagen hielten in der Nähe. Warum warte ich? dachte Martens. Ich hab's ihr freilich versprochen ... Damals dacht' ich nicht — — Guter Gott!

Aus der Thür, die zur Bühne führte, kam der alte Hillmann; mit verglasten Augen, einige Büschel seiner grauen Haare hingen ihm über die Stirn. Er sah Martens nicht. Der Theaterdiener, der unter dem Vordach des Eingangs gestanden hatte, trat langsam auf Hillmann zu. Mit einer kurzen Handbewegung wies der Alte ihn ab. „Wollen Sie gefälligst Fräulein Hillmann sagen,“ stieß er mit einem schwachen, heiseren Hüsteln heraus, „daß ich — — zu Fuß fortgegangen bin. Daß ich also schon fort bin. Gute Nacht!“

Er hatte einen Schirm in der Hand, aber ohne ihn aufzuspannen trat er in den Regen hinaus und ging über den Platz. „Wollen Sie Ihren Hut nicht aufsetzen, Herr Hillmann?“ rief ihm der Theaterdiener nach. „Es regnet!“

Der Alte wandte sich flüchtig um; die Brauen zusammengezogen, als erbittere es ihn, daß der Mensch so laut seinen Namen nannte. Darauf ging er wortlos weiter, den Hut in der Hand.

Der Theaterdiener sah ihm nach, mit den Achseln zuckend. Martens wartete still. Endlich kam auch Ada; den Kopf und das halbe Gesicht in ein Tuch gehüllt. Mit ihr kam „Romeo", in einem eleganten Sommerüberzieher, den Cylinderhut auf dem Kopf. Er lüftete das seidene Taschentuch, das er sich aus Vorsicht vor den Mund hielt, und sagte gönnerhaft freundlich: „Also nicht verzweifeln, mein Kind. Mit der zweiten Rolle pauken Sie sich vielleicht wieder heraus!"

„Ja," sagte sie, tonlos und sinnlos. Dann ging sie auf den Theaterwagen zu, der langsam heranfuhr. Der Diener trat vor und meldete ihr kurz, was Hillmann für sie hinterlassen hatte. Sie nickte.

Als sie einsteigen wollte, stand Martens vor ihr, der sie zögernd ansah. Sie erkannte ihn und fuhr zusammen. Ihr junges Gesicht war so bleich, als hätte sie es ganz mit Puder überstrichen. „Bitte, sagen Sie nichts!" hauchte sie schwach. „Ich kann nichts hören . . ."

Sie stieg ein, der Theaterdiener schloß die Thür, und der Wagen rollte davon.

XVI.

Ada stand im Hotel, oberhalb der Treppe. Sie öffnete leise die Thür zum nächsten Zimmer. Eine Lampe brannte auf dem runden Tisch, der in der Mitte stand; der Tisch war gedeckt. Hillmann lag auf einem Sofa, nahe beim Fenster, noch in seinem nassen Rock, und starrte gegen die Decke. Die Großmutter stand vor ihm, die niederhängenden Hände ineinander gelegt. „Essen Sie wenigstens," sagte sie mit kummervoller Stimme.

„Ich will nicht essen," antwortete er, immer aufwärts blickend. „Ich will verhungern. Schweigen Sie! Wozu haben Sie eine Tochter auf die Welt gebracht, die dieses Kind auf die Welt brachte! — — Wer macht denn die Thür auf? Es zieht!"

Ada schloß die Thür. Sie konnte nicht mehr stehn; neben der Thür setzte sie sich auf einen Stuhl. Hillmann hörte es. Er wendete den Kopf, sah sie und stand auf. Er trat einen Schritt auf sie zu. Es schien, daß er reden wollte; er strich sich aber nur die regenschweren, klebenden Haare von der Stirn, und blickte

das Mädchen finster, dann erbittert, feindlich, wie mit Verachtung an. Sie saß regungslos da, seinen Blick erwidernd. Endlich lief ihr ein Schauer über den Leib. Er versuchte noch einmal, zu reden; aber er bewegte nur die stummen Lippen. Dann schlug er sich beide Hände vors Gesicht. „Gute Nacht!“ stöhnte er und ging nach links, in sein Zimmer hinaus.

Ada nickte schweigend, mit stierem Blick, vor sich hin. Die Großmutter kam auf sie zu. „Meine arme Ada!“ sagte sie mit klagender, halb singender Stimme. Sie streckte die Arme aus, um das Kind zu umfassen. Dies ertrug Ada nicht. Sie fuhr in die Höhe. „Laß mich! Laß mich!“ stieß sie hervor.

Rechts war ihr Schlafzimmer; dahin wankte sie. Mit einer Armbewegung nach rückwärts bat sie die Alte, sie allein zu lassen, und verschloß die Thür.

Auch in ihrem Zimmer war's hell; ein paar Kerzen brannten auf dem kleinen Tisch neben ihrem Bett. Die nur halb abgewaschene Schminke lag ihr wie Kalk auf der heißen Stirn; aber sie mochte sich nicht rühren, sie hinwegzuwaschen. Sie konnte nicht weinen, wollte nicht mehr denken. In allen Kleidern warf sie sich aufs Bett. Mit weitgeöffneten Augen sah sie auf die weiße Tünche der Decke, bis das Helle ihr weh that; zählte dann mechanisch die Blumen der Tapete, aufwärts und hinunter. Dann glaubte sie wieder die Lampen des Proszeniums, das Haus voll Menschen zu sehn. Alle diese Menschen schienen zu lächeln und zu flüstern: „Also das ist das Wunderkind? Das ist Ada Hillmann?“ Sie lag still und hoffte den Verstand zu verlieren ... Nebenan seufzte die alte Frau. Nach einer Weile seufzte sie noch einmal, ging schwer durchs Zimmer, öffnete und schloß die Thür, die zum Vorplatz führte. Nun geht sie wohl auch schlafen, dachte Ada. Wird sie heute schlafen? — Die Arme unter den Kopf gelegt und die Augen schließend, sah die Unglückliche sich wieder zu Hause in der Paulsstraße, an ihrem Fenster am Hof. Ihre seltsame, elende Jugend kam ihr in den Sinn; wie man ihr vor der Zeit die Puppen wegnahm; wie sie Stunde um Stunde saß und „denken“, „studieren“, „sich vertiefen“ sollte. Und wie derselbe Vater Hillmann, der ihr vorhin so voll Zorn und Haß in die Augen sah, sie als seine „große Tochter“, sein „göttliches Wunderkind“ gepriesen und umarmt hatte; und wie in dem alten, dunklen Theater, beim Probespielen, die Studenten und die zukünftigen Kollegen klatschten, wie rasend ...

Und dann horchte sie wieder, wie heute nach dem großen Monolog des vierten Aktes, in das stille Haus. Die beiden klatschenden Hände; dann das laute Zischen. Ein Messer drehte sich ihr im Herzen um. Weinen konnte sie nicht. Sie wandte sich hin und her, um zu atmen. Ich ersticke noch! dachte sie.

So lag sie da, ohne Schlaf, ihr junges Leben verfluchend. Hillmann schien am Fußende ihres Bettes zu stehn, die feindlichen Augen fest auf sie geheftet. „O, ich hatte doch recht!" sagte sie vor sich hin. „Als ich damals in der Nacht zu Berger sagte: ‚ich glaube, er liebt mich nicht!' Und wie hab' ich diesen ganzen langen Winter nur nach seinem Willen gelebt; nur in seiner Schule; ‚nicht gefühlt, nur gedacht'" . . .

„Er liebt mich nicht!" wiederholte sie von Zeit zu Zeit, sinnlos dazu lächelnd.

Früh ward es Tag. Das Licht der tief herabgebrannten Kerzen schrumpfte in sich zusammen: die Morgensonne — nach der Regennacht herrliche Maiensonne — schien ins Zimmer herein. Ada öffnete die Augen und erschrak über das helle Licht. Sie konnte die Sonne nicht sehn. Sie stand auf, um den Vorhang herunterzulassen. Ihr Blick fiel in den großen Spiegel, der nicht weit vom Fenster auf dem Boden stand, und ein sonderbares, gespenstisches Wesen blickte ihr entgegen: ein bleiches Gesicht, dessen Lippen noch geschminkt waren, um dessen Augen und auf dessen Stirn noch die Farbe lag; nur die in der Hast abgeriebenen Wangen zeigten ihre eigene, übernächtige, grünliche, tote Bläße in der Morgenhelle. Die Haare, von denen sie das Tuch abgerissen hatte, wirrten sich durcheinander. Das graue Kleid, das die schlanke Gestalt umschloß, war zerdrückt, zerknittert. Das ist also Ada Hillmann! dachte sie und bebte. Es graute ihr, vor dem Spiegel mit sich allein zu sein. Frische Luft zu atmen, öffnete sie das Fenster. Ein kühler, noch regenfeuchter Morgenwind strich herein, und die Thür zum Wohnzimmer sprang auf.

Heftig schrak sie zusammen. Hab' ich denn nicht gestern abend abgeschlossen? dachte sie. Zur Thür tretend, auf das Schloß blickend, schüttelte sie den Kopf. Sie hatte den Schlüssel falsch herumgedreht . . . In dem öden Wohnzimmer, in das ihr Blick hineinfiel, stand noch das unberührte Abendessen auf dem runden Tisch. Die Sonne schien auf die Teller und die Schüsseln.

Der Geruch der Speisen weckte Adas Hunger; und doch ekelte ihr davor, von dieser Mahlzeit zu essen. Sie trat etwas näher und stand unschlüssig da. Eine dumpfe Stimme ertönte nebenan. Es war Hillmann, der in seinem Zimmer sprach; den vielleicht auch die frühe Sonne geweckt, wenn er nicht auch, wie Ada, bis zum Morgen gewacht hatte. Mitleid mit dem alten Mann regte sich plötzlich in der jungen Brust. Sie schlich auf den Zehen bis an seine Thür. Vielleicht ruft er nach mir! dachte sie. Dann komm' ich!

Er murmelte etwas, das sie nicht verstand. Sie horchte. Er schien die Hände gegeneinander zu schlagen; endlich fuhr ihm ein harter, erschreckender Seufzer aus der Kehle. „Verwünscht, verflucht ist mein Dasein!" sagte er etwas lauter als zuvor. „Ein Spuk, ein Dämon, ein verfluchter, gaunerischer Teufel hat mich geäfft! — Alter Narr! Sie hat kein Talent. Sie war nur mein Papagei. Sie ist nichts. Sie wird nichts ... Was fang' ich nun mit ihr an? Was sag' ich ihr, wenn sie wieder kommt — wenn sie heut' oder morgen mit mir auf die Probe will, für das Käthchen oder für die Eboli — hoffnungslos, hoffnungslos — —"

Er sprach nicht weiter, weil er einmal, im Krampf der Erbitterung, aufschluchzte. Dann warf er sich, wie es schien, auf das Bett oder das Sofa hin.

Ada stand eine Weile still, beide Hände am Herzen. Sie taumelte etwas. Aber in der Angst, daß er sie hören werde, raffte sie sich zusammen und ging so leise, wie sie gekommen war, wieder zurück. „Beruhige dich! Du sollst nichts mehr sagen!" flüsterte sie vor sich hin. „Diese Pein sollst du nicht erleben! Nie mehr! Nie mehr!"

Ohne daß sie wußte, wie es kam, war ihr Entschluß gefaßt; es schien auch nicht weh zu thun; nur ein gedankenloses, bitteres Lächeln stand ihr fort und fort auf den Lippen. Sie setzte sich vor ihren Spiegel, reinigte ihr Gesicht; wusch sich, und kleidete sich um. Dann legte sie ein kleines Bündel zusammen, that's in ein Reisetäschchen. Einige Goldstücke — das „Honorar" dieses ersten und letzten Gastspielabends — steckte sie in die Tasche ihres Kleides, und etwas Schmuck, den sie besaß, dazu. Ein paar lose Blätter lagen auf ihrer Schreibmappe. Sie nahm einen Bleistift und schrieb drei, vier Zeilen zum Abschied; an „Papa Hillmann" gerichtet; der Bühne entsagend, auf das Leben ver-

zichtend; voll verschleierter Bitterkeit und verhaltener Verzweiflung. Dann stand sie auf, hüllte sich in ihr Mäntelchen und setzte den Hut auf den Kopf.

„Und die ‚alte Frau'?" sagte sie plötzlich laut vor sich hin. „Großmutter! Liebe Großmutter! Kann ich dich so verlassen?"

Die ersten Thränen brachen ihr aus den Augen, und wie ein Strom ergoß es sich über das blasse Gesicht. Vor dieser Weichheit erschreckend setzte sie sich nieder. Sie drückte die Zähne heftig aufeinander; mit geschlossenen Augen, mit halb offenem Mund atmete sie laut, die frische Morgenluft gewaltsam zwischen den Zähnen einsaugend und von sich stoßend, indessen die Kehle schluchzend zitterte. So erstickte sie mit kindlichem Trotz die kindlich weichen Gefühle. Sie ergriff auch das andre Blatt und schrieb an die alte Frau; vor dem nassen Nebel in ihren Augen konnte sie nicht sehen, was sie schrieb, aber „sie wird's ja wohl lesen können!" dachte sie. Großmutter, leb wohl! setzte sie laut hinzu. Kunst, Theater, lebt wohl! — Eine gewisse Wollust der Verzweiflung überkam sie bei diesen unbegreiflichen, unfaßbaren Worten. Sie erhob sich, trocknete ihre letzten Thränen, griff nach ihrem Täschchen. Dann ging sie leise hinaus und die Treppe hinab.

Niemand begegnete ihr; aber die Thür des Hotels war bereits geöffnet. Sie stand auf der Gasse, mitten in der Sonne, die den Regen auffog, daß die Steine dampften. Wohin? dachte sie. Geh' ich nach rechts oder nach links? — Ein hoffnungsloses Lächeln bewegte die blassen Lippen. Der junge Kopf wandte sich nach rechts, und sie ging nach rechts.

XVII.

In einer kleinen Stadt am Fuß des Gebirges, an einem mildwarmen Sommertag, saß Fräulein Toni Winter am Fenster und säumte ein Taschentuch. Sie war etwas magerer geworden, aber noch immer reizend; auch war der schönen Gestalt so viel Rundung geblieben, wie für ein sanftes, gemütliches Temperament unerläßlich ist. Sie sah zuweilen zu dem blaßgelben „Kanari" hinauf, der neben ihr in seinem Käfig schlug, und steckte einen

ihrer langen, runden, blühend weißen Finger zwischen seine Stäbe, um den zärtlichen Vogel daran picken zu lassen. Zuweilen blickte sie auf die langsam ansteigende Straße hinaus, über deren sonderbar umgiebelte, bald einsinkende, bald wieder aufgerichtete Dächer (das hab' ich doch noch nirgends gesehen! dachte sie) schönbewachsene Waldberge und mauerartiges Hochgebirge aufstiegen. Das Fenster war offen, die warme Luft spielte mit ihrem braunen Haar. Sie schien an etwas Angenehmes zu denken, denn sie lächelte. Dann schien sie an nichts zu denken, denn sie gähnte; aber auch dieses Gähnen nahm ihr nichts von dem Behagen, das den hübschen Kopf und die weiche Gestalt so sommerwarm umfloß. Sie nähte tapferer fort, und mit ihrer angenehmen Stimme summte sie dazu:

Plagt mich der Winter,
Bleib' ich dabei:
Wer steht dahinter?
Kommender Mai!

Plagt mich der Sommer,
Bleib' ich dabei:
Hab' ich kein'n Kummer,
Leb' ich im Mai!

Zur Bekräftigung sang sie leise einen Jodler in die Luft hinaus. Gleich darauf kam er ihr, von einer männlichen Stimme aufgenommen, über die Straße zurück. Ein jugendlicher, rötlichbärtiger Kopf war gegenüber, in einem der Häuser mit den sonderbaren Dächern, am Fenster erschienen und jodelte etwas lauter mit. Toni blickte hin und lächelte. Sie hob das Taschentuch, dessen Saum sie nähte, und winkte damit wie mit einer Fahne; doch ohne sich dabei mehr als nötig zu bewegen. Auf dieses Zeichen verschwand drüben der Kopf. Nach einer Weile wedelte sie mit dem Tuch noch einmal, jetzt auf die Straße hinunter. Darauf legte sie sich zufrieden in ihren Stuhl zurück, und wie eingehüllt in ihre Heiterkeit kreuzte sie die Arme.

Die Thür ihres Zimmers ging auf; Max Stein, in einer Lodenjoppe (sie war einmal elegant gewesen, aber abgetragen), ein altes, steirisches Hütchen in der Hand, trat, noch summend, ein und rief dann:

Hab' ich kein'n Kummer,
Leb' ich im Mai!

„Bitte, bitte!“ unterbrach sie ihn, jetzt mit ernstem Gesicht. „Ich hab' Sie ja noch gar nicht hereingerufen, mein Herr —“

„Ich hab' auch nicht geklopft!“ sagte er und lachte.

„Das ist eben der Fehler, mein Herr! — Sie sind gar nicht artig; als ‚genialer Künstler‘ werden Sie immer wieder zu dreist. Bitte, gehn Sie nur getrost noch einmal hinaus —“

„Toni! sei gescheit!“ sagte Max. „Wenn ich zu meinem Schatz komme —“

„Ganz so weit sind wir noch nicht!“ fiel sie ihm ins Wort. „Und zweitens, was denken die Leute im Haus, wenn du so hereinstürmst. Und drittens, auf allerhöchsten Befehl gehen Sie hinaus!“

„Tyrannin!“ seufzte Max mit einem tragischen Lächeln. „Unsinn!“ murmelte er. Doch er ging hinaus. Nachdem er die Thür geschlossen hatte, klopfte er, ganz ehrbar. Sie legte den Kopf in den Nacken und nickte, wie wenn sie sagte: Ja, mein Lieber, so muß man euch erziehn! — Dann rief sie mit freundlicher, süßer Stimme: „Herein!“

Max erschien wieder. „Tyrannin!“ sagte er noch einmal. „O Gott, unter welches Joch hab' ich mich gebeugt!“ — Im nächsten Augenblick warf er seinen Hut „genial“ in eine Ecke, ging vor Freude strahlend auf das Mädchen zu, kniete vor ihr und küßte ihr die Hand.

„So ist's recht, mein Herr!“ sagte sie liebenswürdig. „Begehen Sie nun gefälligst keine Verstöße mehr; dann ist man Ihnen auch gut!“

„Keine Verstöße mehr! O Gott!“ seufzte er tragisch. „Wie soll ich das machen? Der Pfad der Tugend, auf dem du mich führst, ist so furchtbar schmal, da muß ich rechts und links anstoßen, nach den Gesetzen des Raums und der Mathematik. Aber wie göttlich kühl ist es hier bei dir!“ — Er nahm einen Schemel, der unter Tonis Nähtischchen stand, und setzte sich darauf, zu ihren Füßen. Die Hände behaglich über einem Knie gefaltet, hob er die kleinen, zärtlichen Augen zu ihr auf. Sie lächelte gemütlich herab. Sie nähte weiter, und summte. Der Kanarienvogel hüpfte auf die unterste Sprosse in seinem Käfig und schien zuzuhören.

„Herkules bei Omphale!“ sagte Max, nachdem er eine Weile stillvergnügt gelauscht und geträumt hatte. „Wie ich hier unten

sitze; o, es wird noch kommen, daß ich auch die Taschentücher werd' säumen müssen. Aber gemütlich ist es bei der Toni Winter! — Wie sagt Heinrich Heine: ‚du bist wie eine Blume' und so weiter. Hätt' er dich gekannt, so hätt' er gesungen: ‚Du bist wie eine Lampe' ... Die ewige Lampe! Weinhöfer hatte recht! — — O Gott! Hätt' ich jetzt die zwanzig Thaler, die ich diesem Weinhöfer pumpte, als ich noch den großen Wechsel hatte; die er mir schuldig geblieben ist, und auch bleiben wird!"

„Und auch bleiben wird," sagte Toni ruhig.

Er nickte wieder verliebt zu ihr auf. „Es ist rührend, Toni, wie du unsre Armut trägst! — Rührend! — Großartig! — Wenn ich dieses arme alte braune Kleid sehe, in dem ich dich schon damals sah, als ich in der Paulsstraße, neben Rudolf Berger, in meinem Fenster lag und hinüberschaute — zu der sogenannten ‚Thekla' — gänzlich ahnungslos, Toni, daß ich einst hier auf diesem Schemel — — überhaupt, wie ahnungslos ist man — — Ja, und sie trägt noch immer dieses braune Kleid! Von Zeit zu Zeit taucht es wieder auf, wie die alte Seeschlange. Es wird jetzt auch schon unwahrscheinlich, wie die alte Seeschlange. Aber du trägst es mit Heroismus weiter. Du bist und bleibst, bei aller Gemütlichkeit — wie ich immer sagte — eine großartige, erhabene Natur!"

„Du bist und bleibst ein thörichter Verliebter!" erwiderte sie, doch mit einem dankbar zärtlichen Blick auf ihn herab. „Ich werd' ja doch nicht die Hände ringen und winseln; wäre das nicht kindisch? — Uebrigens sagt dir dieses alte braune Kleid: hatte die Toni nicht recht? Wie verrückt gebärdetest du dich damals, als ich dich nicht sogleich auf dem Fleck heiraten wollte; als ich dir sagte: ‚auf was sollen wir heiraten? Auf unsre erbärmlichen Gagen, die man uns nicht einmal auszahlt, und auf unsre ungewisse Zukunft?' — Nun, und wie steht es jetzt? Hatte ich nicht recht?"

Max antwortete nicht. Er warf einen kläglichen Blick auf seine zerriebene Joppe, die ihn vor zwei Jahren zum eleganten „Sommerfrischler" gemacht hatte und nun besser that, das Licht der Sonne zu meiden. „Und mir dabei zu sagen," dachte er endlich laut, „daß ich gewohnt war, großartig, fein, aristokratisch zu leben; und daß mein Alter ein schwerreicher Buchdrucker ist!"

„Und doch willst du lieber verhungern —"

„Soll ich nachgeben, Toni?“ sagte er gedrückt. „Soll ich von der Kunst lassen und Bücher drucken? Soll ich aufhören, mit dir für die Kunst zu leben? Gibst du mich auf, mutest du mir das zu?“

„Ich sag' ja nichts, mein guter Max,“ antwortete das schöne Mädchen sanft, in die Luft hinausblickend. „Kunst! Es ist ja gewiß 'ne schöne Sache um die Kunst. Wenn man nur auch Glück hat ... Wir haben vielleicht kein Glück, weil — — Ich rede jetzt nur von mir. Vielleicht hatte dein Freund Rudolf Berger recht, als er mir damals auf den letzten großen Bogen schrieb: ‚Errare est humanum!‘ Es war vielleicht wirklich ein Irrtum, daß ich zum Theater ging. Ich hab' vielleicht keinen andern Beruf, als Taschentücher zu säumen — und einen Mann, den ich lieb habe, recht, recht glücklich zu machen —“

Als suche sie diesen Mann, sah sie durch das Zimmer; bis sie endlich auf ihren „Herkules“ hinunterblickte, elegischen Sonnenschein der Liebe im Gesicht.

„Ich glaube, du liebst mich wirklich!“ sagte er gerührt. Aber wie ein Mann, den eine schwere Last drückt, bewegte er dann die Schultern, that einen langen Seufzer und stand auf. „Uebrigens, wie kannst du nur so reden,“ murmelte er, an das Fenster tretend. „Unglück haben, gemeines Pech haben, ist noch kein Beweis! Wenn dieser Schuft von Direktor nicht durchgegangen wäre — — Wir beide dringen noch durch!“

„Hoffen wir's!“ sagte sie, während sie einen neuen Faden durch die Nadel zog.

Max sah auf die Straße hinaus. Drüben, weiter unten, hielt ein Postwagen vor dem großen Gasthof; er war eben gekommen, die Reisenden stiegen aus. Einige folgten dem kleinen dicken Wirt, der sie empfing, in das Haus hinein; nur einer, ein junger Mann, hellbraun gekleidet, einen großen Strohhut auf dem Kopf, eine schwarze Wandertasche über die Seite gehängt, trat sogleich auf die Straße. Er blickte um sich und wanderte langsam herauf. Ein beneidenswert schöner Strohhut! dachte Max. Der junge Mann nahm den Hut herunter und hielt ihn sich vor die Augen, um gegen die Sonne aufs Gebirg zu sehn. In diesem Augenblick fuhr Max auf und beugte sich hinaus, daß Toni dachte, er werde aus dem Fenster fallen. „Rudolf! Rudolf Berger!“ rief er und klatschte wie besessen in die Hände.

Rudolf sah verwundert in die Höhe. Eh er noch das rötlichblond umlockte Gesicht da oben erkannt hatte, war es schon verschwunden, und Max stürzte aus dem Zimmer. Toni-Thekla ließ Nadel und Faden fallen und stand auf.

Sie errötete plötzlich; denn gewisse Gedichte, die sie vor Zeiten empfangen und halb auswendig gewußt hatte, fingen an, ihr im Ohr zu klingen. „An Thekla, die Herrliche" dachte sie, sehr elegisch lächelnd ... Sie hörte jetzt, wie die beiden jungen Männer sich begrüßten, Max mit schallender Stimme. Sie hörte sie die Treppe heraufsteigen. Mit einem wehmütig-kritischen Blick über ihr braunes Kleid strich sie ein paarmal, mit beiden Händen, ihre schönen, gescheitelten Haare. Dann nahm sie eine Hand in die andre und erwartete den Jüngling, der sich in ihr „geirrt" hatte.

„Das ist also Rudolf Berger!" rief Max strahlend aus, als er mit seinem Freund in das Zimmer trat. „Er wollte natürlich nicht herauf; aber er mußte! — Rudolf Berger, denkst du, diese vormalige ‚Thekla' ist eine gewöhnliche Seele? Sieh sie dir doch an: stellst du dir die Rachsucht so vor, wie diese Dame? — Kinder, gebt euch die Hände; auf diesen Augenblick der feierlichen Versöhnung hab' ich mich ja seit einem Jahr gefreut! Tritt nur näher, Rudolf; sie heißt jetzt wieder Toni; zukünftige Toni Stein, wenn wir nicht verhungern. Dein ‚Errare est humanum' hat sie dir vergeben. Deine Gedichte hab' ich dir vergeben, Rudolf. Siehst du, sie gibt dir schon ihre kleine Hand!"

Rudolf hatte die dargebotene kleine Hand ergriffen und führte sie an die Lippen. Er wollte reden, Toni fiel ihm aber ins Wort: „Seien Sie willkommen! — Dieser Herr Stein ist ein so unverbesserlicher Schwätzer, daß er schon so ziemlich alles gesagt hat, was ich sagen könnte. Ich freue mich, Sie zu sehn ... Von der Vergangenheit also brauchen wir nicht zu reden. Erzählen Sie uns lieber, wie Sie so plötzlich in unser Thal kommen — und Sie, Herr Stein, geben Sie ihm einen Stuhl!"

Rudolf lächelte und ergriff selbst einen der alten, eingesessenen Rohrstühle, die das Zimmer schmückten. „Wie liebenswürdig sind Sie," sagte er. „Max! warum starrst du mich so verwundert an und schüttelst den alten Kopf?"

„Weil ich nun erst sehe, wie du dich verändert hast," erwiderte Max. „So interessant blaß bist du nicht mehr, wie

früher; auch die langen Haare hast du dir kürzen lassen; aber da, so mitten im Gesicht, ist allerlei vorgegangen, das mir — sehr imponiert. Du bist ja wohl ein bedeutender Mensch geworden, Rudolf! Nach deinem Gesicht, und den kühnen Augen — früher waren sie träumerischer — — Du schaust so unternehmend in die Welt hinein! Seit ich von dir nichts gesehn, nichts von dir gehört habe — ich mag gar nicht nachrechnen, Rudolf, wie viele Monate es sind; September war's, heut' ist der achte August — seitdem mußt du offenbar große Dinge erlebt haben ... Rudolf, ich auch!" setzte Max etwas gedrückt hinzu.

„Große Dinge erlebt?" sagte Rudolf mit einem ernsten, feinen, heimlich traurigen Lächeln. „Nichts hab' ich erlebt! Nur gearbeitet hab' ich; älter bin ich geworden; vielleicht viel zu alt. Du siehst wohl nicht den Doktorhut da oben; — dennoch hat man mir so was aufgesetzt. Doktor der Philosophie. Junger Geschichtsforscher. In der griechischen Geschichte — das ist jetzt mein Ehrgeiz — will ich einst so zu Hause sein, wie kein andrer Mensch ... Aber wahrscheinlich ist das nur eine dumme Prahlerei! — Ich lebe wenigstens Tag und Nacht in Altgriechenland. Durch eine historische Arbeit hab' ich einen Preis gewonnen. Durch andre Arbeiten, die man mir aufgetragen — für ein großes wissenschaftliches, historisches Unternehmen — hab' ich auf Jahre zu thun. Ich kann mich also ernähren. Das ist alles, was ich kann, und alles, was ich erlebt habe!"

„Das ist viel!" entgegnete Max, der wieder einen unwillkürlichen Blick auf Rudolfs Strohhut warf, und verstohlen seufzte. „Er hat einen Preis gewonnen! — Ich hab' einen Direktor verloren! — — Rudolf Berger! Und die Muse, die Kunst hast du ganz verlassen?"

„Ganz!" erwiderte Rudolf, indem er vor sich hin sah.

Er streifte dann Toni mit einem flüchtigen Blick — im stillen mochte er sie mit der Thekla von vordem vergleichen — und ließ seine braunen, tiefliegenden Augen desto länger auf Max Steins Gesicht ruhen. „Du bist auch verändert," sagte er. „Deine Backen sind ja magerer geworden; und so rosig wie sonst sehn sie nicht mehr aus. Vorhin warst du allerdings so stürmisch wie gewöhnlich; jetzt kommst du mir etwas stiller vor —"

„Ich hab' mich ungeheuer verändert, Rudolf Berger!" fiel

Max ihm ins Wort. „Große Entwickelungen sind mit mir vorgegangen! Eine Weltgeschichte! — Sie ist ein Engel, Rudolf!“

Er deutete auf Toni. Sie drohte ihm mit dem Finger.

„Daran zweifl' ich gewiß nicht,“ sagte Rudolf; „aber was ist dir geschehn? Du kamst ja zum Militär; das war das letzte, was ich in meinem neuen Dachsbau am Rhein von dir hörte —“

„Nun, natürlich kam ich zum Militär; aber wie! Als ein Sterbender —“

Toni stand auf. „Wenn die Herren erlauben,“ sagte sie, „geh' ich eine Weile in mein andres Zimmer; oder in die Kammer, das Loch, wie ich sagen sollte. Dieser junge Mensch wird sich jetzt wieder nicht enthalten können, einen seiner kindischen Hymnusse auf mich zu singen; da bin ich lieber draußen. Glauben Sie nur nicht alles, was er über mich sagt. Wenn er fertig ist, komm' ich wieder!“

Sie öffnete eine kleine Thür, die Rudolf noch nicht bemerkt hatte, und schwebte in ihrer phlegmatischen Grazie hinaus.

„Sie ist wirklich ein Engel!“ sagte Max leiser. Doch Rudolf unterbrach ihn. „Du ‚als ein Sterbender‘? Was heißt das?“

„Hast du vergessen, wie ich hustete? in jener letzten, gottverdammten Nacht in der Paulsstraße — als ich im ‚Jakobsthal‘ Romeo gespielt hatte? Es ist eine schauderhaft moralische Geschichte, Rudolf! Ich hatte Hillmann verloren, die hektischen Rosen konnt' ich mir nicht malen; indessen ich hoffte noch: vor der Kommission lüg' ich mich, auch ohne Rosen, durch meine Schauspielkunst durch! Aber während ich das hoffte, hustete ich beständig ... Und als ich nun endlich in puris naturalibus vor den Militärärzten und Kriegsmännern dastehe — innerhalb aufgeregt wie ein Zitteraal — fang' ich auf die Frage, ob ich zuweilen huste, so unfreiwillig natürlich und so unmenschlich zu husten an, daß es mit einem ganz untadelhaften, echten Blutspucken endigt! Rudolf, ich spuckte Blut! — Wie ich das sehe, wird mir natürlich schlecht. Ich vergesse natürlich ganz, meine Komödie zu spielen; in meiner Todesangst dacht' ich auch: es ist nicht mehr nötig! — Wozu eine lange Geschichte; ich gab mein Leben verloren! Sie nahmen mich doch zum Militär, aber nur auf Probe; das Bluthusten ging weiter. Nach einigen Wochen Entlassung ... Mein Alter schreibt mir: ‚Junge, komm' nach Haus! Erhole dich hier; tritt dann in mein Geschäft; gehst du

wirklich zum Theater, so enterb' ich dich; vor allem komm' jetzt nach Haus!' — Aber du kennst mich, Rudolf! Mit Gewalt zum Philister lass' ich mich nicht machen; und will ich etwas, so setz' ich es auch durch! Denn heroische Naturen — — Ich sage also zu mir: und wenn ich mir auch die Seele aus dem Leibe huste, zum Theater geh' ich! Und da ich gerade in einer Zeitung lese: Weinhöfer hat kein Engagement wieder angenommen — oder keines bekommen, wie er's wollte — Weinhöfer ist jetzt da und da Direktor des Theaters (keines von den großen Nestern, Rudolf; der Name thut also auch nichts zur Sache) — wie ich das lese, mach' ich mich auf, schreib' ihm einen Brief, reise gleich hinterdrein; mein Freund Weinhöfer nimmt mich! denk' ich. Bei Lichte besehn war's aber ein Unsinn, Rudolf: denn ich war ja krank! Sowie ich dort ankomme, ist der Teufel los, wirft mich aufs Bett, und ins tollste Fieber, — und ich denke doch, so wahr ich lebe: in acht Tagen ist's aus! — Da kommt dieser Engel —"

Max stand auf, mit einem sonderbaren, gerührt-pfiffigen Gesicht. Er ging leise, auf den Zehen, bis an die Kammerthür, und wiederholte dann mit lauter Stimme: „Da kommt dieser Engel! Und pflegt den Unwürdigen, den Taugenichts, den sie zweimal aus der Thür geworfen hatte —"

Eine Weile horchte er dann, und lachte leise. In der Kammer rührte sich nichts. Dem guten Max traten aber unversehens Thränen in die Augen; und indem er zurückkam und sich Rudolf gegenüber wieder auf seinen Stuhl setzte, machte er eine nutzlose Bemühung, schelmenhaft zu lächeln. „Nein, ich liebe sie wirklich sehr," sagte er stockend, halblaut; „grenzenlos lieb' ich dieses Mädchen . . . Sie war dort am Theater, Weinhöfer hatte sie natürlich engagiert. Der Schuft liebte sie auch; und hoffte wohl — — aber es gibt kein tugendhafteres Geschöpf auf dieser Erde! — Und als sie zufällig hört, wie es mit mir steht, vergißt sie natürlich gleich, daß sie mich damals hinausgeworfen hatte; kommt zu mir ins Gasthaus, sitzt täglich stundenlang an meinem Bett, pflegt mich wie eine Schwester; was sich die Menschen dabei denken, danach fragt sie nicht. Und zwingt durch ihre Güte alle andern Leute, auch für mich zu sorgen, als wär' ich in diesem Nest geboren und erzogen; und pflegt mich richtig heraus; nach so und so viel Wochen bin ich wieder gesund! — — Na —

und nun — darauf — als sie dann noch einmal kommt, und mir zum Abschied die Hand drückt — denn die Gesellschaft wollte weiter ziehn — da wußt' ich denn doch auch, was ich wollte, Rudolf. Ich sah ihr in das braune und das blaue Auge — denn du hast wohl bemerkt, zweierlei Augen hat sie; beide wunderschön — — und was ich ihr dann gesagt habe, weiß ich natürlich nicht. Heiraten wollt' ich sie! Lieben that ich sie! Toni oder keine!"

„Und sie?" fragte Rudolf.

„Ich übertreib' zuweilen, das weißt du," antwortete Max, mit einem rührenden Ausdruck auf seine Kniee schauend; „aber ich glaub' diesmal wahrhaftig nicht zu übertreiben, wenn ich sage: Toni liebt mich auch! — Aber sie ist verständig; und das verdenk' ich ihr nicht. Nach einem langen, langen Gespräch waren damals ihre letzten Worte: ‚Wenn Sie durchaus zum Theater gehen wollen — und Sie sagen ja, es ist Ihr Beruf — wenn Sie sich also von Ihrem Vater trennen wollen, so müssen Sie jetzt nicht an die Ehe denken; weder Sie noch ich; denn wir beide haben nichts und sind nichts, und so zu heiraten ist sündlich! Kommen Sie wieder, wenn Sie etwas geworden sind — und wenn Sie mich bis dahin nicht vergessen haben. Adieu!' — — Das war unser Abschied. — Ja, sie ist eine praktische, solide, tüchtige Natur! Das ist auch etwas, Rudolf! — Ich war natürlich weniger vernünftig; ich ließ mich heimlich auch von Weinhöfer engagieren, und nach einer Woche reiste ich ihnen nach. ‚Toni,' sagte ich, ‚da bin ich wieder; ohne Sie kann ich nicht mehr leben! Ich will nur in Ihrer Nähe sein, weiter will ich nichts. Lassen Sie uns vorläufig wenigstens gute Kameraden sein; und wenn ich wirklich ein großer Künstler werden sollte —'"

Hier stockte Max und ward still. Es lief ihm auch eine Röte über die abgebleichten Wangen. Er trat zum Kanarienvogel und blickte in dessen Käfig, als wäre da etwas vorgefallen, das ihn in Anspruch nähme. Die abgeschabten Aermel seiner Joppe glänzten, da jetzt das helle Licht auf sie fiel. Du brauchst mir wohl nichts mehr zu sagen! dachte Rudolf, der dies alles bemerkte.

„Nun, und seitdem zieht ihr so herum?" fragte dieser endlich.

„Nu ja," erwiderte Max. „Es — — es geht uns nicht gut! Weinhöfer versteht's nicht. In diesen kleinen Nestern ist

wenig Geld, und auch wenig Kunstsinn. Uebrigens bin ich auch an einem Freitag ins Engagement getreten, und Toni an einem Dreizehnten ... Das alles ist freilich nur Aberglaube, versteht sich; aber Toni glaubt dran! — Wir sind nun so nach und nach Brautleute geworden, sozusagen; aber wovon leben? Vorige Woche ist Weinhöfer endlich durchgebrannt; wir spielen nun einstweilen noch auf Teilung weiter. ‚Indessen, jedoch‘ — wie unser alter Schulmeister Nahmacher sagte — was soll man teilen, wenn nichts in die Kasse kommt? Und so ein großartiges Spargenie Toni auch ist — denn das ist sie; merkwürdig! Merkwürdig in allem, Rudolf! Sie macht alles selbst; sie kocht wunderbar; aus drei alten Fetzen erzeugt sie eine neue, fürstliche Toilette. Sie verwaltet jetzt auch meine Kasse — meine kleine Kasse — und kommt damit weiter, als ich früher mit dem Zehnfachen. Kunst? Davon spricht sie nicht viel ... Gewöhnlich sagt sie in ihrer sanften Art: ‚Ach, wenn man nur beim Theater nicht so viel Aerger hätte!‘ — — Ja, ich möchte ihr ja auch gern ein andres Leben schaffen; ein gemütliches Leben. Wunderbar gemütlich würde sie's uns machen! — Zuweilen hab' ich ja auch das Theater vollständig satt ... Aber soll man zu seinem Vater heimkommen wie der verlorene Sohn? Soll man von all seinen großen Plänen und Entwürfen lassen? Ich hab' schon so viele ‚Ideenschichten‘ hinter mir, wie du immer sagtest; die Theateridee war meine liebste und schönste; soll ich nun auch die verkalken lassen, Rudolf? So wird ja am Ende mein ganzes Leben eine Versteinerung — —“

Die Kammerthür ging auf, er verstummte. Toni trat wieder ein; sie hatte ein wenig „Toilette gemacht“, das heißt: ein Krägelchen von geringen Spitzen umgebunden und ihr schönes Haar etwas „koketter“ frisiert. „Bist du nun fertig?“ fragte sie mit reizender Heiterkeit.

„Ja, ja, ja, ich bin fertig!“

„So sollten wir in die Luft gehn, wenn's Herrn Berger recht ist; und unterwegs an der Kasse fragen, ob denn heute Menschen ins Theater kommen! Ach, es ist wieder so furchtbar schönes Wetter ... Aber nicht murren; wozu das? Geht es doch andern noch trauriger als uns; — Ada Hillmann zum Beispiel, diesem Wunderkind. Sagen Sie, Herr Berger! Die ganze Zeit, während ich da drinnen Toilette machte, hatt' ich diese

Frage auf dem Herzen: was wissen Sie von der kleinen, armen Ada Hillmann, die nach dem unglücklichen Debüt verschwunden, verschollen ist? Wenigstens für uns ganz und gar verschollen —"

„Ja, wir wissen nichts," sagte Max, den diese Erinnerung an die peinlichste „Episode" seines Lebens plötzlich ernst gemacht hatte. Von Toni abgewandt setzte er hinzu: „Ich hab' nur gelesen — unbegreiflich — daß sie als Julia — — In einem kleinen Blatt las ich einen Bericht über die Geschichte, worin unter anderm diese Worte standen: ‚Das Meteor ist geplatzt!'"

„Ja, ja," murmelte Rudolf und sah durchs Fenster in die Luft hinaus.

„Wissen Sie von ihr?" fragte Toni wieder.

Rudolf zuckte die Achseln. „Was soll ich wissen?" antwortete er, während er den offenen Fensterflügel langsam hin und her bewegte. „Von Madame Paoletti hab' ich nur erfahren, daß der alte Hillmann und die alte Frau jetzt in irgend einem Krähwinkel leben, von dem niemand weiß, wo sie niemand kennt ... Daß er ein gebrochener Mann ist, dieser alte Hillmann, brauch' ich Ihnen nicht zu sagen; denn — Sie kannten ihn ja. Sie wußten ja, daß er nur für den Ruhm seiner Tochter lebte ... Ob diese Tochter noch lebt? Ich weiß es nicht. Niemand weiß es, sagt die Paoletti. Einer ihrer Bekannten, der eben aus dem Gebirge kam, bildet sich zwar ein, er hab' sie unterwegs im Vorbeifahren irgendwo gesehn; in dieser Gegend sogar ... Vermutlich war's eine Täuschung. So im Vorbeifahren sieht man ein Gesicht, das einem bekannt scheint; eine von diesen tausend Aehnlichkeiten — doch dann war's ein andrer! — Nie hat Ada Hillmann mehr von sich hören lassen — —"

Er sprach nicht weiter, denn es ward ihm zu schwer, ruhig, sachlich zu reden. Er machte nur eine Bewegung mit der Hand, als sei ja nun alles gesagt, und blickte wieder auf die große Felsenmauer des Gebirgs. Toni beobachtete ihn in aller Stille.

Nach längerem, mitleidvollem Schweigen sagte sie recht leise: „Sie waren also bei der guten Frau, bei der Paoletti?"

„Ja," antwortete Rudolf. „Auf der Reise hieher — nämlich meine große Ferien haben schon begonnen; ich will ein paar Wochen zu Fuß durch die Berge wandern; zuerst zu den berühmten Seen, wohin von hier ein so schöner Weg führt. Auf der Fahrt hieher mußt' ich dort übernachten: ich meine, wo ich Sie damals

kennen lernte — und das ‚Wunderkind‘ — —“ Er errötete und stockte, zweimal nacheinander. — „Ich besuchte also Madame Paoletti; und sie sagte mir, was ich Ihnen eben sagte. Und seelengut wie sie ist, weinte sie um ‚die Kleine‘ und den armen Hillmann; — und nahm dann Abschied von mir, wie auf Tod und Leben —“

„Abschied? Warum?“

„Ich weiß nicht ... Es ist eine so eigene, sonderbar gemischte, merkwürdige Frau! — ‚Ich werde Sie nicht wiedersehn,‘ sagte sie zu mir; ‚also leben Sie wohl! Ja,‘ sagte sie weiter, ‚lachen Sie nur über die Alte, junger Philosoph; ich lasse es doch nicht, an Ahnungen und Vorbedeutungen zu glauben; und übrigens gibt es auch Philosophen, hör’ ich, die nicht darüber lachen!‘ Und indem sie noch sprach, führte sie mich zu einer alten Standuhr, die in einem braunen, hölzernen Gehäuse in der Ecke stand: ‚Sehen Sie die Uhr da! Die hab’ ich schon mehr als einmal behorcht, in der Silvesternacht, wenn sie zwölf schlug; und schon einmal hat sie durch ein gewisses, unbeschreibliches — lachen Sie jetzt nicht — durch ein plötzliches Stocken und Schnarren, vor dem zwölften Schlag, hat sie mir angekündigt, daß in dem nun beginnenden Jahr derjenige, an den ich eben dachte, sterben werde ... Der starb dann auch. Es war aber nicht ein Mann, sondern eine Frau. Hillmanns Frau ... Nun, und diese Uhr hat mir in der letzten Silvesternacht wieder etwas verkündigt; zweimal. Die beiden, an die ich dachte, werden beide sterben. Ich — und noch einer. Es ist nicht schade um uns. Bedauern Sie uns nicht. Er hat nun nichts mehr auf Erden — und ich auch nicht mehr. Sie sind jung, sehen Sie dem Leben tapfer ins Gesicht. Ich sage Ihnen, und bald der Welt, felice notte; leben Sie wohl!‘“

„Was sind das für unheimliche, mysteriöse Phantasien!“ erwiderte Toni nach einer Stille, fast etwas beklommen. Sie wiegte den runden Kopf leise hin und her. „Nicht wahr, Sie glauben nicht an dergleichen?“

„Nein,“ erwiderte Rudolf. „Nur, daß ein Körper, oder eine Seele, die eigene hinsterbende Schwäche unbewußt vorausfühlt, und mit diesem Gefühl einen Aberglauben verbindet, der dann wirklich eintrifft — daran glaub’ ich wohl. Madame Paoletti ist leidend; — wer weiß, was sie fühlt! — — Und übri-

gens, was liegt denn auch an diesem elenden Leben; wenn die Enttäuschungen — —"

Ein schmerzlicher, bitterer Gedanke wollte ihm zu verräterisch auf die Lippen treten. Er wich etwas verwirrt Tonis Augen aus, die ihn weiblich-aufmerksam betrachteten, und suchte seine Rede wieder durch eine stumme Bewegung zu beenden.

Toni erwiderte nichts. Max aber stand auf — er hatte sich wieder auf seinen Schemel gesetzt und den Kopf nachdenklich in beide Hände gestützt — und schüttelte sehr verwundert seine blonden Locken. „Mensch! das sagst du?" rief er aus. „Du, der du dich ernährst? Du, der du schon anfängst, ein berühmter Bücherschreiber zu werden —"

Er sprach aber auch nicht zu Ende: denn es ward geklopft, und auf Tonis „Herein" trat eine kleine, magere, hungerblasse Gestalt auf die Schwelle. Es war der sogenannte „Theaterdiener" der verwaisten Truppe, der unter diesem Namen viele Aemter zugleich auf seinen kümmerlichen Schultern trug. Eile oder Aufregung hatten ihn atemlos gemacht; er schnappte förmlich nach Luft und konnte eine Weile keine Silbe sprechen.

„Was gibt's?" fragte Max endlich ungeduldig.

„Die Katastrophe, glaub' ich!" stotterte der kleine Herr. „Sie möchten beide sogleich ins Theater kommen; Schlußberatung, ob wir weiterspielen — —"

Toni machte nur ein tragikomisches Gesicht, als der Theaterdiener nach diesen schmerzhaften Worten wieder Atem schöpfte; sie ergriff sogleich ihr Sommerhütchen und drückte es sich entschlossen auf den Kopf. „Also gehen wir!" sagte sie, den hilfloseren Max am Arm fassend. „Das wird also der fünfte Akt, mit der Katastrophe!"

Rascher, als Rudolf bei ihrem behaglichen Stehen und Gehen erwartet hätte, schob sie den kleinen „Ansager" hinaus, schob dann auch Max zur Thür und ging selber nach. Zwischen Thür und Angel blieb sie aber noch stehn und sah zurück. Es schien in ihren sanften Augen etwas wie Erleichterung, beinahe wie Freude zu strahlen. Ein heimliches, kluges Lächeln huschte darunter hin. „Nicht wahr, Sie bleiben hier, bis wir wiederkommen!" rief sie Rudolf zu. „Lange dauert's wohl nicht!"

Rudolf nickte stumm. Durch die offene Thür sah sie, daß die andern schon zur Treppe gingen; jetzt trat sie noch einmal

geschwind an ihn heran, mit ernstem, teilnehmendem Gesicht. „Ich weiß, Sie glauben doch nicht, daß Ada Hillmann tot ist," sagte sie halb flüsternd. „Sie hoffen sie noch irgendwo zu finden. Darum sind Sie hier! — Hoffentlich — — Adieu!"

Sie nickte ihm zu und lief dann hinaus.

XVIII.

Rudolf starrte betroffen auf die Thür, die hinter dem Mädchen zugefallen war. „Darum sind Sie hier!" wiederholte er vor sich hin. „Woher weiß sie das? Warum glaubt sie das? Dieses einfache Mädchen — woran hat sie mir das abgemerkt, in der ersten Stunde? — Bin ich denn so durchsichtig? — Ja, mein Gott, ich hoffe sie noch irgendwo zu finden; ja, darum bin ich hier . . . Aber ich finde sie nicht; ich werde sie nicht finden — —"

Von einem Gefühl stillen, unabwendbaren Grames übermannt, warf er sich auf den Stuhl, auf dem Toni Winter an diesem Nachmittag gesessen hatte. Er lehnte sich weit zurück, ließ die Wimpern sinken, ergab sich willenlos in das dunkle Chaos von Empfindungen, das ihn in diesem Augenblick, auf diesem Platz überströmte.

Der Kanarienvogel fing wieder an zu schlagen, nah an seinem Ohr; so, wie damals, im Zimmer der „alten Frau", jener andre schlug, als Rudolf zum erstenmal wußte oder sich gestand, daß er Ada liebte. Und es schien, er liebte sie immer noch; wär' er sonst hier, um nach ihr zu suchen? Hier im Gebirg; hier in Theklas Zimmer . . . Theklas Kanarienvogel war's, der so lustig schlug; Theklas Taschentuch hielt er zwischen den Fingern. Er saß auf ihrem Stuhl, als wär' er ihr guter Bekannter schon seit Jahr und Tag. Er atmete die Luft dieser selben Thekla, die er soeben ein „einfaches Mädchen" genannt, die er vor fünf Vierteljahren als „die Herrliche" besungen hatte . . . So schnell und so sehr kann man sich verändern? dachte er. Warum vergeß' ich denn nicht auch Ada, wie ich die vergaß? War nicht auch Ada nichts als eine Täuschung? Und ich weiß das, und ich sag' mir's, und es hält mich doch? Und alles Arbeiten bei Tag und Nacht, alles Klügerwerden, alles Älterwerden macht

mich nicht ruhig, nicht gesund? Eine Madame Paoletti braucht mir nur zu sagen: jemand will sie gesehen haben, da und da — so fährt mir's in alle Glieder und ich sag' mir in demselben Augenblick: da muß ich hin!?

Er erschrak, erstaunte wieder vor sich selbst, wie er schon so oft in diesen Tagen gethan hatte. Er suchte dem rührenden, zarten Bild, das ihm vor den geschlossenen Augen stand, endlich zu entrinnen; dachte an Thekla (vergebens!), an die „Ahnende", die Paoletti, und griff in die Tasche nach einem leise knisternden Heft. Die Paoletti hatte es ihm mit auf den Weg gegeben; „lesen Sie's unterwegs," hatte sie ihm gesagt, „wenn Sie einmal an mich denken!" Er öffnete die Augen und betrachtete es; ein dünnes Heft, graue Blätter, nur so zusammengenäht. Das Leben der Paoletti, vor einem Jahr von ihr selbst geschrieben. Aus dem Glasschrank in ihrer „Totenkammer" hatte sie's hervorgeholt, als er von ihr schied; „nehmen Sie's, das ist mein Vermächtnis für Sie! Ihnen soll sie gehören, diese traurige, seltsame Geschichte; thun Sie damit, was Sie wollen, geben Sie sie heraus, dichten Sie sie um — oder verbrennen Sie sie — wie es Ihnen beliebt! Sie werden auch über einen gewissen Mann manches darin finden" . . .

Ueber welchen Mann? dachte Rudolf. Weiß ich das nicht längst? — So soll mich auch das wieder an Hillmann erinnern — und durch ihn an sie! — — Und doch, was hätt' ich Besseres zu thun, als es jetzt zu lesen; das Leben der Paoletti — in Theklas Zimmer — um nicht an Ada zu denken. Hab' ich's nicht schon hundertmal so gemacht, wenn Mitleid mit ihr — oder Sehnsucht nach ihr — zu groß wurde, und mich in Xenophon oder Sappho oder Sokrates vertieft? — Bis sie wiederkommen — —

Er lehnte sich wie vorher zurück, schlug das erste Blatt um und begann zu lesen. Der kleine gelbe Vogel hüpfte leise, fast regelmäßig, über seine Stangen; Wespen und Fliegen summten aus und ein, auf der Straße fuhren langsam schwere Wagen auf und ab. Rudolf zog sich gleichsam ganz in sich zusammen, wie es seine Art war; er hörte bald weder Wagen noch Fliegen mehr, er versank in das Manuskript. Was für ein Lebenslauf stieg da vor ihm auf; fremdartig, romanhaft, ergreifend! Das römische „Wunderkind" (auch ein Wunderkind! dachte er beklommen),

die Tochter der „ersten Tänzerin", die sie Vater nennt, das Kind einer halb grotesken, halb verruchten Mutter, die sie verhandeln will. Alles war so sachlich geschrieben, nicht wie von einer Frau; mit einer gewissen altrömischen Herbigkeit und Größe, als hätten der Erzählerin antike Muster vorgeschwebt; und doch in deutscher Sprache verfaßt, und mit plötzlich eingemengten, weiblich unlogisch hervorbrechenden, innigen Herzenstönen. Bis endlich der Augenblick kam, wo sie sterben will; wo unter den Bäumen, am Abend, der Mann vor sie hintritt, der ihr das Gift wegnimmt, der sie rettet; — „Friedrich Hillmann war's." — Hillmann! dacht' er. Ich wußt' es!

Gerührt las er weiter; mit der armen Luisa glücklich und hoffnungsvoll, als werde nun alles gut; auf Augenblicke jugendlich vergessend, daß ja alles aus war ... Sie gibt ihr Herz, ihr Leben diesem Hillmann hin; sie versagt sich, seine Frau zu werden, weil beim Ringen um Ruhm, Glück und Leben ihre Liebe ihm Trost, Ermutigung, nicht Fessel sein soll; weil sie sich sagt: „das ist die wahre Ehre der Frauen, schwerste Opfer zu bringen!" Sie ziehen herum, gelten als Mann und Frau; sie lernt von ihm, wird Künstlerin durch ihn, durch das Liebesglück. Das Gedeihen kommt und die Sorgen weichen. Auch er lernt von ihr. Sein deutscher Kopf erwärmt sich an ihrem italienischen Blut, sein männlicher Verstand an ihrem weiblichen Herzen. Er hat Ehre, Erfolg; sie auch. Sie steigt empor, sieht sich auf dem Wege, so vom Glück getragen eine reife, große Künstlerin zu werden ... Da kommt die andre. Die Kluge, die „Gewitzte". Die seinen Geist durch den ihren fängt, seinen Verstand dem ihren unterwirft; „denn ach! für jeden, der zu viel Verstand hat, kommt eine Stunde, wo er zu wenig hat!" Er verläßt seine Luisa; mit der andern geht er zum Altar. Das einzige Kind der Verlassenen stirbt. Sie verwünscht ihr Leben. Sie geht nach Italien zurück; wird Frau Paoletti; um nicht wieder nach dem Gift zu greifen, nimmt sie die Hand des Mannes, der um sie wirbt, der nichts ist als gut, aber wirklich gut ... So lebt sie hin, ohne Sorgen und ohne Glück. Signor Paoletti stirbt. Noch einmal versucht sie es, sich zur Kunst zu retten, der sie entflohen war. Das Blut und die Sehnsucht treiben sie nach Deutschland, auf die „Bretter". Aber ihre Jugend ist hin, die Kunst ihr spröde und ihr Leben verfehlt. Was sie konnte, kann

sie nun nicht mehr. Einen unglücklichen Sprung auf der Bühne, bei dem sie fällt, fühlt sie jetzt als Glück. Sie hat sich schwer verletzt, sie will nicht genesen. Als sie dennoch „davonkommt", bleibt eine Schwäche zurück, ein kranker Fuß, „das einzige, was ihr treu bleibt, lebenslang". Sie verläßt die Bühne.

Auch der Treulose freilich ist nicht glücklich; die „kluge" Frau verbittert ihm seine Ruhmestage; nach neuen, kurzen Vaterfreuden hat er ein ödes, liebeleeres Haus. Als ihn endlich der Tod von dem „Verstand" dieser Frau befreit, ist er gealtert, müde. So sehen Luisa und er sich noch einmal wieder; zufällig entdecken sie es: er lebt in der Paulsstraße, sie am „englischen Park" .... Es erschüttert ihn. Er bittet sie um Verzeihung, die sie ihm gewährt. Doch wieder mit ihm zu leben, wie er in neuer Aufwallung des Gemüts begehrt, dazu ist sie zu stolz. Fremd und fern leben sie nebeneinander hin, in derselben Stadt; nur Ada, sein Pflegekind, kommt zuweilen zu ihr hinaus; er duldet es, er wünscht es . . .

„Segen über dich, meine gute Ada; Segen über dich, seiner Seele, seines Geistes Kind; sei du sein Trost in der letzten Stunde! Denn Luisa, denk' ich, wird dann nicht mehr sein . . . Ich hab' ihm vergeben; hab' ihn römisch gehaßt — hab' ihm deutsch vergeben. Ach, all seine Schuld hat er abgebüßt. Sei du sein letztes Glück!" — Damit schloß das Buch.

Traurig ließ Rudolf es der Hand entgleiten, als er geendet hatte. Traurig ergriff er's wieder, um dieses geheime Vermächtnis in seiner Brusttasche wieder zu verbergen. Was so schicksalsreich, so herzergreifend begonnen, dann durch die Lebensrettung und das Werdeglück so poetisch schön sich verklärt hatte, endete so trostlos. Er sah, mit blassen Wangen, auf den Himmel hinaus; er fühlte einen Schmerz in der Brust. Muß denn alles im Leben so erbärmlich ausgehn? fragte er sich leise, an sich selber denkend. Trifft's nur den einen früh und den andern spät? Ist das „Glück" wirklich nur ein Ideal, das uns äfft? nur ein Mittel zum Zweck, damit wir in der hoffenden Begierde nach Glück unsre Schuldigkeit thun und den ewigen, vorgeschriebenen Kreislauf der Organismen bis ans Ende laufen? — Aber für wen? Wozu?

Eine Stimme draußen auf der Straße, die sein träumendes Ohr traf, unterbrach seine Gedanken. Er stutzte und horchte, ohne

es zu wissen. „Behalten Sie nur die drei Kreuzer, liebe Frau!“ hörte er die Stimme sagen; eine jugendliche, weiche, tonreiche Stimme, die einen rührenden Klang hatte. Doch noch halb im Traum, wie in Melancholie erstarrt, blieb er ruhig sitzen. Der sonderbare Baß einer alten Frau — so schien es — antwortete dankend; in demselben Augenblick stieg durch das offene Fenster der Duft von frischem Obst bis zu ihm herauf. „Wozu danken Sie noch? Adieu!“ sagte wieder die junge, glockenreine Stimme. Leichte, elastische Schritte klangen dann auf den Steinen, abwärts sich entfernend.

„Mein Gott! Das war Adas Stimme!“ sagte er plötzlich laut.

Das Blut schoß ihm zum Herzen. Er stand auf; aber in der ersten Verwirrung mußte er sich an der Lehne halten. Er begann vor Aufregung zu lächeln, und beugte sich vor, zum Fenster hinaus. Durch eine Art von Nebel, der ihm vor den Augen lag, sah er eine weibliche, jugendliche Gestalt die Straße hinuntergehn. Sie schien in der That Adas Wuchs zu haben; fein und schlank. Endlich sah er deutlich: sie war es ... Zugleich aber fuhr ein Reisewagen die Straße herauf, der ihm die Gestalt verdeckte. Er glaubte nur noch zu sehn, daß sie links um die Ecke bog. In plötzlicher Angst, als könnte sie ihm entschwinden, in die Erde sinken, griff er nach seinem Hut, lief hinaus, sprang die Treppe hinunter und trat auf die Gasse.

Ada war wirklich verschwunden; er stürmte aber an dem Wagen vorbei, der ihm in den Weg kam, und als er die Ecke erreicht hatte, sah er die zierliche Gestalt, im Strohhut, in hellgrauem Kleid, einen Mantel oder ein Tuch über die Schulter gehängt, eine Wandertasche an der Seite, in der ebenen Straße langsam weitergehn. Sie blickte nicht nach rechts oder links, sie schien weder zu eilen, noch zu zögern. Aus einer Tüte, die sie in der linken Hand hielt, schien sie etwas zu nehmen und zu essen. Es war also, als gehe sie wohlgemut dahin; — dennoch rührte sich etwas in Rudolf, das ihm die Brust beengte. Red' ich sie an? dachte er, stehen bleibend und atmend. Oder geh' ich ihr nach und sehe, wohin sie geht? — Es überkam ihn, was er in diesen Wochen oft gefürchtet hatte: eine tiefe Scheu, vor sie hinzutreten; vor diese Unglückliche, die allein sein wollte ...

Langsam, zögernd, aber ohne sie aus den Augen zu verlieren,

ging er ihr nach. Die Straße, von altertümlichen Häusern mit oft vergitterten Fenstern eingefaßt, zog sich allmählich näher an den Waldberg hin, der die Stadt links begrenzte. Sie stieg dann eine Weile bis zu einem Thor, dessen Mauern und Turm man niedergebrochen hatte, und ward nun zur Landstraße, die zwischen Berg und Fluß nach Norden gegen die Ebene zog. Der Fluß, grünlich grau, mit rascher, sich kräuselnder Flut, brach aus der Stadt hervor, die er bisher unsichtbar durchströmt hatte, und rauschte in der Tiefe neben der hohen Straße hin. Rechts von ihm dehnte sich das breite Thal, bis zu der langen Kette grüner Berge, die vom Hochgebirge her dem Fluß das Geleite gaben, hüben nah, drüben fern. Wo sie im Norden endeten, lag das sonnige Land, scheinbar grenzenlos, scheinbar flach wie ein See. Schimmernde Wolken türmten sich weich darüber auf. Wälder dunkelten zwischen lichten Wiesen und gebräunten Feldern. Eine ferne Stadt, gleichsam den Fluß erwartend, der weiter unten zu ihr hinüberzog, sonnte sich in dem goldenen, schon sinkenden Licht und zog den Blick, der das Thal durchschweifte, zu ihren blinkenden Türmen.

Ada hatte das Thor durchschritten und stand eine Weile still; der Zauber dieser Ferne schien sie zu ergreifen. Rudolf trat leise noch ein wenig näher; doch dann hielt er an. Zwei Männer — Handwerker, wie es schien — kamen ihnen entgegen; nicht weit von Ada blieben sie stehn, der eine zeigte mit der braunen, behaarten Hand auf den Fluß hinab. „Man sieht's ihm nicht an," sagte er laut, so daß auch Rudolf ihn hörte; „grad an dieser Stelle hat er die größte Gewalt; — und da ist's gewesen! Da hat der Nazi sich hingestellt — rauschig wie er war — und hat gesagt: ‚Um was wetten wir! Ich schwimm' hinüber!' Die haben ihn schwimmen lassen, die andern; hatten wohl auch nicht zu wenig im Kopf. Fortgerissen hat's ihn; hinüber ist er nicht gekommen, aber bald hinunter!"

„Hm!" murmelte der andre. „Wär' ein Gescheiter dabei gewesen, hätt' er ihm geholfen —"

„Untergehn; sonst nichts! Schwimm du da hinüber. Das Wasser hat die Gewalt!"

„'s ist wohl wahr!" sagte der andre kleinlaut. „Das Wasser hat die Gewalt!" — Er sah noch einmal auf die Stelle hinunter, wo es „gewesen" war, und ging dann mit tiefgezogenen Augen-

brauen weiter. Ueberlegen, gleichsam triumphierend, schlenkerte sein Begleiter ihm nach. Sie schritten durchs Thor in die Stadt hinein.

Ada war zusammengefahren, als sie die Worte hörte: „aber bald hinunter!“ Eine Weile stand sie noch, den Kopf etwas gesenkt, auf derselben Stelle. Sie stand am Rande der Straße; neben ihr, bei einer Oeffnung der Schutzwehr, lief ein schmaler Fußpfad über den grünen Abhang bis zum Ufer hin. Mit ihren Blicken schien sie ihm zu folgen. Plötzlich trat sie auf die Oeffnung zu und ging diesen Pfad hinab.

Was will sie dort unten? dachte Rudolf betroffen. Der kleine Weg endigt ja sogleich ... Er zögerte nicht einen Augenblick; so geräuschlos wie möglich folgte er ihr nach. Sie sah nicht zurück. In ihre Gedanken oder Träume, schien es, war sie ganz versunken. Hart am Wasser, das hier gegen das Ufer prallte und dann mit hörbarem Rauschen weiterschoß, ebnete sich der Abhang, so daß für einen oder mehrere Menschen Platz war, um sich hinzustrecken. Ada setzte sich dort in das ungemähte Gras, auf ihr Mäntelchen; nahm die letzte Frucht aus ihrer Tüte — einen rötlich angehauchten Pfirsich, wie Rudolf nun sah — und warf das Papier in den gurgelnden Strom. Darauf aß sie die Frucht. Aber ein tiefer Seufzer, der fast wie Schluchzen klang, kam ihr über die Lippen. Sie sah zum Himmel auf; dann in ihren Schoß. Sie nahm die Tasche ab, die ihr an der Seite hing, öffnete sie, zog ein Buch hervor, und wo ein Brief darin lag, schlug sie es auf. Leise, mit dunkler, halb singender Stimme las sie vor sich hin. Die Worte verstand Rudolf nicht; es schienen aber ernste, klagende Verse zu sein. Ihm rauschte es vor dem Ohr; seine Sinne stockten. Nur eine Erinnerung wachte in ihm auf: wie er vor einem Jahr und länger, hoch in seinem Zimmer, über den alten, sommerschwülen Gassen, sich hinausgeträumt und Adas knospende Gestalt am Bache sitzend gedacht hatte. Sie spiegelte sich im Bach; wie der Fischerknabe in Goethes Gedicht schien sie auf den Gesang aus der Flut zu horchen, schien sie die Arme sehnsüchtig auszubreiten, um hinabzusinken ... Es überlief ihn: denn hier saß sie wirklich; einsam, in der Fremde. Sie legte das Buch ins Gras; sie legte sich die Hände vor die Augen. Dann beugte sie sich vor, als horchte sie, wie das Wasser sang. Sie nahm ihren Hut von dem braunen Haar, warf ihn hinter

sich. Sie stand auf, und wie in einem schweren Entschluß hoben sich die Arme. Ein stöhnender Atemzug rang sich aus der Brust. Sie trat vor bis zum Rand — —

Doch auch Rudolf war in demselben Augenblick am Rand, neben ihr; er ergriff ihre Hand, ihren Arm und riß sie zurück. Mit einem Schrei des Entsetzens fiel sie auf die Erde.

Aus ihrem blassen Gesicht schwand der letzte Rest von Farbe. Die Augen starrten ihn an; darauf schlossen sie sich. Den Kopf zurückgeworfen lag sie da, als hätte der Tod, den sie im Wasser suchte, sie am Land gefunden.

„Ada!" rief er, „Ada!" neben ihr niederknieend. Dann fuhr er fort, zu rufen, aber ohne sie anzurühren: „Blicken Sie auf! Wachen Sie auf! Ich bitte Sie ... Warum erschraken Sie so. Ich bin's. Ich wollte ja nichts, als — — Wachen Sie doch auf!"

Sie lag noch einige Zeit, ohne sich zu regen. Erst allmählich zogen sich die langen, feinen, schwarzen Brauen zusammen; der Mund preßte sich schmerzlich; ein Teil ihres Gehirns schien langsam zu erwachen. Während die liebliche Gestalt sich noch nicht bewegte, die Augen geschlossen blieben, murmelten die Lippen, wie im Traum, scheinbar ohne Schmerz, nur einer auflebenden Erinnerung gehorchend:

„Seht mich, ihr Väter!
Bürger meiner Heimat!
Ich wandle meinen letzten Weg!
Ich sehe heut der Sonne letztes Licht
Und niemals wieder! Lebend führt
Der dunkle Gott
Mich an die schwarzen Ufer —
Nicht mit dem Hochzeitskranz im Haar,
Nicht den Brautgesang
Singen sie für mich:
Drunten dem Acheron
Soll ich mich vermählen!"

Zuweilen stockend, mit ihrer wundersamen, jungfräulich-kindlichen Stimme, hatte sie's gesprochen; dann lag sie noch wieder schmerzlich ruhig da. Rudolf ergriff das Buch, das unter ihrem Arm lag, und schlug es auf. Es war ein Band Uebersetzungen nach Sophokles, aus früherer Zeit, altväterisch gebunden. Wo

der Brief eingelegt war, sah er die Verse — aus der „Antigone“ — die sie eben gesprochen hatte. Auch der Brief fiel ihm in die Hand. Er las die Aufschrift: „An Frau Luisa Paoletti; für Herrn Friedrich Hillmann.“

„Was wollen Sie?“ fragte Ada, die jetzt ganz erwachte. Sie stieß die Worte hervor. „Sie sind es ... Wie kommen Sie hieher —“

Indem sie um sich blickte, belebte sich ihr Bewußtsein, ihr Gedächtnis wieder. Sie sah auf den Strom und fing an zu zittern. Ihre Hände wühlten sich ins Gras hinein. Dann die Augen vor Rudolf niederschlagend, der noch immer kniete, und schwach errötend, flüsterte sie schmerzhaft: „O, stehn Sie auf. — Bitte, stehn Sie auf!“

„Nicht ohne Sie,“ sagte er leise. „Bitte, erlauben Sie —!“

Er nahm sie in die Arme und richtete sie auf. Mit halb geschlossenen Augen ließ sie es über sich ergehn, widersetzte sich nicht. Nur ein langer und dumpfer Seufzer stieg ihr aus der Brust. Er raffte alles auf, was sie auf den Boden gelegt hatte, hielt sie am Arm und führte sie stumm — nicht ohne Mühe, da der Pfad so schmal war — bis zur Straße empor. „Ach!“ sagte sie nur einmal, während sie hinaufstiegen. Erst als sie oben waren, schaute sie mit einem ängstlich wilden, irren Blick in die Tiefe zurück. „Woher kamen Sie?“ stieß sie wieder hervor. „Was wollen Sie? Warum sind Sie hier?“

Er antwortete nicht, sondern zog sie fort, da sie noch immer auf das Wasser stierte. Jetzt blickte sie auf den Weg vor sich hin und sah das Thor, durch das sie in die Stadt zurückgingen. „Wohin führen Sie mich?“ murmelte sie und blieb stehn.

„Bitte, folgen Sie mir!“ erwiderte er, da er in seiner eigenen Erregung nicht wußte, was er sagen sollte. Endlich entfuhr es ihm: „Warum thaten Sie das?“

Sie zitterte. „Fragen Sie mich nicht,“ antwortete sie, indem sie die Augen wieder schloß. „Lassen Sie das jetzt! — — Wohin gehn wir?“ fragte sie dann tonlos, resigniert.

„Wo Sie — Ruhe finden!“ sagte er, um ihr doch zu antworten.

Sie lächelte schmerzlich. Doch sie sprach nicht mehr. Ohne Widerstand ging sie neben ihm hin. Nur die Häuser zu beiden Seiten, da sie jetzt durch die Straße zogen, schienen sie zu beun-

ruhigen; die schönen Augen, fast entfärbt, irrten, wie haltlos geworden, hin und her; es war ein trauriger Anblick. Rudolf bemerkte nun erst, daß er ihren Hut noch immer in der Hand hielt; er legte ihn in die ihre; gedankenlos setzte sie ihn auf. So kamen sie endlich bis an den Gasthof „zur Post", bei dem er vorhin ausgestiegen war. Er fand den Wirt an der Thür und verlangte ein Zimmer im ersten Stock für das Fräulein, ein andres, noch höher, für sich. Der Wirt selber, die beiden etwas sonderbar anschauend, führte sie hinauf.

Ada folgte still, trat in ihr Zimmer ein, setzte sich auf das schwarze, lederne Sofa, ohne aufzublicken. Rudolf schloß das Fenster, durch das der Lärm rollender Wagen hereinkam. Er ließ die Vorhänge nieder, eine beruhigende Dämmerung legte sich über das tiefe, hohe, etwas öde Gemach. Die Stumme, Blasse hob die Wimpern von den bleichen Augen und bemerkte es. „Wie gut Sie sind!" murmelte sie leise. Sie sah, daß sie allein waren. „O mein Gott! O mein Gott!" seufzte sie nun auf.

Rudolf vermochte es nicht über sich, länger so zu schweigen. Da er bemerkte, daß ihr ein paar große Thränen in die Augen traten, setzte er sich auf einen Sessel neben ihr und fragte, obwohl seiner Stimme noch der Klang versagte: „Liebes Fräulein Ada! Wie kamen Sie so weit — bis zu dieser Stunde? Warum wollten Sie das —?"

„Ich kann nicht mehr leben," antwortete sie, ohne sich zu regen.

„Sie? So jung? — Verzeihen Sie! Was haben Sie denn erlebt, daß Sie so verzweifeln? Weil Ihnen der erste Anlauf nicht gelang — darum aus der Welt gehn? — Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen: das ist frevelhaft ... Sie sind undankbar ... Was Ihnen damals auch geschehn ist, — haben Sie nicht doch Ihr Talent?"

„Talent!" erwiderte sie, mit versteinertem, hoffnungslosem Gesicht. „Ich war ja das Wunderkind. Talent darf ich nicht haben; ich bin verpflichtet, ein Genie zu sein, oder nichts. Damals, als ‚Julia', an jenem Abend, hab' ich gezeigt, daß ich das nicht bin. Die Welt verhöhnt mich nun. Mein Vater verachtet mich. Er haßt mich. Von seinen Almosen will ich nicht leben. Und zum Theater will ich nicht zurück. Darum muß ich sterben!"

„Sie sind sechzehn Jahre alt —"

„Ja!“ rief sie aus. „Sechzehn Jahre alt! Und darum doppelt unglücklich!“

Sie warf ihr Gesicht in die Sofaecke, auf die Hände, und begann laut zu weinen, daß es sie schüttelte. Ihre Thränen flossen über die Hände und tropften auf die Erde.

Rudolf schwieg, selber kummervoll; auf das leise, fast gleichmäßige Geräusch dieses Tröpfelns horchend. Sie faßte sich schneller, als er erwartet hatte; nach einem letzten tiefen Schluchzen, das sie halb unterdrückte, hob sie den Kopf, zog ihr Taschentuch hervor (es war schon feucht, wie er jetzt bemerkte) und trocknete damit, so gut es ging, ihr überströmtes Gesicht. „Ich wär' ja auch gleich gestorben,“ fing sie wieder an, indem sie vor sich hin sah; „damals, nach jener Nacht ... Aber ich war zu feig; ich hatte nicht den Mut! — Erst alles aufzehren, was ich habe, dacht' ich; dann muß ich ja; und dann werd' ich's thun! — Ich fuhr immer weiter, bis ich zu den Bergen kam; bis zu dieser Gegend; denn ich hatte mich früher so oft nach dem Hochgebirge gesehnt ...“

„Und hier waren Sie die ganze Zeit?“

„Ja,“ antwortete sie. „Die ganze Zeit — mitten zwischen den Bergen; — aber nicht so verlassen, wie Sie wohl denken: zu ein paar guten alten Leuten kam ich zufällig ins Haus — da bin ich geblieben ... Ich hieß da nicht Ada ‚Hillmann‘, sondern Ada ‚Walter‘, wie früher; und ich erzählte ihnen eine Geschichte über mein Schicksal, die sie glaubten — o, sie waren sehr gut; rührend gut. Wie wenig Geld sie von mir nahmen, dafür, daß ich mit ihnen lebte, können Sie nicht glauben! Darum dauerte es auch so lange, bis ich nichts mehr hatte; — ach, so lange — —“

Sie brach ab, und mit kindlichem Schmerz die Hände ineinanderlegend blickte sie zur Decke.

„Und wie ertrugen Sie es denn, so lange Zeit?“ fragte er gerührt.

„Wie ich es ertrug? Ich weiß es nicht. Es war so ein dumpfer Zustand; wie versteinert war ich ...“ Mit ganz leiser Stimme, errötend, setzte sie nach einer Pause hinzu: „Ich hatte immer so furchtbar guten Appetit!“

Er lächelte ein wenig.

„Und dann las ich viel,“ fuhr sie fort. „Es war da ein Onkel gewesen, der gestorben war; ein Schulmeister, ein halbgelehrter, sonderbarer Mann, von dem sie viel erzählten. Der

hatte ihnen einen Kasten voll Bücher hinterlassen — niemand rührte sie an; nur ich. Wie viel Wunderbares lernte ich da kennen: Sophokles, Aeschylus, Euripides, die ‚Denkwürdigkeiten des Sokrates' und den Herodot; alles übersetzt; alles hab' ich gelesen — manches verstand ich nicht. Und wenn ich dann dasaß, mit der ‚Antigone' — denn die las ich am liebsten, immer wieder — und wenn ich das vor mich hinsprach — und dachte, wie viele große Leiden es auf Erden gibt, und wie tapfer die großen, edlen Seelen in den Tod gehn —"

„Ach!" seufzte sie fast unhörbar, wieder Thränen im Blick. Aber die Augen leuchteten mit einem eigenen Glanz, groß, etwas starr, durch den feuchten Schleier. Wie überraschend gereift erschien sie ihm in diesem Augenblick; weit über ihre Jahre. So hast du also gelebt, dachte er, zwischen deinen Bergen: mit Sophokles ... Immer lebst du doch wie ein Märchenkind. Und du, du willst sterben?

„Nun sollten Sie aber ruhen!" sagte er endlich laut, da er sah, daß sie allmählich in sich zusammensank und der fiebernde Glanz in ihren Augen matt und trübe ward. Eine natürliche Müdigkeit schien über sie zu kommen; wie jeder Zustand in ihr beredt durch den ganzen Körper sprach, so war es nun auch, als welke sie wie eine verschmachtende Pflanze hin, und als müsse der Kopf wie ein Blumenkelch zur Erde sinken. „Strecken Sie sich aus!" setzte er sanft, mit zurückhaltender Herzlichkeit hinzu. „Reden Sie nicht mehr, denken Sie nicht mehr; suchen Sie zu schlafen. Sie sind müde, Fräulein!"

„Ja," sagte sie leise. „In dieser letzten Nacht hab' ich nicht mehr geschlafen ..."

Doch auf einmal richtete sie sich auf. Eine Unruhe, eine Angst flackerte in den Augen. Sie deutete mit der Hand auf die Zimmerwände. „Aber was soll ich hier?" sagte sie. „Wie kann ich hier bleiben? Ich hab' nichts mehr — will auch nichts mehr haben — — Was soll ich also in diesem Zimmer, das ich nicht mehr bezahlen kann? Lassen Sie mich hinaus!"

Sie erhob sich, um zu gehn. Rudolf hielt sie fest. „Fräulein Ada," sagte er, „ich beschwöre Sie, seien Sie nicht sinnlos! Was reden Sie ... Sie sollen es bezahlen, und sobald Sie wollen. Und Sie können es, sobald Sie wollen. Dann sollen Sie mir wiedergeben, was ich jetzt — — Haben Sie Geduld!"

„Geduld! Geduld!“ stöhnte sie vor sich hin. Doch die müde, welke Gestalt gab dem sanften und festen Druck seines Armes nach; sie sank auf das Sofa zurück. Er überwand sich und wagte es, sie vertraulicher zu berühren: er hob ihre kleinen Füße, bis auch sie auf dem Sofa lagen. Darüber errötete sie; aber sie litt es still. Ihr Widerstand und ihr Bewußtsein schienen miteinander zu vergehn. Sie schloß wieder die Augen. Mit halb geöffneten Lippen atmete sie seufzend. „Ach ja, mein Gott!“ flüsterte sie gramvoll.

„Ach! Wie viel Kummer hab' ich ihnen gemacht!“ setzte sie nach einer kurzen Stille hinzu.

„Wem?“ fragte Rudolf.

„Meiner lieben, geliebten Großmutter!“ jammerte sie. „Arme, alte Frau! — Und dem alten Mann, meinem unglücklichen Vater — — wenn er mich auch haßt und verachtet —“

Sie legte sich beide Hände vors Gesicht.

Erschüttert blickte er auf das holde Geschöpf herab. „Klagen Sie sich jetzt nicht an!“ sagte er mit Mühe. „Oder, wenn Sie sich anklagen, — so machen Sie's wieder gut! — Jetzt aber schlafen Sie ... Ich gehe. Niemand soll Sie stören. Haben Sie einen guten, tiefen Schlaf — und dann gute Gedanken!“

„O wie gut sind Sie,“ murmelte sie dankbar. Sie blickte noch einmal auf und machte eine schwache Bewegung, ihm die Hand zu geben. Aber wie vor Scham, daß sie ihre Hand noch für wert halte, dargeboten zu werden, zog sie sie wieder zurück. Sie legte sie auf die Brust. Leise, matt fing sie an zu weinen.

Rudolf ging still zur Thür. Sie hörte noch, daß er sie öffnete und schloß. Danach ward alles ruhig um sie her. Seine letzten Worte klangen ihr nur noch im Ohr, weich und sanft: „Und dann gute Gedanken!“ — Ja, ja, murmelte sie traurig vor sich hin. Wie ein Kind weinte sie sich in Schlaf. — —

Als sie wieder aufwachte, war es Nacht geworden; so unbegreiflich lange hatte sie geschlafen. Sie glaubte aber noch zu träumen: denn Toni Winter saß neben ihrem Sofa. Den Hut auf dem Kopf, die ausgezogenen Handschuhe in der linken Hand, saß sie etwas vorgebeugt; durch die Vorhänge hindurch fiel ein schwacher Mondschein auf ihr frisches, blühendes Gesicht. Mitleidige, gleichsam mütterliche Teilnahme hatte es aber ernst, weich und still gemacht. Sie lächelte jetzt gerührt.

„Was ist das —?“ fragte Ada. „Wach' ich denn wirklich . . . Sie hier?“

„Hat Ihnen Herr Berger noch nichts von uns gesagt?“ fragte Toni zurück. „Wundern Sie sich nur nicht, — und fürchten Sie sich auch nicht; Vorwürfe werd' ich Ihnen heut nicht mehr machen. Neugierige Fragen werd' ich auch nicht thun. Sie haben tüchtig geschlafen, sollen weiterschlafen; — aber dort im Bett! Sehn Sie, das Zimmer ist groß, und zwei Betten drin; in das eine leg' ich Sie, in das andre mich. Denn allein sollen Sie mir heut nacht nicht bleiben. Kommen Sie, meine liebe, gute Ada, gehen Sie zu Bett!“

„Nein, nein; lassen Sie mich,“ sagte Ada geängstigt. „Wozu wollen Sie —? Lassen Sie mich allein! Ich will nicht zu euch zurück; ich will nichts von der Welt; überlassen Sie mich meinem Schicksal —“

„Das sollte mir einfallen!“ rief Toni aus. „Kind, wie werde ich jetzt von Ihnen lassen? Wir waren einander schon gut, als Sie noch ein Kind waren; — und sehr viel mehr, meine teure Ada, sind Sie auch jetzt noch nicht; ich bin ja fünf volle Jahre älter als Sie! Fast zu alt für Max —“

„Für welchen Max?“ fragte Ada, wie aus dem Traum.

„Davon morgen, wenn Sie ausgeschlafen haben; jetzt machen wir Nacht! — Nur das eine will ich Ihnen sagen: unsre Gesellschaft hat sich heut aufgelöst, gespielt wird nicht mehr; nun soll gewandert werden — und Sie wandern mit! Berger und Max, Sie und ich; — Wandern war ja immer Ihr Traum und Ihre Wonne. Was ich sparsames Weib bis heut zusammengekratzt und zusammengehalten habe, das wird nun verwandert; damit machen wir uns einen guten Tag — oder mehrere — bis — —“

Sie schien zu wissen, was dann folgen, wie sie sich dann weiterhelfen werde. Ein kluges Lächeln spitzte ihre schönen Lippen. Aber sie wurde still und sah auf den Mond hinaus.

„Und ich?“ sagte Ada, den Kopf schüttelnd. „Ich sollte mit euch ziehn? — Geht, geht und laßt mich! Wenn ich auch wollte, ich könnte nicht —“

„Weil Sie kein Geld mehr haben? Sagen Sie das nicht, Ada; so kindisch und so klein dürfen Sie nicht denken. Wissen Sie nicht, daß manchmal in der Paulsstraße, wenn ich ‚abgebrannt‘ war, eh die Gage kam, ich gar nicht zu stolz war, von einer

gewissen kleinen Ada Hillmann die paar Thaler zu leihen, die sie sich erspart hatte? Also — — Um Gottes willen, wohin kommen wir, daß wir von solchen Erbärmlichkeiten reden. Morgen früh ziehen Sie mit uns davon! Sie müssen mit, mir zuliebe: denn wenn Sie nicht wollen — mit diesem Max allein kann ich nicht auf die Wanderschaft gehn; das ist ganz unmöglich. Sie werden meine Ehrendame sein, und ich die Ihre; und Sie werden sich das Leben und die Welt noch ein paar Tage mit ansehn, und dann — nachher — thun Sie dann, was Gott Ihnen eingibt. Und jetzt machen wir Nacht!"

„Ach, ich bin so unglücklich," sagte Ada halblaut, hilflos wie ein Kind.

„Ich weiß," erwiderte Toni sanft und fing an, Ada zu entkleiden. „Nun lüft' ich noch ein wenig, und dann wasch' ich mich; und wenn ich mich gewaschen habe, liegen Sie im Bett!"

Ada sagte nichts mehr. Eine Art von Lächeln lief ihr über die Lippen. Sie öffnete dann selber ihre Kleider. Diese sanfte, gemütliche Tyrannei schien einen stillen Zauber auf sie auszuüben, ohne daß sie's wußte; schien ihr fast wohlzuthun. Träumerisch vor sich niederschauend, kleidete sie sich aus. Ein Vorhang war aufgezogen und ein Fenster offen; der Mond, nahezu voll, leuchtete ins Zimmer. Sein Glanz floß über Toni hin, die ihre Schultern enthüllt hatte und sich schweigend wusch. Die spritzenden und rinnenden Tropfen glitzerten in dem milden, blassen, melancholischen Licht. Leise begann Toni ein Schlummerlied, ein Kinderlied zu singen. Ada wußte nicht mehr, wie ihr geschah; eine tiefe, aber süße Traurigkeit legte sich ihr wie eine Decke über die Gedanken. Sie sank auf ihr Bett. Sie verging in Kummer, doch ohne mehr zu wissen und zu denken. Nur Bilder stiegen noch auf. Das Mondlicht schien auf hohe, ferne Berge zu fallen; die Berge wanderten, mondbeglänzt, vorbei. „Wandern," flüsterte sie . . . „Ach! Wohin? Wohin?"

Toni schloß das Fenster, stieg dann auch in ihr Bett. Ein heimlicher Gedanke ging ihr durch den Kopf; sie lächelte. Ja, mein guter Max! Ja, ich werde dich führen, dachte sie, sich behaglich dehnend, und ich weiß, wohin! — Dann warf sie noch einen mitleidsvollen Blick zu dem „Kind" hinüber, das so ernsthaft dalag. Gräme dich nur nicht! dachte sie. Alles wird noch gut!

Ada schluchzte unhörbar. Toni gähnte leise. Beide schliefen ein.

XIX.

Auf der großen Terrasse des Gasthofes „zum Neuwirt“ saßen die vier Wanderer am vierten Morgen nach dieser Nacht. Es wollte einer der schönsten Tage werden, die der schöne Sommer jenes Jahres vom Osten her über die Berge geführt und in das Alpenthal hinabgeweht hatte. Man befand sich hier an der Grenze zwischen Bayern und Oesterreich; Gebirgsketten beider Länder bildeten das große, formenreiche, herrlich in Licht und Schatten abgetönte Rundbild, das der Terrasse gegenüberlag, das sich vom Hochfels zur Thalsohle in vielfachen Stufen, wie ein Amphitheater, niedersenkte. Ewiger Winter, Gemsenfelsgeklüft, Hochalmen, Niederalmen, Herbstweiden, absteigende Kornfelder folgten aufeinander; in der Tiefe, unsichtbar, schäumten die klaren Bäche, die aus den Hochthälern, von den Seen her, zu der noch fernen Ebene hinausdrängten. Ein heiterer Morgenwind erfrischte die schon sonnenwarme Luft, denn es war nicht mehr früh. Die Sonne stand bereits stundenlang über dem Felsgebirg. Sie wanderte nach Süden, wo, zwischen den warmgrauen Kalkfelsen eingebettet, der schönste der Seen lag, den man von der Terrasse ahnte, ohne ihn zu sehn. Ada, die an einem Tisch in der Mitte saß, blickte in die ahnungsvolle Ferne. Neben ihr nähte Toni; es war aber nur ein Knopf an ihrem Mantel, den sie fester nähte; in diese Arbeit war sie nicht vertieft, von Zeit zu Zeit schenkte auch sie dem schönen Morgen einen vergnügten Blick. Max hatte sich seiner Toni gegenüber in seinen Sessel zurückgelehnt, die Beine lang unter den Tisch gestreckt, und blies mit stillseligem Behagen die blauen Ringe seiner Morgenzigarre in die helle Luft. Der Frühstückstisch war längst wieder abgeräumt, sie saßen nur noch da, um die Poesie des Nichtsthuns zu genießen. Auf der Terrasse war niemand mehr außer ihnen. Rudolf, gleichfalls rauchend, hatte sich mit einer Zeitung, von den andern entfernt, vorn in einen Winkel gesetzt. Ueber die Zeitung weg — denn er las nicht viel — sah er bald auf den besonnten Gletscher zwischen zwei Felsenzacken, über dem eine einzige kleine, weiße Wolke unablässig schwebte, bald auf Ada, deren Augen wieder Farbe und Leben hatten, deren Wangen sich bereits röteten und bräunten. Sie schien noch heiterer zu sein, als die Tage vorher; jugendlich sorglos schien sie in die Welt zu staunen. Nur zwischen den langen Brauen

zeigten sich zuweilen die zuckenden, kummervollen Falten, die sich so voreilig in das junge Gesicht einzugraben suchten. Sie hatte den Kopf in eine Hand gestützt. Ihre Lippen, wenig geöffnet, aber nicht ganz geschlossen, sogen den frischen Atem, den der Bergwind herüberhauchte, mit unbewußtem Lebenshunger ein, und es war, wie wenn diese stille Thätigkeit sie schöner färbte. Rudolfs verstohlene Blicke erwiderte sie nicht; bemerkte sie wohl auch nicht. Etwa einer Nixe gleich, die, ans Land gestiegen, sich sonnt und über Himmel und Erde sich verwundert und ihren Meerfrauenkummer verträumt, so saß sie im Morgenlicht da.

„Es ist merkwürdig, wie wenig ich mehr ans Theater denke!“ sagte Max nach einem langen, allgemeinen Schweigen. „Wirklich, sehr merkwürdig! Diese Wandertage haben auf mich eine sonderbare psychologische Wirkung; ich ‚fühl' mich schon ungefähr wie ein Wanderbursch, wie ein Handwerksbursch. Heut morgen beim Aufwachen machte ich mir klar, daß ich, Maximilian Stein, gar keinen Ehrgeiz mehr habe; daß mir die deutsche Bühne in diesem Augenblick furchtbar gleichgültig ist. Ich war sogar dem unbekannten Schöpfer dankbar, daß Weinhöfer ein Schuft und uns durchgebrannt ist; daß wir infolgedessen nicht mehr Komödie spielen —“

Er sprach nicht zu Ende, weil Toni ihm schon zum zweitenmal auf den Fuß trat, während sie heimlich mit dem Kopf auf Ada deutete. „Ja so!“ flüsterte Max.

Er sah nun das Wunderkind auch von der Seite an; mit einem der ungewissen Blicke, mit denen er sie in diesen Tagen anzuschielen pflegte: denn sie war und blieb ihm etwas unheimlich, seit sie, seine Julia von ehedem, sich beinahe dem feuchten Element übergeben hätte. Die Träumerin schien indessen seine vergnügte Rede über das Theater nicht gehört zu haben. Ihr Kopf lag noch ruhig in ihrer Hand. Sie ist weit, weit weg! dachte er zufrieden.

„Rudolf!“ sagte er laut. „Verachtest du mich deshalb? — Leg doch die Zeitung weg; komm zu uns an den Tisch!“

„Ich genieße euch besser von *hier*,“ entgegnete Rudolf, ernsthaft lächelnd. „Laßt mich nur, wo ich bin!“ — Rudolf fühlte gerade in diesem Augenblick, wie wunderbar diese vier Menschen hier beisammen saßen; — wie vier verwehte Blätter, dachte er, alle vom Mutterbaum losgerissen und auf *einen* Haufen geweht.

Wer von uns hätte wohl vor fünf Vierteljahren gedacht, daß wir jetzt in dieser Gegend miteinander wandern, auf dieser Terrasse vom Leben ausruhen würden! Alle noch so jung, und so scheinvergnügt, und alle schon um so große Hoffnungen betrogen . . .

Ein junger Bursche kam, einen kleinen Brief in der Hand, vom Kellner geführt. Er übergab das Billet an Toni, die, während sie es nahm, etwas errötete. Darauf ging er wieder — da er auf Antwort nicht zu warten habe — und Toni trat, das Briefchen öffnend, in den anstoßenden Saal. Sie hatte ihren Hut auf dem Kopf. „Nun, was gibt's?" fragte Max, ohne aufzustehn. „Warum gehst du fort?"

„Bist du neugierig?" fragte sie zurück.

„Daß ich nicht wüßte!" sagte er, scheinbar höchst gelassen. Es kam aber doch eine gewisse Unruhe über sein Behagen; er drehte sich mehreremal halb um sich herum, in den Saal zu sehn, in dem die Kellnerinnen jetzt die Tische deckten. Warum bleibt sie nicht hier? murmelte er vor sich hin. Uebrigens, wie kommt sie hier zu einem Brief, hier, wo uns niemand kennt? — „Toni!" rief er endlich.

Es kam gar keine Antwort.

„Diese sonderbare Geheimnisthuerei!" brummte er, halb zu Rudolf gewendet. „Als wir noch bei der ‚Truppe' waren, kamen auch schon ein paar Briefe, die sie mir nicht zeigte . . . Es ist eigentlich lächerlich von mir, daß ich dabei nicht eifersüchtig werde! — Ich, der ich die größte Anlage dazu habe. Ich glaube, Rudolf, ich könnt' ein Othello werden, gegen den der schwarze, Shakespearesche, ein milchweißer Knabe wäre!"

Rudolf lachte laut über diesen neuesten Ausbruch Max Steinscher Selbsterkenntnis. Unterdessen trat Max in den Saal hinein; kam aber sogleich wieder zurück. „Sie ist nicht mehr hier," sagte er verwundert. „Was heißt das? Wo ist sie geblieben?"

Rudolf zuckte die Achseln. Er sah, daß Ada, auf dies alles nicht acht gebend, sich in eine Zeitung vertieft hatte, die auf dem Tische lag; daß ihre Wangen brannten und ein gewisser feuchter Glanz in ihre Augen trat. Er war aufgestanden, ging nun geräuschlos umher und trat hinter sie, um zu sehn, was sie so erregte. Es war ein Bericht aus Paris, über eine berühmte junge Schauspielerin des Théatre Français, die, nachdem sie anfangs schmerzliche Mißerfolge erlebt, durch eine große Rolle, die sie schuf,

sich einen Namen gemacht hatte. Dieser Name war in Paris jetzt in aller Munde ... Das Zeitungsblatt zitterte in Adas Hand. Ueber Rudolf kam auf einmal ein trostloses Gefühl. Er konnte jetzt nicht mit Max reden oder scherzen, oder mit ihm die verschwundene Toni suchen. Seinen Hut ergreifend, den er neben der Thür auf einem Stuhl sah, ging er still durch den Saal hinaus.

Er trat auf die Straße, deren einzeln verstreute, halb städtische Häuser in der Sonne brannten, ging über den kleinen Friedhof, der neben einem Kloster halb im Schatten lag, und stieg den Abhang in die Tiefe des Thals hinab. Wenn diese zerstreuenden Schlendertage enden, dachte er bedrückt, was wird dann aus ihr — und mir? Kann sie vergessen? Kann sie ins Leben zurück? — Auf das Wasser starrend, das unten in wunderbarem Farbenspiel über ein Wehr hinabschoß, erstaunte er plötzlich, Toni Winter zu sehn. Sie stand auf der Brücke, die oberhalb des Wehrs über die „Ache" führte, mit einem stattlichen, wohlbeleibten Herrn und einer kleinen Dame, die Tonis Hand in der ihren hielt. Der stattliche Herr lächelte ihr zu. Toni erwiderte es, mit einer scherzend ehrerbietigen Bewegung. Darauf nickte sie, küßte der Dame die Hand, nickte noch einmal, und entfernte sich. Behender, als ihre Gewohnheit war, stieg sie den Abhang hinauf — ohne Rudolf zu bemerken — und verschwand hinter dem Kloster.

Das Paar, das unten auf der Brücke blieb, sah ihr lange nach; der dicke Herr, mit dem ergrauten, aber noch dichten Haar, schien vergnügt zu schmunzeln. Er setzte sich dann in langsame Bewegung, und die kleine Dame folgte ihm. Sie kamen auf Rudolf zu, der an der Straße unter einem Baum stand.

„Wir fahren gleich an den See," sagte der Herr, dessen rundliches, kleinäugiges Gesicht von Behagen glänzte, „und feiern da diesen Tag! — Am liebsten würd' ich ihn da oben unter dem Gletscher feiern; das wäre das Rechte! — Es zuckt mir ordentlich in den Beinen, meine Alte, wenn ich mich hinauf denke. Ich hätt' in so einem Gebirgsland auf die Welt kommen sollen: ich glaube, ich wäre der gewaltigste Bergsteiger geworden, den man je gesehn hat!"

Die kleine Dame ging lächelnd weiter, ohne zu widersprechen. Der „Bergsteiger" winkte jetzt einem Wagen, einem großen, offenen

Landauer, der ihnen langsam entgegenfuhr. Sie gingen auf ihn zu. Rudolf sah ihnen nach.

„Das ist Max Stein senior!“ sagte er plötzlich. „Er renommiert ebenso ... Bei Gott, es ist der Vater!“

Er folgte ihm mit den Augen. In der That, auch von hinten, in Gestalt und Gang, war es ein gealterter Max; nur viel besser gekleidet als der heruntergekommene, fahrende Komödiant. Und wenn er es ist, dachte Rudolf, immer mehr betroffen, wie kommt er hieher? Und wie kommt Toni zu ihm?

Er ging seinen Weg langsam wieder zurück, den Abhang hinauf und über den Friedhof hin. Als er aus den Bäumen hervortreten wollte, die diesen stillen Platz von der Straße trennten, sah er vom Gasthof her Max Stein junior daherwandeln, Toni an seinem Arm. Max sah sehr verblüfft aus; Toni lächelte und sprach in ihn hinein. Sie kamen langsam näher, ohne auf irgend etwas außer sich zu achten. Unwillkürlich blieb Rudolf stehn; denn es gibt Augenblicke, wo auch der beste Mensch es nicht unerlaubt findet, ein wenig zu horchen, was die andern sagen.

„Aber du bist ja die richtige, echte Intrigantin!“ rief Max endlich aus, der bis jetzt nicht ein Wort gesagt hatte.

„Ja, das bin ich, Max!“ erwiderte sie heiter, legte ihre Hand auf seinen Arm und blieb — nahe bei Rudolf — stehn. „Ich hab' die schönsten, liebenswürdigsten und verständigsten Briefe an deinen Vater geschrieben; und sie haben ihm sehr gefallen; und grade so eine Schwiegertochter will er haben, wie mich. Max, mein Schatz, thu nicht so; stell dich nicht so an! Du hast das Theater ebenso satt wie ich! Und weil ich wußte, daß das kommen würde — ja, mein Junge, ich bin nicht auf den Kopf gefallen — darum schrieb ich den ersten Brief an deinen Vater — — nun, dann ging's so weiter. Ich hab' dich damals herausgepflegt, als du krank warst; ich dachte: nun helf' ich ihm auch von der Bühne fort — wo er doch nur Verdruß und Not und Elend findet — und zum Vater zurück! Und dein guter Vater — grade so ein lieber, frischer, guter Mann wie du — läßt dir jetzt durch mich sagen: wenn du heimkehren willst und die ‚Allotria‘ lassen, und dieses verständige, brave junge Mädchen heiraten, das so prächtige, sachliche, schöne Briefe schreibt“ — leiser, schalkhaft verschämt setzte sie hinzu: „und so ein Augentrost ist — dann

setzt er dich bald warm in sein Geschäft. Dann hab' ich einen glücklichen Mann, und du eine glückliche Frau!"

„Buchdrucker!" sagte Max kleinlaut. „Was ist das: Buchdrucker! — Was wird Rudolf von mir denken —"

„Sag nicht so verächtlich ‚Buchdrucker'!" unterbrach sie ihn. „Wenn du etwas anfassest, du mit deinem Streben, so ist es nichts Geringes, Unbedeutendes mehr; durch dich wird es etwas Großes! — Schau, beim Theater wärst du wirklich nichts geworden; aber als Buchdrucker kannst du ja auch, nach deiner Art, für das Höhere — — kannst gewiß reformatorisch wirken, ihr einen neuen Aufschwung geben, deiner Buchdruckerkunst — es ist ja auch eine ‚Kunst'! — Da kommt Rudolf Berger. Kommen Sie nur! Stehen Sie mir bei!"

„Sie ist eine Intrigantin, Rudolf," sagte Max; er lächelte aber schon. „Dieses Frauenzimmer hat mit meinem Vater — — Meine Eltern sind hier!"

„Ich weiß!" entgegnete Rudolf, der mittlerweile herangetreten war, um nicht länger zu horchen. „Ich weiß alles, Max!"

„Du weißt schon? — Es ist eine ganze Verschwörung gegen mich! die Wirklichkeit gegen die Ideale! — Ich soll Buchdrucker werden ... Rudolf, ich gestehe dir: im stillen hab' ich an diesen Ausgang auch schon mehrmals gedacht! Darin hat sie recht: ins Große kann man alles treiben, auch die Buchdruckerei! Im Kampf gegen den alten Drachen, gegen den Schlendrian — — Ich würd' reformieren, da ist viel zu machen. Die alten schönen Drucke müßten wieder aufleben, auf Büttenpapier, auf Pergament — und so weiter und so weiter. Ich würde da eine großartige Revolution machen —"

„Ja, das sollst du auch!" sagte Toni zärtlich, nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände, und mitten auf der Straße gab sie ihm einen Kuß.

Der Bursche, der vorhin den Brief auf die Terrasse gebracht hatte, kam die Straße herunter, vom Gasthof her, mit Max' und Tonis sämtlichem Reisezeug beladen; auch Rudolfs Tasche und Ueberrock hatte er aufgesackt. „Gehört das auch in den Wagen?" fragte er. „Nein, das gehört mir," sagte Rudolf und ergriff das Seine. Es geht schnell! dachte er bei sich. Max, mit großen Augen, betrachtete diese Anstalten und wandte sich fragend an den Burschen. In diesem Augenblick trat Toni zu Rudolf und sagte leise: „Die

Eltern möchten den Sohn und — die Tochter gern einstweilen ganz allein haben; darum fürchte ich, wir müssen uns adieu sagen! Der Vater hat sich erlaubt, im Hotel unsre ganze kleine Rechnung zu bezahlen. Wenn Sie das geniert, so können Sie ja gelegentlich — wie Sie wollen —"

„Da sind sie!" rief Max jetzt aus; ja, er schrie es fast. Vom Thal herauf erschien eine große offene Kutsche auf der Fahrstraße; Max Stein senior und die Dame saßen darin. „Vater! Mutter!" rief der gute Junge in plötzlicher Entzückung und Begeisterung aus. Er lief — dem Gepäckträger voran, der ihm eilig folgte — auf den Wagen zu, öffnete, sprang hinein, und Senior und Junior lagen sich in den Armen.

„Ich hatte recht!" sagte Toni leise, gerührt und zufrieden lächelnd, während sie dem zusah. „Glauben Sie mir, er wird glücklich! — — Also Abschied . . . Leben Sie wohl, lieber, guter Freund! Denn das sind Sie mir jetzt! — Sie hören von uns —"

Sie wollte gehn, stand aber wieder still. Mit reizend gefärbten Wangen setzte sie hinzu: „Ich wollte Ihnen immer noch einmal ausdrücklich für — die schönen Gedichte danken, die Sie damals, an ‚Thekla' — — Es war ja ein rechter Unsinn, was Sie darin von mir schrieben; aber die Gedichte haben mir doch einmal so große Freude gemacht. Und jetzt kann ich Ihnen ja harmlos, offenherzig danken . . . Grüßen Sie Ada — helfen Sie ihr — alles, alles Gute — — und da haben Sie auch einen Kuß!"

Mit überraschender Anmut drückte sie ihre warmen Lippen recht herzlich auf die seinen. Darauf lief sie davon, ohne Ada zu sehn, die eben von der andern Seite, vom Gasthof, mit Tasche und Ueberwurf daherkam. Bis zum Wagen lief sie, sprang leichtfüßig hinein, der Kutscher wendete, knallte — Max lag jetzt in den Mutterarmen — und der Landauer rollte von dannen.

XX.

„Hab' ich recht gesehn?" fragte Ada verwundert, als sie näher trat. „Hat Ihnen Toni Winter eben einen Kuß gegeben?"

„Ja," antwortete Rudolf.

Ada suchte zu lächeln; es erschien aber eine schwache, flüchtige Röte auf ihren Wangen. Dann ward sie sehr verlegen über dieses Erröten. „Und was heißt das?“ stammelte sie, auf den Wagen deutend, der eben um die Ecke und in die Senkung hinab fuhr.

Rudolf erklärte es ihr mit kurzen Worten. Auf einmal empfand er den ganzen Humor dieser „Entführung“ und brach in ein schallendes Gelächter aus. Eine unwiderstehliche, verrückte Lustigkeit befiel ihn; er nahm seinen Hut vom Kopf und warf ihn, immer von neuem lachend, in die Luft. Dies steckte auch Ada an. Sie lachte so stürmisch, wie er es noch nie an ihr erlebt hatte, und auch ihr Hütchen flog gegen den blauen Himmel. Wie ein paar Kinder standen sie da und „schütteten sich aus“; wenn die Heiterkeit des einen erlosch, fing sie an der des andern wieder Feuer. Endlich sagte Rudolf, noch lachend: „Den armen Max hat das Glück recht an den Haaren gepackt — der schönste Pantoffel winkt ihm — und wir stehn wie ein paar verlassene Waisenkinder mitten auf der Straße!“

„Ja — das thun wir —“ sagte Ada leise, plötzlich ernsthaft geworden.

Sie sah Rudolf an, dann auf die Straße nieder. Rudolfs Lachen versteinerte, und verschwand dann auch. Er hielt seinen Hut noch in der Hand; jetzt drehte er ihn langsam zwischen seinen Fingern.

Ja, wir sind allein, dachte er. Ohne „Mutter Toni“. Wir beide allein. Was thun wir?

Das Mädchen versuchte ihn noch wieder anzulächeln. Es war ein freundlicher, lieblicher Versuch; aber sie ward dabei rot. Nach einem Gedanken suchend murmelte Rudolf: „Wir müssen nun also, auf irgend eine Weise — — In unsern Gasthof gehn wir wohl nicht zurück!“

Sie schüttelte den Kopf. „Wozu?“ sagte sie mit vieler Anstrengung. „Unsre Sachen haben wir ja hier —“

„Gewiß; das meine ich eben; wir haben sie ja hier! — Es wird also das beste sein — —“

„Was?“ fragte sie nach einer Weile, da er nichts mehr sagte.

„Das beste wird sein — da wir an den Seen waren — und da Sie hier auch nicht zu bleiben wünschen —“

Sie verneinte es hastig.

„Ich führe Sie also — wenn es Ihnen recht ist — nach der Stadt zurück!"

„Nach welcher Stadt?" fragte sie.

„Nach dem Städtchen, mein' ich, wo — — wo ich Sie wiederfand. Da sind Sie dann, sozusagen, an der großen Straße; können von da bequem überallhin — wohin Sie wollen . . . Ist es Ihnen recht?"

„Ja, es ist mir recht," antwortete sie tonlos. Sie wandte sogleich ihr blaßgewordenes Gesicht jener Richtung zu, als wünsche sie allen weiteren Reden und Fragen auszuweichen. Rudolf sagte auch nichts mehr. Er schlug den Weg ein, den er meinte; an ihrem Gasthof vorbei und nach Osten zu. Sie gingen durch den Ort, der sich ländlich-städtisch, auf dem Höhenrücken neben dem Fluß, lang und schmal dahinzog. Gleichmäßig und still wanderten sie nebeneinander her. Ihre Schritte klangen im Takt auf der festen Straße. Es wurde schon warm, aber der sanfte Wind, der ihnen entgegenkam, belebte sie; auch das Wasser, das bläulich grün unter ihnen rauschte, schien heraufzukühlen. Der Ort war zu Ende, zwischen Berg und Wiesengrund gingen sie nun weiter. Rudolf schwieg, solange auch sie nicht sprach. Er enthielt sich, sie anzusehn; er machte so rasche Schritte wie sie, damit sie sein Auftreten nicht besonders hörte; als fühlte er, es sei besser, sie gar nicht an seine Gegenwart zu erinnern.

Der schöne Bach, der sie rechts begleitete, floß nun nach links vorbei; unter einer hölzernen Brücke rauschte er vorüber. Ada blieb einen Augenblick stehn und sah hinab. Unwillkürlich trat Rudolf näher . . . Doch er lächelte dann. Der Bach war nicht tief; durchsichtig und harmlos floß er über seinen Steinen.

„Ja, ja, es war drollig!" sagte Ada, als hätte sie ihn verstanden und wollte ihm zeigen: fürchte dich nur nicht! — „Wie diese stille, sanfte, kluge Toni ihn gezwungen hat zu seinem Glück . . ." Leiser, im Weitergehn, setzte sie hinzu: „Den beiden wurd' es nicht schwer, vom Theater zu lassen . . . Ich hörte es sehr gut — vorhin auf der Terrasse — wie der gute Max gestand, daß er froh sei, nicht mehr ‚Komödie zu spielen'. Toni zuliebe that ich, als hörte ich es nicht; aber ich dachte bei mir: Mein Lieber, du wirst Buchdrucker!"

Rudolf lachte auf; begierig ergriff er die erste Möglichkeit, wieder zu lachen. Jener Brief kam ihm ins Gedächtnis, worin

ihm Max vor einem Jahr und darüber schrieb, daß er sich in Toni verliebt habe; worin er vermeldete, sie sei ein „Charakter", und sie könne noch ein großes, wunderbares Weib werden, und er gedenke sie dazu zu machen. Ja, du hattest recht, dachte Rudolf, ein Charakter ist sie. Aber sie macht dich!

Schweigend ging er weiter; die gute Ada aber lächelte ihn nun an, sicherer als vorher, wie um ihm die Sorge um sie von der Brust zu nehmen, und der goldene Tag schien sie wirklich zu erheitern. Sie wanderte freier und leichter auf der schönen, tennenglatten Straße dahin. Ihre Augen schweiften nach rechts und links, aufwärts und hinunter, immer wie verwundert, daß die Welt so schön sei. Zu ihrer Linken sah ein langer, schroff ansteigender Höhenzug auf die Wanderer herab, oben von Fichten gekrönt, am Abhang mit Buchen und Ahornbäumen bekleidet. Der lichte Laubwald kletterte hinauf; es nahm sich aus, als stürme er die Höhen, die das finstere Nadelholz verteidigte. Wo eine Einsenkung, eine schluchtähnliche Falte bis zum höchsten Rand stieg, drangen auch einzelne Laubbäume, gleichsam die kühnsten, fast bis oben vor; aber die eigentliche Fichtenburg vermochte keiner zu erreichen. Rudolf zeigte es ihr; mit einer Art von Andacht sah das Mädchen hinauf. Dann hob sie die feinen, zarten Nasenflügel; ein entzückender Duft schien heranzuflattern, und sie täuschte sich nicht. Neben ihnen, am Abhang, unter der „Nachhut" dieses stürmenden Laubwalds, leuchteten rötliche Blumen, halb im Gras versteckt. Es waren Alpenveilchen; sie klatschte in die Hände. Schnell stieg sie aufwärts, von Baum zu Baum, diese lieblichen Bergblumen und ihre wundersamen Blätter zu pflücken, den süß geistigen Duft ganz in sich einzusaugen, ihren Hut, ihre Brust mit kleinen Sträußchen zu schmücken. Rudolf kam ihr nach und half. Sie sah zu ihm auf; ein seltsam bittender Blick schien ihm sagen zu wollen: Laß mich heute noch! Heute leb' ich noch; frag' mich heute noch nicht, was aus mir wird!

Die Sonne erhob sich mittlerweile bis zur Mittagshöhe; Ada bemerkte es selbst, und sie gingen weiter. Die bläuliche „Ache" verlassend, die bald nach links gegen die noch unsichtbare Ebene zog, stiegen sie geradeaus auf einem schmaleren Fahrweg bis zu einem niederen Sattel des Gebirgs. Dort wanderten sie noch eine Stunde fort, zuletzt an blau-weißen und schwarz-gelben Grenzpfählen vorbei, ins Oesterreichische hinein, und kamen in eine

abwärts sinkende Schlucht, in der ein halb ausgetrockneter, aber ungestümer Bach rasch zu Thale sprang. Als sie hier um die letzte Ecke traten, weitete sich das Bild, und überrascht standen beide still. Das breite Thal mit dem in der Sonne glänzenden, vielgekrümmten Strom, an dessen Ufer Ada vor vier Tagen gesessen hatte, zog quer an ihnen vorüber, von Süden nach Norden zu. Die kleine Stadt, an den Berg gedrängt, lag zu ihren Füßen. In einer großen Windung drehte sich der Fahrweg, um unter Wäldern hin, über grünen Abhängen, zu seinem Ziel, der Stadt, hinabzusinken. Innerhalb dieser Windung stieg ein einzelner Fels aus der Tiefe herauf, so daß die Straße ihn umwandelte. Ein Wäldchen kletterte an dem Fels hinauf, oben war er fast kahl; auf seinem marmorartigen, rötlichen Gestein erhob sich aber ein Häuschen, halb aus dem Fels, halb aus Holz erbaut, wie eine Alpenhütte, das Schindeldach mit Steinen beschwert. Gleich einem Luginsland schaute es herüber; Bäche unter ihm, die in die Tiefe schossen, Waldberge im Halbrund umher, aber gegen die Stadt, das Thal, die Ferne des südlichen Hochgebirges weiter, freier Blick, vom freien Felsen herab.

„Ach, wer in dem Häuschen da wohnte!“ sagte Ada leise. „Nur ein paar Tage, ein paar Wochen lang; und dann — —“

Sie sprach nicht aus. Rudolf erwiderte nichts; sie gingen weiter. Mit der Fahrstraße umwanderten sie den Fels, bis die Straße — gerade über der Stadt, deren höchste Turmspitze eben sichtbar wurde — nahe an diese Steininsel hinantrat. Hier hatte sich ein kleines Wirtshaus an den Fels gelehnt, dessen Höhlungen ihm als Keller dienten und in dessen Schatten ein Garten mit schöner Fernsicht die Vorübergehenden anlockte. Ueber dem Wirtshaus zeigte sich das Felsenhäuschen; es ragte über dessen Dach nicht mehr hoch empor. Die kleinen Fenster waren offen, niemand darin sichtbar. Ein schmaler Weg führte neben dem Wirtshaus, zuerst geradean, dann umbiegend, auf die niedere Felshöhe hinauf. Durch eine hölzerne Gitterthür, gegen die Straße zu, war der Weg geschlossen. Die Wirtin kam eben aus ihrem Wirtshaus „zur Gemse“ (wie mit großen schwarzen Buchstaben an die Wand gemalt war) und ging auf diese Gitterthür zu; eine große, schlanke, etwas hagere Frau, mit einem großen Kopf, klaren, klugen Augen und angenehmem Lächeln. Sie bemerkte die beiden jungen, schönen Wanderer, deren Gesichter die Hitze gerötet hatte, und blieb stehn.

„Kann man hier noch zu Mittag essen?“ fragte Rudolf.

„Wie die Herrschaften wünschen,“ antwortete die Frau. „Spazieren Sie gefälligst herein!“

„In den Garten!“ sagte Ada rasch, ging am Haus vorbei und trat in das Gärtchen. Die Wirtin forderte sie auf, in das „Salettl“ zu gehen, eine Art hölzerner Halle, oben gedeckt, nach dem Garten offen. Ada wandte sich aber den Bänken und Tischen zu, die rückwärts unter dem halbbewachsenen Fels kühl im Schatten standen, warf Hut, Mäntelchen und Tasche hin, und sank mit dem wohligen Lächeln der Ermüdung auf die schattigste Bank. „Ja, hier ist es gut!“ sagte sie, als Rudolf das Mittagessen bestellt hatte (Ada schwieg dazu) und die Wirtin gegangen war. „O, wie ist es hier gut! Ueber uns der Fels, und da hinten die Ferne. Sie haben recht: nicht da hinunter, nicht mehr in die Stadt!“

Ein Widerwille schien sie zu ergreifen, die Stadt wieder zu betreten, an der jener verhängnisvolle Strom dahinfloß. Mit einem Ausdruck der Sehnsucht, des Verlangens sah sie umher, als möchte sie hier bleiben; sie drehte mit lieblich vogelartigen Bewegungen den Kopf, um das „Märchenhäuschen“ über ihr zu sehn, das sich jetzt hinter seiner Felsenmauer versteckte. Rudolf bemerkte dies wohl. Endlich sagte er: „Ich muß Ihnen noch etwas begreiflich machen, Fräulein Ada, eh die Wirtin zurückkommt. Ich bitte sehr, finden Sie sich hinein! Die Frau müßte wohl Sonderbares von uns denken, wenn sie hörte, daß — — nun, daß wir uns Sie nennen, während wir doch so miteinander wandern ... Besser wär' es, sie dächte, daß wir Bruder und Schwester sind; — da müßten wir denn freilich in ihrer Gegenwart — Du zu einander sagen. — Sehen Sie das ein? Geben Sie mir recht?“

Ada blickte ihn betroffen an; sie verfärbte sich auch etwas. Dann sah sie nachdenklich vor sich in das Gras. Eine mädchenhafte Scheu schien in ihr zu kämpfen; doch ohne daß irgend ein tieferes Bangen sie bewegte. Sie ermutigte sich endlich zu einem schwachen Lächeln, knitterte ihr Kleid zwischen den Fingern, und nickte. „Also doch noch einmal Komödie spielen,“ suchte sie mit künstlicher Heiterkeit zu sagen. „Wäre nur — — wäre nur Toni da ... Aber Sie haben ja recht!“

Es dauerte nicht lange, bis die Wirtin mit dem Essen kam.

Sie brachte auch frisches, kühles Bier und roten Tiroler Wein, und blieb dann, obwohl in bescheidener Zurückhaltung, noch ein wenig stehn, um diese auffallenden, „vornehmen“ Menschenkinder zu betrachten. „Kann man auch bei Ihnen wohnen?“ fragte Rudolf. Sie schüttelte den Kopf. „Bei uns im Haus ist kein Platz,“ sagte sie; „wir bewohnen alles. Nur den ‚Kaser‘ da, das Häusel da oben auf dem Stein könnt' ich Ihnen vermieten; der Stadtherr, dem's gehört, hat mir's übergeben. Billig wär's. Speisen könnten Sie da oben oder herunten, ganz nach Ihrem Gusto; wenn Sie etwas wollen, so ist da ein Glockenzug, der führt von oben aus dem letzten Zimmer zu mir in die Küche. Alle Aufwartung hätten Sie von uns. Es hat da eine fremde Herrschaft gewohnt, bis zum letzten Samstag; da ist eine Trauernachricht gekommen — ein Bruder ist im Sterben — noch denselben Abend sind sie abgereist. Ja, der Kaser! Da ist's recht romantisch!“

„Wollen Sie uns nach dem Essen einmal hinaufführen?“ fragte Rudolf.

„Gewiß!“ sagte die Wirtin. Darauf ging sie ins Haus.

Ada hatte, während die Wirtin sprach, mit glühenden Wangen gehorcht; nach Rudolfs Frage aber sah sie ihn tief erschrocken an. Sie sagte indessen nichts, sie fuhr fort, zu trinken und zu essen. Nach einigen Minuten schien sie jedoch alle Ruhe zu verlassen. Sie legte Messer und Gabel auf den Teller, stand auf und ging, wie unbewußt, durch das Gärtchen hin. Eine dichte Hecke begrenzte es da, wo der Absturz begann, der die Fahrstraße und die Stadt von dem Felsen trennte. Sie blickte hinunter, sie sah zum Felsen und seinem Häuschen hinauf. Das Elfenbein des lieblichen Gesichtes glühte. Sie schien zu denken: wie schön wäre hier zu leben — und wie schön zu sterben! — Dann erblaßte sie wieder, von dem tiefen Gram, den sie in sich verbarg. Sie lehnte sich gegen einen Tisch, und vor sich hin starrend schüttelte sie den Kopf.

„Wollen Sie nicht mehr essen?“ fragte Rudolf, der sie still beobachtete.

„Ich mag nicht mehr,“ antwortete sie.

„Fräulein Ada!“

„Was?“

„Wollen Sie ‚genial‘ sein?“ fragte er, indem er zu scherzen

suchte. „Ich weiß, Sie würden gern eine Weile da oben wohnen; das Poetische, das Märchenhafte dieser Felseinsamkeit geht Ihnen so zu Herzen. Nichts auf der Welt lockt Sie jetzt so sehr —"

Sie nickte unwillkürlich.

„Aber Sie scheuen sich . . . Denken Sie, wir seien wirklich im Märchen! Denken Sie, wir seien ein paar verirrte Königskinder — oder was Sie wollen. Oder gefällt Ihnen das nicht, so denken Sie ganz prosaisch: das Häuschen da oben gehört mit zum Wirtshaus; unten war kein Platz mehr, also wohnen Sie oben; und wer noch außer Ihnen da wohnt, das geht Sie nichts an. Wenn ich Ihnen mein heiliges Wort gebe, daß nie auch nur die allerleiseste ‚Galanterie' — nie, auch nur im Scherz — —"

„Ach, Sie sind so gut!" sagte sie, da er schwieg, mit einem rührend unschuldigen Blick. „Sie wollen mir noch eine Freude machen . . . Aber wozu schleppen Sie sich mit mir. Sie haben Besseres zu thun. Lassen Sie mich nur!"

„Ist das der einzige Grund, daß Sie sich noch sträuben? — Dann haben Sie keinen Grund. Denn nirgends auf der Welt hab' ich etwas Besseres zu thun! — Glauben Sie an das Wort, das ich Ihnen gegeben habe?"

Sie nickte so vor sich hin.

„Wollen Sie also hinauf?"

Sie antwortete nicht. Nach einer Weile, durch eine Gebärde, bat sie ihn, zu essen. Sie kehrte endlich selber an seinen Tisch zurück, blieb aber stehn und leerte nur ihr Glas. Ihr Busen hob sich oft, nur in starker, gleichsam schmerzlicher Bewegung. „Verirrte Königskinder!" murmelte sie einmal, mit einem traurigen Lächeln.

Eine junge Kellnerin erschien — Rudolf aß nicht mehr — um abzuräumen; hinter ihr kam die Wirtin und fragte, ob man nun hinauf wolle. Rudolf nickte, mit einem Blick auf Ada. Sie erwiderte nichts. Sie folgte aber stumm. Die Frau ging voran, schloß die Gitterthür auf und stieg den kleinen, schmalen Pfad hinan, der nach oben führte. Auf der Höhe des Felsens hatte der Besitzer — offenbar ein sinniger, zart empfindender Mensch — einen Teil geebnet und ein junges Gärtchen darauf angelegt, in dem verblühte Schwertlilien wucherten, Rosensträuche blühten und das feine Gefieder von Akazien- und Eschenbäumchen sich zu verbreiten strebte. Geländer und natürliche Hecken faßten

es ein, wo der bewaldete Abhang rechts in die Tiefe, zu einem Wildbach, hinabstürzte. Gegenüber lehnte sich eine Laube an den nackten Fels, auf dem sich das Häuschen wie eine Hochalpeneinsiedelei erhob. Wilder Wein rankte sich daneben am rötlichen Felsgestein empor. Die langen, schwertförmigen Blätter von Feuerlilien kletterten überall, auch über den Absturz hin. Als nun Ada und Rudolf bis zu den Felsstufen kamen, die zur letzten Höhe, zu der des Häuschens, hinaufführten, bezauberte sie die plötzliche Entfaltung der Landschaft. Den breiten Thalgrund, auf den sie hinunterblickten, schloß im Süden ein mächtiger, langgestreckter, edel geformter Höhenzug ab, dessen warmes Kalkgrau gelblicher und rötlicher Marmor überfärbte. Der Strom, der diese vorgebaute Wand durchbrochen hatte, wand sich das Thal entlang, über ein Wehr hinabfließend und dumpf heraufrauschend. Gegen Osten blitzten besonnte, ferne Alpenhütten auf den grünen Höhen, die das Thal begrenzten. Im Westen aber, von der unten liegenden kleinen Stadt her, stiegen mit malerischen Schluchten, von nacktem Gestein durchbrochen, herrliche Waldberge auf. Zwischen ihnen wühlte sich der Bach hervor, mit dem die beiden Wanderer gekommen waren, und dort, wo sie das Felsenhäuschen zuerst gesehen hatten, sprang er in mehreren Wasserfällen laut zum Thal hinab.

„Ach ja, ja," sagte Ada leise.

Sie kamen über die letzten Stufen bis zum „Kaser", und sie traten ein. Es waren etwas niedrige Räume, drei Zimmer und eine kleine Küche, einfach ausgestattet. Zu allen Fenstern blickten aber die rings abwechselnden, immer verschiedenen Bilder nah und fern herein, heiter oder ernst, lieblich oder ahnungsvoll. Das stille Säuseln in den jungen Bäumen, das klingende Rauschen der Wasserfälle, der dumpfe, ferne Donner, der vom Wehr heraufscholl, flossen ineinander, und das Geläute der Kirchenglocken unten in der Stadt tönte, ähnlich wie ferne Menschenstimmen, mit hinein. Erfrischende Luft wehte durch die offenen Fenster. Die Wirtin wollte sie schließen; Rudolf wehrte es ihr. „Lassen Sie, liebe Frau," sagte er, verstohlen auf Ada blickend; „und lassen Sie uns eine Weile allein, daß wir uns entschließen!" — Das Märchen dieser weltumringten Einsamkeit — dieser „geträumten Insel", dachte er — lag ihm wie eine holde Last von Wehmut und Freude auf der Brust. Er sagte aber noch nichts.

Die Wirtin nickte und ging. Rudolf trat an ein Fenster und blickte schweigend auf die Schluchten nieder und in die felsgraue Ferne.

Er hörte, wie Ada hinter ihm leise durch die Zimmer ging, bis zum letzten Fenster. Dort schien sie, kaum vernehmbar, zu singen oder zu weinen; er unterschied es nicht. Sein Atem stockte und er horchte still. Es verging einige Zeit. Ebenso leise kam sie dann zurück.

„Nun?“ sagte sie.

Er wandte sich um.

„Und in welchem Zimmer soll ich wohnen?“ fragte sie mit einem weichen, kindlich guten Lächeln, das ihm das Herz bewegte.

Freudig überrascht sah er ihr in die Augen. Sie erwiderte seinen Blick; erzwungen herzhaft, mit einem heimlich flehenden Ausdruck, der zu sagen schien: Vergib mir, daß ich diesen schönen Traum hier noch träumen möchte; daß ich mich an dich und ihn anklammere . . . Sie wandte sich dann ab und sah an den Wänden hin.

„Wo Sie wohnen sollen?“ erwiderte er. „Wo Sie wollen; wo es Ihnen gefällt! Wählen Sie —“

„Also dort!“ sagte sie, auf das letzte Zimmer deutend, aus dem sie gekommen war. „Dort, wo man die Schlucht sieht, in der so sonderbar über dem wilden Bach, an den Fels gebaut, die kleine Kapelle steht. Auch geht dort der Glockenzug zum Wirtshaus hinab —“

„Desto besser! — Gewiß!“

„Ich hab' ja noch etwas Geld — das mir Toni gab,“ setzte sie leiser hinzu. Wie ganz nebenbei fuhr sie nach einer Pause fort: „Uebrigens werd' ich viel allein — — träumen, oder wandern — —“

„Alles, alles,“ erwiderte er, „wie es Ihnen gefällt!“

„Also — Bruder und Schwester,“ sagte sie dann endlich, schüchtern lächelnd.

„Ja!“ sagte er und reichte ihr die Hand. Sie berührte sie aber nur mit den Fingerspitzen — die kühl waren, fast kalt — und trat darauf langsam an die offene Thür. Alle Thüren waren noch geöffnet; zwischen dem Zimmerchen, das sie gewählt hatte, und dem vordersten, in welchem Rudolf stand, lagen das dritte und die kleine Küche, durch deren Thür man in das Häus-

chen eintrat. „Und Sie bleiben hier — hier, wo Sie sind!“ sagte sie bittend.

„Sie sind auf diesem Felsen Herrin,“ antwortete er; „absolute Herrin. Sie haben zu befehlen. Also ich wohne hier!“

„Gut,“ sagte sie, durch seine Heiterkeit ermutigt. „Nun werd' ich also — ich, die Herrin — zur Wirtin hinuntergehn und es mit ihr abmachen. Haben Sie keine Furcht; ich werd' es ganz wie andre Menschen machen — handeln — den Kopf schütteln, wenn's zu viel ist — alles bedenken. Lassen Sie mich das allein —! Bleiben Sie nur hier!“

Sie trat in die Küche und vor die Thür hinaus. Rudolf, an seinem Fenster, sah ihr heimlich nach. Sie stieg die Felsstufen hinunter, stand dann noch einmal still, durch den Blick in die Ferne ergriffen, mit einer wunderbaren, fast feierlichen Gebärde eine Hand auf die Brust legend; darauf ging sie träumerisch durch das Gärtchen fort. Bald hörte er, vom Wirtsgarten herauf, ihre schöne Stimme. Die der Wirtin erklang dazwischen. „Es ist also wirklich! wirklich!“ sagte er laut, auf einen Stuhl in seinem Zimmer sinkend; durch den Klang des Wortes „wirklich“ wie durch etwas Erstaunliches, Unbegreifliches befremdet und berauscht. „Ada hier — — und ich. Hier! Niemand weiß es. Ada das Wunderkind . . .“

Er versuchte nicht mehr zu denken; es war ihm zu wunderbar. Eine warme, träumerische Dumpfheit entstand hinter seiner Stirn, die zu süß war, um sich ihr nicht zu überlassen. Das Glockengeläut aus dem Thal hatte aufgehört; die Wasserfälle und das Wehr rauschten fort. Die Sonne versank allmählich hinter den westlichen Waldbergen; es schauerte eine milde Kühle durch die weit offenen Zimmer. Er ließ sie über sich hinfließen, unbeweglich dasitzend, den Kopf in die Hände gestützt. Verse, halb sinnlose Verse tauchten in ihm auf; Verse, die er vermieden hatte zu denken oder zu dichten, seit er „Thekla“ aufgegeben hatte. Aehnlich dumpf wie der Wasserfall rauschten die Rhythmen, die Reime vor seinem Ohr. „Jugend, Jugend, o Jugend!“ sang etwas in ihm. Dann kam wieder eine bange, süße Traurigkeit über seine Seele . . .

Die junge, schüchterne Kellnerin erschien mit seiner Tasche; sie brachte auch Adas Sachen, trug sie in deren Zimmer, und verschwand. Rudolf erhob sich, packte mechanisch seine Tasche

aus. Von Zeit zu Zeit sagte er dabei gedankenlos „Jugend, Jugend, o Jugend!“ vor sich hin. Auch eine kleine Mappe mit einem Haufen unbeschriebener Blätter fiel ihm in die Hand; er hatte sie mit eingepackt für müßige und einsame Stunden, in denen es ihn reizen möchte, diesen oder jenen Gedanken aufs Papier zu werfen. Während er sie ansah, kamen ihm wieder die Worte in den Sinn, die ihm die Paoletti beim letzten Wiedersehn gesagt hatte: „Da haben Sie meine Lebensgeschichte, thun Sie damit, was Sie wollen — geben Sie sie heraus, dichten Sie sie um — oder wie Sie wollen! Ueberhaupt, schreiben Sie etwas; — was wollten Sie beim Theater, Sie, mit Ihren nordischen Armen, die keine Bewegung haben, mit Ihrer philosophischen, träumerischen Muskulatur. Schreiben Sie etwas; fürs Theater zum Beispiel; Sie haben die richtigen Augen dazu — und wohl auch das Herz!“

Was sollte ich schreiben? dachte er. Dichten? Poesie? Ach, die hab' ich nicht. Ich bin nun bei den „Gelehrten“, und da muß ich bleiben ... Doch indem er sich das sagte und im Zimmer auf und nieder ging — denn eine wachsende, träumerische Unruhe war über ihn gekommen — fielen ihm immer wieder klingende, getragene, rührende oder feierliche Worte ins Ohr, und er mußte lächeln. Sinnlos, nur wie ein Klang, fing es immer an; nach und nach formte es sich, ward ein Gefühl, ein Gedanke, den er verwundert behorchte, wie eine von draußen kommende Musik. Es schien endlich mit der Stimme der Paoletti zu ihm zu sprechen. Das gelbe, schwarz umrahmte Gesicht der Paoletti stand vor seinen Augen, die er geschlossen hatte, und begann in gesteigerten, poetischen Reden ihr verlorenes Leben zu beklagen. Sie mischte italienische Worte in die deutschen; sie rief sich jenen Abend zurück, wo sie den Tod gesucht, wo Hillmann sie gefunden, gerettet, ihr die Lösung des Rätsels: die heilige Liebe, gebracht hatte. Ach! seufzte sie, halb in Versen sprechend: wärst du der Mann gewesen, der du schienst — zu dem ich so dankbar aufsah, aus tiefem, tiefem Schmerz empor — als ich, verzichtend auf den Retter Tod — —

Doch es ward eine andre Stimme, als die der Paoletti. Adas blaue Augen sahen ihn plötzlich rührend traurig an; die ganze holde Gestalt erschien vor seiner Seele; sie saß im Gras, der Strom floß vorbei, wie mit geheimer, wilder Begierde zu

ihr aufrauschend ... „Als ich, verzichtend auf den Retter Tod“, schien nun sie zu sprechen ... Auch sie gerettet, — durch ihn; zurück ins Leben geführt, durch ihn — und auf diesen Fels. Ach, könnt' ich sie ganz, ganz erretten, dachte er auf einmal, während das Herz ihm zuckte und die Augen naß wurden. Könnt' ich sie dem Glück, sich und mir erretten! — Ich würde sie nicht verlassen, wie Hillmann die Paoletti; — „nein, nein, glaub das nicht,“ sagte er wie trunken, „niemals, niemals würd' ich dich verlassen ...“

Er legte sich eine Hand auf die heiße Stirn; er lehnte die Stirn, neben einem Fenster, gegen die kühle Wand; endlich ging er hinaus. Wo ist denn diese Ada? dachte er; wo ist sie geblieben? — Er trat auf den Platz vor dem Häuschen, stieg die Stufen hinab; immer summten wieder in ihm elegische Worte, halbe und ganze Verse; bald die Paoletti, bald Ada schienen sie zu sprechen. Auf dem Hochgebirge im Süden erlosch eben das letzte rote Licht; wie ein erstarrender Körper hüllte sich die lange Felsenmauer in ihre Leichenfarbe. Der Himmel ward blaß, und im Thal dunkelten die Schatten. Der abendliche Schluchtenwind hatte sich erhoben und strich über die hohe „Insel“ hin, auf der Rudolf stand. Es überschauerte ihn kühl; — plötzlich fühlte er sich hier einsam und verlassen ... Als er aber an dem Steingeklipp, in das die Stufen eingehauen waren, um die Ecke sah, bemerkte er, daß er nicht allein war. Auf einem letzten Vorsprung ihres Felsens, unter einem kleinen, hölzernen, zeltartigen Rundbau, den er bisher nicht gesehen hatte, saß Ada, in die Ferne träumend. Sie hielt ihren Hut in der Hand; den Kopf hatte sie mit einem ungleichen, flüchtig gewundenen Kranz von wilden Weinranken geschmückt, in den sie rote Rosen und weiße Winden hineingeflochten hatte. Rudolf betrachtete sie lange, ohne sich zu bewegen. Es war ihm, als gebe es keinen Platz auf der weiten Welt, wohin diese Gestalt so ganz, so selbstverständlich gehöre, wie auf dieses versteckte Luginsland, auf dem sie saß. Der Wind, der um die Ecke fuhr, spielte mit ihrem Haar und dem Laubgewinde. Sie schien es nicht zu fühlen; so ganz still saß sie da, still wie Himmel und Berge.

„Darf ich Sie hier besuchen?“ fragte er, endlich näher tretend.

Bei dem unerwarteten Klang seiner Stimme fuhr sie etwas zusammen; sie faßte sich aber sogleich und nickte freundlich. „Sitz'

ich hier schon lange?" fragte sie träumerisch. „Ich weiß nicht —! — — Ich muß Ihnen übrigens gestehn: weil ich zu Mittag so wenig aß, kam auf einmal der Hunger, und so hab' ich nun, unten im Wirtsgarten, schon zu Nacht gegessen. Die Wirtin erzählte mir allerlei, während ich aß . . . Sie müssen nun ganz allein essen; thut Ihnen das leid? — Ich hab' der Wirtin gesagt, sie soll Ihnen das Essen — und den Wein — hernach auf Ihr Zimmer schicken. Hab' ich's recht gemacht oder nicht?"

„Was die absolute Herrin anordnet, ist ja immer recht!" antwortete er lächelnd. „Aber auch ohne das . . . Ich danke Ihnen. — — Fräulein Ada, ich bin hier so glücklich!"

„Sind Sie das?" fragte sie verwundert und etwas beklommen. „Sie sehen doch nicht so aus; so tief ernst — und blaß. Und Ihre Augen glühen —"

„Glühen sie? — Ich weiß es nicht," murmelte er. Von dem Gefühl dieser sonderbaren Trunkenheit erfüllt, die ihn selig machte, lehnte er sich an einen der hölzernen, rohen Pfeiler, die das „Zeltdach" trugen, und betrachtete das ihm halb zugekehrte, jungfräuliche Antlitz. Es erinnerte ihn jetzt an jene Photographie, die ihm damals, am Versöhnungsabend, der alte Hillmann auf sein Zimmer gebracht und so feierlich geschenkt hatte. Damals war das Bild gleichsam vorangeeilt: reifer, edler, rührender schien es, als Ada selbst. Jetzt nicht mehr! dachte er. Wie ist nun alles, alles da . . . Ach! könnt' ich ihr helfen, könnte ich sie retten!

„Was für ein Licht glänzt dort auf dem Berg?" fragte Ada, nachdem sie beide lange geschwiegen hatten. Die Nacht sank herein; ein Glanz wie ein Stern erschien im Osten auf der Höhe. „Das ist der Mond!" sagte Rudolf lächelnd. „Sehen Sie, wie er heraufwächst?" — Die goldig glänzende Scheibe — nicht mehr ganz gefüllt — klomm allmählich über den dunklen Bergrand empor, in das blasse Blau, das sich über der Erde wölbte. Nun blitzten auch unten auf dem Strom bleiche Funken auf; wuchsen in die Länge, vereinten und trennten sich, bis sie die ganze Breite des Wassers überflossen, das unter ihnen dahinrauschte.

„Solch eine Nacht war's —" schwebte auf Rudolfs Lippen: die Shakespeareschen Verse, aus dem letzten Akt des „Kaufmanns von Venedig", in denen der Zauber der Mondnacht sich so lieblich heiter ergießt. Doch er hielt noch inne. Wie er in diesen

Tagen es vermieden hatte, Ada durch irgend ein Wort an Schauspiel und Bühne zu erinnern, so wollte er auch jetzt nicht von Shakespeare sprechen. Seine jugendliche Seele lechzte aber nach Tönen für ihr Gefühl; leise fing er an, Goethes Lied „An den Mond“ in die Nacht zu flüstern:

„Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz — —“

Er brach ab, weil er sah, daß es sie überlief. Sie blickte zu ihm auf. „Sprechen Sie weiter, bitte!“ sagte sie mit unterdrückter Stimme. „Sprechen Sie es laut!“

Er wußte das Lied auswendig, wie so manche der Goetheschen Gedichte; oft hatte er sein überwallendes, aufbrausendes Herz damit zur Ruhe gesprochen. Er begann von neuem, und wie eine seelenvolle Musik klang das wunderbare Gedicht in dieser feierlichen Stille. „Ich danke Ihnen,“ flüsterte sie, eine Weile nachdem er geendet hatte. „Wie sprechen Sie gut . . .“

Die Stimme eines träumenden oder noch einmal aufwachenden Vogels zirpte aus dem Gebüsch, das unter ihnen am Fels heraufstieg. „Wenn nun noch eine Nachtigall sänge!“ murmelte sie, wieder nach tiefem Schweigen. „‚Itys‘ . . . Nicht wahr, fuhr sie lauter fort, die Nachtigall ruft bei den Griechen ‚Itys‘ —“

„Ja, die Dichter lassen sie den verlorenen ‚Itys‘ rufen,“ antwortete Rudolf.

Sie nickte. „Wie die Elektra in ihrem Klagesang, beim Sophokles:

‚Mir tönt die Brust vom Ityslied,
Vom Lied der jammernden Nachtigall;
Itys! ruft sie;
Immer klagt sie: Itys!‘

Ach! wie das klingt! — Und wie klingt es hier! — Immer gehen die Verse des Sophokles mit mir umher; immer leb' ich mit Antigone und mit Elektra . . . Ach, wie schön, wie groß; wie beneid' ich diese himmlischen Gestalten um ihre hohen Gefühle, ihren wilden Schmerz, ihren Untergang . . .“

Es durchschauerte sie. Kaum die Lippen bewegend sprach sie einige Verse der Elektra, so geflüstert vor sich hin, daß Rudolf sie nicht verstand. Dann aber fuhr sie lauter und mit bezauberndem Wohllaut fort:

„Ach! Dahin ist
Meines Lebens Jugend,
Jegliche Hoffnung trog!
Ich bin nicht mehr.
Ohne Eltern schwind' ich hin,
Kein Freund, kein Liebender beschützt mich —"

Plötzlich schluchzte sie auf. Sie sprach nicht mehr.

Ihm stand das Herz still. Eine Hand sinnlos gegen sie ausstreckend sagte er: „Nein, nein, nein ... Sie irren. Bei Ihnen trifft es nicht zu! Umgekehrt, Ada: ‚ein Freund —'"

„Ein Liebender beschützt Sie," wollte er hinzufügen; doch er bezwang sich noch. Mit solcher Gewalt hielt er sich zurück, daß die Muskeln seiner Arme sich zusammenzogen. Ada sprang aber schon auf. In einer jähen Angst hob sie beide Hände, wie um etwas abzuwehren; zugleich wandte sie das Gesicht hinweg. In dieser Stellung stand sie wie versteinert; als hätte der Schreck sie besinnungslos oder bewegungslos gemacht. Erst als sie, durch sein Schweigen beruhigt, wieder Atem fand, kam ihr auch die Fassung zurück. Sie blickte an sich hinunter, wie wenn sie über sich selbst so erschrocken wäre. „Wie komme ich dazu, Verse zu deklamieren," stieß sie mühsam hervor. „Wie komm' ich zu Elektra und zu Sophokles ... Ich wollte nicht mehr — und ich will nicht mehr! — — Das macht nur der Mond. — Nie mehr, nie mehr, nie mehr! — Ich will dem Mond aus dem Weg gehn, ich will schlafen gehn. — Gute Nacht!"

Damit ging sie auch schon; sie nickte ihm nur von der Seite zu, ohne ihn anzublicken. Der Mond beleuchtete sie, bis sie um die Felsecke verschwand. Auf den Stufen, die zum Häuschen führten, klangen noch ihre raschen Schritte. Er hörte sie die Thür öffnen und schließen. Er hörte dann auch noch, in der Stille der klaren Luft — denn der Wind hatte sich gelegt, und das Rauschen der Gewässer beirrte sein Ohr nicht mehr — wie sie die Läden ihrer Fenster zumachte. Nun erst fühlte er sich allein. Er setzte sich auf den Platz, auf dem sie gesessen hatte, warf den Kopf zurück, schloß die mondmüden Augen und seufzte in verworren seliger Traurigkeit aus tiefer Brust.

Nun wird sie in dieser unsrer „Hütte" liegen — schlafen — vielleicht auch weinen — dachte er. Vielleicht wiegt sie auch dieser glückliche Sophokles in Schlaf! — — Ach, hätte sie ein liebe-

bedürftiges und liebefähiges Herz, wie die Paoletti — — Wie die Paoletti wär' auch sie zu retten. Und eine edle, treue Liebe sollte sie bis ans Ziel geleiten — —

Seine Phantasien erwachten wieder, schwebten ihm vor den Augen. Die Paoletti und Ada wuchsen wieder sonderbar zusammen, — zu einer dritten Gestalt. Eine Griechin ward es — eine von den Griechinnen, die Ada beneidete — mit schwarzem Haar, schwarzen Augen; aber mit Adas traurig edlem Lächeln und Adas schwebendem Gang. Sie stand in der Halle eines griechischen Hauses; — doch die Bühne war's, wo sie stand; Kulissen erschienen rechts und links von ihr. Sie beklagte ihr Geschick, gleich der Paoletti. Ein ähnliches Geschick wie die Paoletti; einen verächtlichen Vater, eine schlechte Mutter . . . Vater und Mutter traten neben sie hin; jenen Eltern ähnlich, die das Buch der Paoletti so lebendig geschildert hatte; nur in altgriechischen Gewändern, Sitten und Gedanken. Gestalt kam zu Gestalt . . . Das ganze Jugendleben der Luisa Paoletti, sich zusammendrängend, ereignete sich in diesem griechischen Haus; lebendige, rasche Szenen folgten aufeinander, wie in einem hastigen, aber halbwachen, vernunftmäßigen Traum. Ein fieberndes Uebermaß des Lebens war in Rudolfs Hirn; wie fallende Sterne schossen die Bilder, die Gedanken. Lächeln mußte er: Alles war ihm gegenwärtig, was er je vom alten Griechenland gewußt hatte; alle Lehren des alten Hillmann über Bühne und Drama . . . Immer die Augen geschlossen, sah er diese liebliche, rührende Erinna — denn es ward Erinna daraus; Erinna, die Dichterin — sah er sie von Szene zu Szene, von Akt zu Akt durch das Stück dahingehn; wie Luisa gequält und verzweifelnd — wie Ada vom Tode gerettet — endlich der Liebe, dem Leben, dem Glück gewonnen — sich aufraffend — gefeiert — berühmt — berühmt und glücklich . . .

Doch klar bis ans Ziel zu denken vermochte er nicht mehr; diese Jagd der Bilder drohte ihn zu verwirren, eine Angst befiel ihn, als könnte das alles wieder wie ein Traum verschwinden. Er öffnete die Augen, stand auf, ging dem Hause zu. Niederschreiben, dachte er; einstweilen nur niederschreiben — festhalten, festhalten! — Ihm war zu Mut wie in jener Nacht, als er, auch wie trunken, in Verzückung, das erste Gedicht an „Thekla" hingeworfen hatte; — und doch wie anders, wie anders! dachte er. Dies ist Ada! Erinna! — Er trat in sein Zimmer, zündete die Kerzen an,

die auf seinem Tische standen, nahm die leeren Blätter, das Schreibzeug, und begann zu schreiben. Nur die Gestalten, die Szenenfolge! sprach er vor sich hin. Jedoch indem er das sagte, stand ihm die erste Szene gleichsam leibhaftig vor den Augen. Erinnas Mutter, Zenophila, begann; Lykon der „Zauberer", Erinnas Vater, übte eben vor hereingelockten Gästen seine verächtlichen Künste. Dann trat Erinna ein; bleich, unwillig, trotzig . . .

„O halt es fest! halt es fest!" sagte er sich laut, den Arm, der die Feder hielt, durch die Luft bewegend. Ein träumerisch glückliches Lächeln öffnete ihm die Lippen. Er schrieb es so hin, wie es ihm kam; nicht in Versen; nur ein gewisses rhythmisches Gefühl schwebte über den Worten. Während er schrieb, summte er, was er schrieb, leiser oder lauter. „O Ada! — Ja, ja! — Ada-Erinna!" sagte er zuweilen. Seine Augen glühten, in reinem Feuer der Jugend, seine Wangen brannten.

Der Mond, der nach Süden ging, sah ins Fenster herein, sah ihm über die Schulter. Rudolf wandte sich einen Augenblick, in das große blaßgoldne Auge hineinzuträumen; dann schrieb er fort. Die westlichen Waldberge nahmen endlich den sinkenden Mond in ihre Schatten auf. Rudolf schrieb noch immer. Die wenigen Sterne erblaßten, der Morgenwind schüttelte den Vorhang des einen geöffneten Fensters; ein düsteres Rot stieg unten am Osthimmel auf, und zu den silberweißen Wölkchen über ihm schwang sich das erste gelbe Frühlicht in die Höhe.

XXI.

Als Ada erwachte, war es lange Tag. Spät eingeschlummert, oft von unruhigen Bildern und Gedanken geweckt, hatte sie endlich fest und tief geschlafen; nun sah sie zuerst ganz verwirrt umher, verwundert, sich in diesem Zimmerchen, auf diesem Felsen zu finden. Sie hatte von Hillmann und der „alten Frau" geträumt; zuletzt von der Paoletti, die mitleidig vor ihr den Finger hob: „Sagt' ich es Ihnen nicht? — Ja, ja, ja, die Liebe!" Darauf begann die Paoletti wunderlich zu lachen; worüber Ada erwachte.

Sie stand auf, kleidete sich an; während sie sich wusch und im Wasser plätscherte, war ihr, als hörte sie noch immer wieder

dieses absonderliche Lachen. Sie trat ins andre Zimmer, ging bis in die Küche. Scheu blieb sie hier stehn und horchte, ob auch Rudolf sich rührte. Aber sie hörte nichts. In ihr Schlafgemach zurückschleichend öffnete sie die Fenster; zog an dem Glockenzug, der nach unten führte, und rief nach dem Frühstück. Die kleine Kellnerin erschien damit und stellte es auf den Tisch. Etwas verlegen fragte Ada, indem sie mit dem Finger hinüberdeutete: „Ist er auch schon auf?"

„Gewiß," sagte das Mädchen. „Er hat unten gefrühstückt, ist dann fortgegangen." Sie zeigte durchs Fenster auf die Schlucht, in der die kleine Kapelle über dem Wildbach am Felsen klebte. „Da ist er hinauf!"

„Schon gut," murmelte Ada. Das Mädchen blieb aber noch stehn. „Das begreif' ich nur nicht," sagte sie: „der Herr war gar nicht im Bett! Die beiden Kerzen hat er ganz heruntergebrannt; das Essen, das ich ihm gestern abend hineingestellt hab', hat er auch gegessen, und den Wein hat er getrunken. Aber das Bett ist noch wie am Abend. Und jetzt steigt er auf den Berg!"

Ada starrte das Mädchen an; sie erwiderte aber nichts. Eine unbestimmte, kindische Bangigkeit befiel sie; sobald die Kleine wieder gegangen war, trat sie in Rudolfs Zimmer. Sie sah das unberührte Bett und die tief herabgebrannten Kerzen. Was hatte er denn gethan, die ganze Nacht? — Auf dem Tisch bemerkte sie das Schreibzeug und die kleine Mappe. Indem sie sie öffnete, fielen ihr beschriebene Blätter in die Augen; klein und eng beschrieben, in hastiger, scheinbar unleserlicher Schrift. Wenn das Briefe wären, dachte sie, dürfte ich's nicht lesen ... Aber sie sah, Briefe waren's nicht! „Erster Auftritt" las sie. Die Namen Zenophila, Lykon, Erinna wechselten miteinander ab. Sie ward rot und bleich. „Ein Theaterstück?" sagte sie betroffen. „Er schreibt ein Theaterstück?"

Ohne zu denken, setzte sie sich nieder und fing an zu lesen. Eine unwiderstehliche Neugier hatte sie ergriffen; ein rätselhaftes, bangendes Gefühl. Leichter, als sie glaubte, entzifferte sie die hier und da abgekürzte Schrift. Blatt folgte auf Blatt; Szene auf Szene; fast ein ganzer Akt war so hingeschrieben; die letzten Blätter klebten noch zusammen.

„Mein Gott!" sagte sie, während sie noch las. „Was ist das?

Was will er? Und wann schrieb er das?" — Wie ähnlich war das Schicksal dieser Erinna dem der Paoletti; der Jugendgeschichte, die ihr damals im Herbst die Paoletti erzählt hatte; nur „ins Griechische übersetzt", dachte sie ... Und doch glich Erinna ihr selbst; ihr, der Ada Hillmann. Dem „Wunderkind", mit seinen hohen Gedanken, seinen Schmerzen und seinen Fehlern; — nur zu hold, zu gut, ach, zu ideal! dachte sie errötend. Wie wunderbar aber bewegte sie das alles ... Sie stand auf, ging umher, die Blätter in der Hand. Sie blickte wieder hinein, begann von vorne zu lesen; plötzlich mit lauter Stimme. Es war ihr zuweilen, als hörte sie ihre eignen Worte; — und doch das Schicksal der andern — — Von etwas Gespenstischem, Unbegreiflichem berührt, sahen ihre Augen fragend in die Ferne, dann wieder auf das Papier. Das alles schrieb er? — Wann? — In dieser Nacht?

Sie fuhr fort, laut zu lesen; es zog sie von Szene zu Szene weiter bis zum Ende; — nur zu bald war das Ende da. Fast einen Schmerz fühlte sie, daß diese letzte Szene in der Mitte abbrach; was wird aus uns? dachte sie. Aus mir, der Paoletti, der Erinna? — Thränen des Mitgefühls standen ihr in den Augen; um wen von uns wein' ich denn? sagte sie verwirrt. Dann glaubte sie Rudolf zu sehn, wie er hier saß und schrieb, während die Kerzen tief und tiefer brannten. Es rührte sie ... Plötzlich seufzte sie auf: „Wo ist er? Warum kommt er nicht wieder? Warum bin ich hier immer noch allein?"

Eine Unruhe trieb sie durch die Zimmer hin. Sie nahm ihren Hut. Sie trank den Kaffee, den sie noch nicht berührt hatte. Dann, diese wunderbaren Blätter in die Tasche steckend — nur um sie ihm zu hüten! dachte sie — ging sie aus dem Haus und hinab.

Niemand begegnete ihr, als sie an der Rückseite des Wirtshauses vorbeikam; sie stieg sogleich zu der Kapellenschlucht hinauf, ohne sich zu fragen, warum. Auf einem steinigen, steilen, von wilden Felsen überhängten Fußweg erklomm sie eine sanfte, grüne Senkung, überraschend lieblich, still und einsam, Wiesen, von Wäldern umschlungen. Unter den Bäumen am Rand stieg sie langsam fort; bald ihre Augen kindlich an dem Grün erquickend, bald wieder in Erinnaphantasien, weit von hier in einem antiken Haus auf einer griechischen Insel, ein griechisches Band im ge-

wellten Haar, ein Gürtelband unter dem bewegten Busen. Vater und Mutter mußte sie verachten; Haß und Groll und Bitterkeit fühlte sie im Herzen; — dennoch rührte sich etwas Süßes, Aufjauchzendes in ihr — in der Ada-Erinna — — nicht Erinna, nur Ada — — Sie lächelte, sie wußte nicht mehr, wer sie war, oder was sie fühlte. Zwischen Traum und Wirklichkeit wandelte sie dahin; es schien ihr, sie hätte schwarze griechische Augen und schaute damit verwundert auf den nordischen Buchenwald, in den ein rätselhaftes Schicksal sie versetzt hatte. Ja, sie erinnerte sich: sie war der Zenophila entflohen und dem Vater Lykon. Sie war schon im zweiten Akt . . . In der Fremde war sie. Diese grauen, besonnten Gebirge dort über dem Wald waren die Berge des fernen Landes, in das die gequälte, verbitterte Erinna sich gesehnt hatte. Da stand sie nun. Auch hier schien die Sonne hell. Warme Lüfte wehten. Quellen rieselten aus dem Gestein hervor, unter ihren Füßen. Unsichtbare Raubvögel schrieen aus der Höhe. Ferne, feierliche Töne kamen mit dem leisen Wind; ernste Töne, die sie so süß, so wunderbar bewegten. Ihr Herz schwoll so hoch; sie schloß die Augen, faltete die Hände . . .

„Ach!" sagte sie dann, und wie eine Erwachende fing sie an zu lächeln. „Das sind Kirchenglocken. Die gab es nicht, als Erinna lebte . . ."

Mein Gott, wie träum' ich denn? Was geschieht mir denn? dachte sie, mit der kühlen Hand langsam über Stirn und Augen und das ganze, warm glühende Gesicht streichend. Warum phantasier' ich so weiter an Erinnas Schicksal — was geht Erinna mich an? Hätt' ich diese Papiere nicht gelesen, so wüßte ich nichts von ihr! — Sie fühlte die Blätter in ihrer Tasche; sie berührte sie, schüchtern, zaghaft. Endlich, gleichsam verstohlen, zog sie sie hervor. In langsamem Aufwärtssteigen fing sie wieder an zu lesen; von Erinna der „Wunderbaren", die der Sappho nacheifert in frühreifen, kunstvollen Gedichten und Gesängen; die tanzen und gaukeln, wahrsagen und „zaubern" soll vor den fremden Leuten; die ihre jungfräuliche Seele entweihen soll, und verzweifelnd beschließt, dem Elternhaus zu entfliehen . . . Rührend, wahr, poetisch erschien ihr alles, was sie da las. So schlicht war es, so herzlich, und doch klang es so voll. Sie glaubte Rudolfs warme, edle Stimme zu hören, die es ihr laut vorlas. Eine stille Glut stieg ihr in die Wangen; ihre Lippen bewegten sich, sie begann,

als spräche sie ihm nach, Erinnas Klagen in lauten, dunklen Tönen zu sprechen:

„Ach, so jung leiden und im Leid vergehn! — Gibt es denn keine Stätte für mich auf Erden, als dies Elternhaus? — Ihr lieben Schutzgötter der Heimat! ach, verzeiht mir, wenn ich euch verlasse" — —

„Ich bin toll! Was thu' ich? sagte sie auf einmal, blaß und tief erschrocken. Sie sah sich unter einem Baum an einer Wiese stehn, eine Rolle sprechen, tragieren; sie, die sich gelobt hatte: „nie mehr, nie mehr!" — Wie vor Angst breitete sie die Finger aus, ließ die Blätter fallen. Ueber Baumwurzeln hin, die wie braune Schlangen auf der Erde krochen, fielen sie ins Gras. Es sind ja *seine* Papiere! dachte sie verwirrt und hob sie wieder auf. Aber hastig steckte sie sie tief in ihre Tasche. „Wie ich sie zerknittert habe," murmelte sie. „Zu Hause will ich sie glatt machen ... Dann rühr' ich sie nie mehr an! Nie mehr, nie mehr, nie mehr!"

Und wohin bin ich denn geraten? dachte sie beklommen, während sie um sich blickte. Find' ich auch wieder nach Haus? — Die grüne Senkung, in der sie gedankenlos fortgestiegen war, hatte sich in eine Wildnis verwandelt. Drüben, wo jetzt die Sonne zwischen den Wolken stand, erhoben sich fichtendunkle und steingraue Bergwände, dreifach übereinander; rechts neben ihr stieg ein seltsamer, alleinstehender Fels auf, steil wie abgeschnitten, oben wenig bewachsen. Er stand so nah vor ihr, als könnte er auf sie fallen, und seine Wand leuchtete blendend in der Sonne. Der Weg hatte aufgehört; was sie zuerst noch für einen Pfad hielt, war ein kleines, murmelndes Gewässer, das, von Gräsern fast überwachsen, in einer schmalen Schlangenwindung durch den sumpfigen Grund schlich. Unter Adas Füßen senkte sich der Boden. Der Wald war zu Ende; es war nur ein letzter, einsamer Baum, neben dem sie stand. Eine menschliche Wohnung war nirgends zu erblicken. Nirgends ward eine Stimme laut; nicht einmal Hundegebell. Nur von einem der Bergwälder drüben klangen dumpfe Schläge, wie von einer Holzart, die von dem Felsen rechts ebenso dumpf und hohl, beinahe gespenstisch zurückhallten.

Wohin geh' ich? dachte sie und blieb unentschlossen stehn. Ihre Augen gingen fragend umher, ein mädchenhaftes Bangen befiel sie. Zwischen dem grauen, bewachsenen Geröll, das sich vor dem seltsamen Felsen bis zu der Sumpfwiese senkte, erhob

sich jetzt eine menschliche Gestalt hinter einem Steinblock. Ada schrak zusammen. Gleich darauf lächelte sie befreit: es war eine alte Frau mit gekrümmtem Rücken, die langsam hervortrat und vielleicht Kräuter oder Heidelbeeren gesucht hatte. Die Alte kam hüstelnd näher, auf dem feuchten Grund mit ihrem Krückstock vorsichtig weiter fühlend. Sie öffnete und schloß die zusammengefallenen Kiefer, wie wenn dies ihre Art zu atmen wäre. Vor Ada blieb sie dann stehn, mit einem klugen, etwas hexenhaft unheimlichen, forschenden Blick aus den großen, eingefalteten Augen.

„Die schöne junge Dame sucht wohl jemand?" fragte sie, während die grauen Augen zwinkerten.

„Ja, ich suche jemand," sagte Ada rasch.

„Einen schönen jungen Herrn?"

„Ja," antwortete Ada langsamer, indem es sie rot überlief.

„In einem großen, gelben Strohhut?"

„Ja, ja!"

„Hab' mir's wohl gedacht! — Der hat da unter den Bäumen gelegen," fuhr die Alte fort und deutete mit ihrem Stock auf ein junges Wäldchen, das jenseits der Sumpfwiese, da wo der Rücken des Felsens weniger steil hinabsank, eine kleine Anhöhe bedeckte. „Da hat er lange gelegen, hat auch wohl geschlafen. Dann ist er aufgestanden und auf den Barmstein hinauf."

„Wo ist das?" fragte Ada, die unwillkürlich seufzte.

Die Alte drehte sich langsam und zeigte mit dem erhobenen Krückstock auf den sonderbaren Fels.

„Kann man da hinauf?" fragte das Mädchen verwundert.

„Ich nicht!" sagte die Alte, und hüstelte. „Aber junge Leute! — Da, wo der schöne Herr gelegen hat, wo die Bäume stehn, da geht so ein kleines, kleines Wegerl hinauf. Keine Landstraß' ist's nicht; kraxeln muß man —"

„Kann ich auch hinauf?"

Die Alte betrachtete die junge, schlanke Gestalt; „warum nicht?" antwortete sie. „So ein junges Blut! — Aber ein wenig Schweiß wird's kosten. Umsonst ist der Tod!"

„Gewiß —"

„Umsonst ist der Tod!" wiederholte die Alte, worauf sie die zahnlosen Kiefer noch eifriger als sonst auseinander- und zusammenschob. „Ist zwar auch nicht wahr . . . Thut nichts. Man sagt halt so. Also nur hinauf! Dreist über die Wiese fort!"

„Ich dank' Ihnen recht schön!" sagte Ada zaudernd. Sie winkte der alten Frau mit der Hand adieu und schritt über den schwanken Grund auf die Bäume zu. Eine Art von Schauder lief ihr über den Rücken; so sonderbar hatte sie das Wort getroffen: „Umsonst ist der Tod!" Sie wiederholte es leise vor sich hin, während sie ging: „Umsonst ist der Tod!" — Zum erstenmal befiel sie ein gewisses Grauen vor dem dunklen Gedanken, den sie monatelang gedacht und in sich reif gedacht hatte; Grauen vor sich selbst, daß sie, ein sechzehnjähriges Mädchen, hatte sterben wollen ... Sterben kostet nichts; „umsonst ist der Tod"; aber das Leben kostet etwas, das will mit Schweiß, mit Mühe, mit Not und Sorgen bezahlt sein. Das will erkämpft und errungen sein; nicht gleich verzagen soll man, wenn etwas mißlingt; nicht feig soll man's wegwerfen ...

Wie kommt mir das alles jetzt? dachte sie geängstigt, während sie den weichen Boden unter sich erbeben fühlte. Warum sagte die Alte das? Was wollte sie? — Nichts; was sollte sie wollen; kindisch, kindisch bin ich ... Es blieb aber doch ein Mißgefühl in ihr; es war, als sei sie sich selber fremd geworden, ohne es zu wissen. Ein Bangen bedrückte sie; wie ein Kind, das unrecht that, das auf verbotenen Wegen war, das rascher fortgeht, um dem Auge Gottes und der eigenen inneren Stimme zu entrinnen. Sie ging rascher fort; sie nahm sich den Hut vom Kopf; sie begann erst freier zu atmen und zu fühlen, als sie den Kletterpfad zum „Barmstein" hinauf gefunden hatte und die Mühsal begann. Es war wohl ein Weg; aber steil und steiler ging es in die Höhe. Nur hie und da kam ein Baumstamm oder ein junger Busch, an dem sie sich halten, sich weiterziehen konnte. Die Erde wich unter ihr fort; Steine, die sich bei ihren Tritten lösten, rollten in die Tiefe. Dann kamen Stufen, viel zu hoch für sie; beide Arme mußte sie aufstützen und sich mit allen Gliedern helfen, um hinanzuklimmen. Zuweilen verlor sie den Weg; er schien aufzuhören. Erst weiter nach oben blickend, über zerrissenes Gestrüpp hinweg, erkannte sie ihn wieder und kletterte ihm nach. Solche Anstrengung war ihr völlig ungewohnt. Der Atem versagte ihr, die Kniee fingen an zu zittern. Mutlos blieb sie mehr als einmal stehn; ich komme nicht hinauf! dachte sie. Meine Kraft ist hin! — Dann glaubte sie das Gesicht der alten Frau zu sehn, mit den auf und nieder gehenden Kinnbacken und den großen Augen. „Schweiß

wird's kosten," schien die Alte wieder zu sagen. „Nur hinauf! Umsonst ist der Tod!"

„Ja, ja! Ja, ja!" sagte sie laut, wie um ihr zu antworten, und machte sich von neuem auf den Weg.

Endlich sah sie den freien, blauen Himmel vor sich. Der eigentliche Gipfel des Felsens erhob sich noch rechts von ihr, aber einen Vorsprung hatte sie erreicht, der, gleichsam ein Fels für sich, nach drei Seiten als jähe Zacke emporragte. Sie erstieg seine schmale Höhe. Ein plötzlicher Schwindel drohte sie zu befallen, da sie jenseits sogleich wieder in die Tiefe sah, in die es schroff, wie an einer Wand, hinunterging. Unten lag das breite Thal, mit dem grauen Strom ... Sie wich zurück, um nicht hinabzusinken. Sie ließ sich auf die zitternden Kniee nieder, da der Abgrund von allen Seiten so unerwartet heraufgähnte. Für einige Augenblicke senkte sie die Wimpern, um sich wieder zu fassen. Als sie dann, ruhiger atmend — doch das Herz schlug noch heftig — langsam die Lider aufhob, überfiel sie ein neuer, aber ein holder Schrecken. Rudolf lag ein paar Schritte von ihr, auf demselben Gipfel, den sie erklommen hatte. Es war nur nacktes, graues Gestein, auf dem er lag; etwas Heidekraut wuchs unter seinen Füßen, eine Zwergkiefer streckte hinter ihm, über seinem Haupt, die krummen Aeste in die tiefe Himmelsbläue hinaus. Er hatte eine Hand unter den Kopf gelegt, den Hut neben sich. So schlummerte er, eine leichte Röte auf den gebräunten Wangen; denn er war fest entschlafen.

Ein schreckhafter Laut der Freude entfuhr ihr. Der Atem verging ihr wieder; aber eine angenehme, süße Kälte rieselte ihr über den warmen Leib. Hab' ich's erreicht! dachte sie. Ja, ja, ja, dich hab' ich mir erkämpft! flüsterte sie mit dem ersten Atem, den sie wieder gewann, und mußte lächeln. Nun bin ich oben, wie du, und du weißt es nicht. O, wie mein Herz noch schlägt; aber „umsonst ist der Tod!"

Sie sah ihn an, sich allmählich fassend; er schlief ruhig fort. Es war ihr ein friedliches, liebliches Gefühl, ihn so schlummern zu sehn; nun konnte sie in aller Stille wieder zu sich kommen, konnte ihn auch heimlich betrachten, ohne zu erröten. Wie wunderbar lag er hier; das weite Thal tief unter seinem Kopf, der waldige Abgrund unter seinen Füßen. Noch ein zweiter Fels, dem „Barmstein" ähnlich, stieg in ungeheuerlicher Gestalt, wie

ein Riesenzahn, jenseits des Abgrundes auf; er zerschnitt den Himmel und die ferne Ebene, die im Norden glänzte. Turmfalken, die in seinem Geklüft ihre Nester hatten, schwangen sich in großen Kreisen um ihn her, flogen dann zu Ada herüber, stießen ihre schrillen, scharfen Ruftöne aus und rauschten über den stillen Schläfer und die bang Aufhorchende hinweg. Aber sie lächelte über ihre Bangigkeit; war sie doch nicht allein ... Wie schön lag er da. Ja, die Alte hat recht, dachte sie mit einer süß staunenden Empfindung; ja, schön ist er wohl! Wie edel es ist, dieses ernste, schlafende Profil. Und du, du bist es, der diese Erinna dichtet ... Hätt' ich das geahnt? — Wie ist das über dich gekommen?

Sie wunderte sich lange; sie stand endlich auf und setzte sich neben ihn; es war ihr so traulicher, ganz in seiner Nähe. Wie wir hier nun sitzen, sagte sie zu sich; hoch in der Luft und im fremden Land! — Wie rot seine Lippen sind ... Warum küßte ihn Toni? — — Ein unholdes Gefühl, wie damals, als sie es sah, zerrte an ihren Lippen. — Ja, warum küßte sie ihn? — Ja, dich! — Du da! Warum schläfst du immer noch so fest? Du rührst dich nicht. Du ahnst nicht, wer bei dir ist! — Ich könnte dir nun anthun, was ich wollte, ohne daß du's merktest; auch ich könnte dich küssen — —

„Herr mein Gott!" sagte sie auf einmal laut, über sich erschreckend. „Was für ein wahnsinniger Gedanke das ist!"

Rudolf schlug die Augen auf. Er sah Adas Gesicht, ganz in seiner Nähe, und erblaßte fast vor Ueberraschung. Mit einer Hand in die Luft greifend sagte er langsam: „Ada! Sie hier?"

„Sie hier, Fräulein Ada?" verbesserte er sich. „Wie kommen Sie hierher?"

„Nicht durch die Luft," antwortete sie mühsam. Eine Schamröte, die er nicht verstand, brannte auf ihren Wangen und wollte nicht weichen. Sie stand auf und trat einige Schritte zurück; bis zu der Stelle, wo der Weg heraufkam, wo sie mit dem Schwindel gekämpft hatte.

„Wer hat Sie geführt?" fragte er. „Können Sie so steigen? — Kamen Sie zufällig bis auf diesen Platz?"

„Zufällig, ja," gab sie ihm zur Antwort, indem sie zum fernen Gebirg hinübersah. „Und Sie, warum schliefen Sie hier?"

„Ich wollte nicht," erwiderte er lächelnd. „Es kam so ...

Ich lag heute nacht lange schlaflos da; — warum, weiß ich nicht. Nun hab' ich hier nachgeschlafen!"

Wie er lügt, dachte Ada. Er sagt mir nichts von Erinna... Oder schrieb er das nicht in dieser Nacht? — — Großer Gott im Himmel! wie kam ich aber auf diesen verrückten Gedanken — ihn zu küssen —

Es übermannte sie wieder die Scham, und eine Art von Zorn. Sie mochte ihn nicht mehr anschauen; stumm fing sie an, wieder hinabzusteigen. In der Hast glitt sie aus und wäre fast gefallen; es erschreckte sie aber nicht, sie ging ruhig weiter.

„Fräulein Ada!" rief Rudolf ihr nach. Er folgte ihr. „Warum eilen Sie so?"

„Ich will nach Haus!" sagte sie kurz. „Essen — — ja, essen will ich!"

„Aber Sie werden fallen. Ich führe Sie!"

„Nein, nein, nein!" rief sie rasch zurück. Sie kletterte abwärts, so geschwind sie konnte. Es war schwieriger, als hinaufzusteigen; dennoch ward es ihr leichter; sie sprang mehr, als sie ging. Sie hatte kein Gefühl für die Gefahr; eine gewisse Erbitterung, eine trotzige Wildheit machte sie wie trunken. Es schien ihr, als wenn sie Flügel an den Schultern, oder Eisen in den Muskeln hätte. Sie sprach kein Wort, sondern eilte weiter, den Bäumen im Grunde zu.

Rudolf vermochte ihr kaum so schnell zu folgen. Sie war fast schon unten, als eine Erdscholle, auf die sie sprang, sich von ihrer Baumwurzel losriß und unter Ada hinwegrollte. Ada stürzte nach. Sie sank in die Kniee, neben einem Baumstamm, den sie noch erfaßte. Die Besinnung schien sie aber zu verlassen. Rudolf glitt sofort, mit eingesetzten Fersen, den Abhang hinunter, bis er neben ihr war; warf sich auf die Kniee und Hände, um nicht weiterzufallen, und ergriff dann die sinkende Gestalt.

Er sah, daß ihr nichts geschehen war; ihn durchfuhr eine heiße Freude, sie so nah' zu berühren, sie mit seinem Arm zu stützen und zu halten. Ada aber zuckte heftig. Sie bewegte ihre Schultern, ihren Rücken, ihn hinwegzustoßen. Sie suchte dann den jungen Stamm, vor dem sie lag, mit ihren beiden Händen zu umklammern und sich in die Höhe zu ziehn. Doch in der Erregung war sie ungeschickt und sank wieder zurück. Sie fühlte sich von Rudolfs Armen umfaßt. Jetzt brach sie in ein krampf-

haftes Schluchzen aus, das sie schüttelte. Thränen der Scham, der Wut stürzten ihr aus den Augen. „Lassen Sie mich! Lassen Sie mich!“ sagte sie mit halb erstickter Stimme.

„Was ist Ihnen?“ fragte er betroffen. Er gehorchte nicht, um sie nicht fallen zu lassen, er richtete sie und sich mit einer raschen Anspannung aller Kräfte auf und stellte sie auf die Füße. Sie lehnte sich mit einer Schulter gegen den Baum und stand. „Was ist Ihnen?“ fragte er wieder. „Was hab' ich Ihnen gethan?“

„Nichts!“ antwortete sie, indem sie die Zähne aufeinanderdrückte. Sie erstickte ihr Schluchzen, verbarg ihm ihre Thränen und ging langsam weiter. Der Rest des Weges war nicht mehr beschwerlich. Sie schwankte dennoch, als hätte sie noch Abgrund vor den Füßen; aber sie hielt sich aufrecht. Als sie unten stand, trocknete sie rasch und heimlich ihre nassen Wangen. „Und Sie, wohin wollen Sie?“ fragte sie dann mühsam.

„Nun, auch nach Haus!“ sagte er verwundert.

Sie erwiderte nichts. Sie ging hastig weiter. Obwohl die Sonne jetzt in der Mittagshöhe brannte, blieb sie in diesem Schritt. Rudolf folgte ihr ebenso rasch und war ebenso stumm. Als sie am Ende der Sumpfwiese stillstand, weil sie den Weg nicht wußte, ging er schweigend voran; und nun folgte sie. Erst am Ende dieser raschen, wortlosen Wanderung — als sie vor der Gitterthür angekommen waren, die zu ihrem Felsen führte — trat Ada wieder vor und ergriff die Thür. „Wollen Sie das Essen bestellen?“ sagte sie, ohne zurückzuschauen. Er nickte und ging auf das Wirtshaus zu.

Sie lief den Pfad hinauf, bis sie den Atem verlor; schloß ihr Häuschen auf, trat in Rudolfs Zimmer und legte geschwind die Blätter wieder in seine Mappe. Dann floh sie in ihr Schlafgemach, verriegelte die Thür und warf sich auf ihr Bett.

XXII.

An diesem Tag ließ sich Ada vor Rudolf wenig mehr erblicken. Durch die kleine Kellnerin meldete sie ihm, sie könne nicht mit ihm essen, weil ihr Kopf nicht gut sei, und sie blieb

allein. Sonderbar leben wir hier auf dieser „glücklichen Insel“, dachte Rudolf; und dieses Mädchen — was ist ihr denn geschehn? — Er zwang sich jedoch, nicht zu viel zu grübeln und zu denken. Er ließ sich Papier aus der Stadt heraufholen, denn seine Blätter gingen schon zu Ende; und nachdem er sein einsames Mahl gegessen und eine Weile, von Ada-Erinna träumend, auf dem Bett geruht hatte, kehrte er mit neuem Jugendfeuer zu „Erinna“ zurück. Der lange Morgenschlaf unter dem Himmel hatte ihn erquickt; die Erhebung, die ihn gestern so wunderbar beflügelt hatte, wachte wieder auf, wenn auch unter einem leisen Druck, der ihn noch beklemmte. Er saß wieder am Tisch und schrieb. Warum schrieb er das; — er wagte sich nichts Hoffendes zu sagen. Er vertrieb aber auch jeden zweifelnden Gedanken. „Wie es wird, so wird es!“ sagte er zuweilen vor sich hin, vertiefte sich in Erinnas Schicksal und fuhr fort, zu schreiben.

Von Zeit zu Zeit schlich, ohne daß er es ahnte, Adas leichtfüßige Gestalt bis an seine Thür; behorchte sein leises, monotones Murmeln — da er oft die Worte summte, die er niederschrieb — und schlich dann ebenso leise in ihr Zimmer zurück. Als die Nacht hereinbrach und der Mond heraufstieg — sie hatten im Wirtsgarten miteinander früh zu Nacht gegessen, auf Adas Bitte blieb aber die Wirtin da, um mit ihnen zu plaudern — als der Mond nun kam, saß Ada wieder lange auf dem Luginsland, unter ihrem „Zelt“; doch heute ohne Blumen im Haar, und ohne in den „Nebelglanz“ zu sehn, der die Welt bestrahlte. Mit geschlossenen Augen und gepreßten Lippen, wie irgend einem unsichtbaren Feinde trotzend, saß sie regungslos da. . . . Sie ging endlich zurück, schaute nach Rudolfs Fenstern; er hatte die Läden geschlossen, brannte aber Licht. Nur das Fenster, das über den tiefer liegenden kleinen Garten hinwegblickte, war offen und hell. Sie ging durch das Gärtchen hin, leise, fast unhörbar. Sie spähte zu ihm hinauf. Ob er wieder schreibt? dachte sie unfreiwillig lächelnd. Soll ich es denn nicht wissen? Kann ich's denn nicht sehn? — Rechts vom Abgrund herauf ragte ein Baum, eine Esche, über alle andern; seine starken Aeste bogen sich über dem Geländer in das Gärtchen herein. Ein phantastischer sechzehnjähriger Uebermut regte sich in Ada. Sie stieg auf das Geländer, das ein wenig knackte, schwang sich in den Baum, von Ast zu Ast, und lugte nun hinüber, wie ein Vogel auf seinem Zweig. Das helle Fenster war nicht mehr

höher als sie. Rudolf saß am Tisch; die Kerzen beleuchteten sein träumendes, tief ernstes Gesicht. Seine Lippen bewegten sich, seine Augen starrten. Dann glitt wieder die Feder über das Papier. Ja, er schreibt, dachte sie. Er ist bei Erinna . . . Könnt' ich von hier lesen, was er schreibt! — Oder könnt' ich leise wie ein Vogel in sein Fenster fliegen, mich auf seine Schulter setzen, ohne daß er's merkt, und mitlesen, Blatt für Blatt! — — Ich werd' gar noch närrisch vor Neugier. Was thu' ich hier im Baum? Was geht's mich an? O Ada! O Kind, o Kind!

Sie machte sich ein finsteres, zorniges Gesicht und kletterte wieder hinab. Auf den Zehen schlich sie dann in das Haus zurück, schloß in ihrem Zimmer Thür und Läden, entkleidete sich und suchte im Bett den Schlaf. „Komm, o komm, o Schlaf!" sagte sie leise, sehnsuchtsvoll vor sich hin. Lange kam er nicht. Immer sah sie wieder den Dichter der Erinna, mit den beiden Kerzen; oder er lag, mit roten Lippen, auf der Barmsteinklippe . . . Zuletzt siegte die Jugend, und fest und traumlos schlummerte sie bis tief in den Tag.

Rudolf war wieder verschwunden, als die Kellnerin zu Ada mit dem Frühstück kam. Schon vor einer Stunde war er bergan gestiegen, und noch nicht zurück. Diesmal hatte er, wie die Kleine berichtete, im Bett gelegen „wie die andern Menschen"; aber seine Kerzen waren heruntergebrannt, wie in der vorigen Nacht . . . Sobald Ada gefrühstückt hatte, ging sie in Rudolfs Zimmer; mit Bangigkeit, er könnte kommen und sie überraschen. Er kam aber nicht; obwohl sie lange vor seiner Mappe saß, Blatt auf Blatt herausnahm: denn unbegreiflich viel hatte er geschrieben. Den Schluß des ersten, dann den zweiten Akt . . . Ja, Erinna flieht! Doch nicht nach Norden, sondern nach Milet; da lebt sie nun, einsam, elend, mit der Sorge ringend — wie die Paoletti. Allen Versuchungen widersteht sie, fest und stolz; schwächer und schwächer widersteht sie dem dunklen, lockenden Verlangen, all dieser nutzlosen Not ein rasches Ende zu machen. Kunstreiche Decken und Teppiche wirkt sie, die sie nicht ernähren; sie sucht sich mit Hymnen, Liedern, Gesängen Namen und Ehre zu schaffen; aber wie formenrein, wie künstlich sie auch ihre Strophen baut und Melodien erfindet, das Feuer, die Seele fehlt; denn ihr junges, scheu gewordenes Herz kennt die Liebe nicht, die sie besingt. Und so

kommt sie, verspottet und verzweifelnd, an den Fluß, der das Thal durchfließt; und sie sucht den Tod — —

Ada las nicht weiter; sie starrte erschrocken auf das Blatt in ihrer Hand. Also davon handelt sich's, dachte sie, während das Herz ihr stillstand; davon dichtet er! — „Also du bist Ada," sagte sie laut, auf den Namen Erinna blickend, der da geschrieben stand. „Du bist nicht Luisa Paoletti; Ada, Ada bist du . . ." Sie stand auf, um alle Fassung gebracht. Sie raffte die Blätter zusammen, und als sei sie hier weniger allein, als könne hier irgend ein fremdes Auge auf sie niederschauen, floh sie hinaus, in ihr Zimmer.

Sie wollte weiterlesen, lange vermochte sie's nicht. Die Wimpern flogen zitternd auf und nieder; schmerzliche Gefühle nahmen ihr den Verstand. Als sie endlich die Stelle wieder gefunden hatte, wo Erinna sterben will, wie Ada es wollte, erwachte auf einmal eine süße Freude in ihrem Herzen: ein junger Athener, Charmides, erscheint, der sich schon im ersten Akt auf der Insel gezeigt, schlicht, treuherzig, ritterlich und gut, der Ada an Rudolf erinnert hatte — und dieser Charmides kommt, die arme Erinna zu retten. Er fängt sie auf, eh der Strom sie faßt. Er führt sie zu einem Steinsitz unter einem Felsen, der nahe am Ufer steht. Er redet ihr liebreich, ernst, herzbewegend zu, bis ihre Thränen fließen. Endlich fordert er ihr das Versprechen ab, nichts gegen sich zu thun, eh ein Mond herum ist; ihm in seiner Eltern Haus zu folgen, dort mit ihnen zu leben, bis diese Frist verstrich. . . .

Was wird sie antworten? dachte Ada stockend. Rudolfs Erinna, was thut die?

Mit großen, starrenden Augen las sie weiter. Erinna spricht. . . . Sie will nein sagen; denn verloren ist sie; was vermag Charmides oder irgend ein Mensch, um ihr noch zu helfen? — Aber sie sagt nicht nein. Ihm in die Augen blickend — indem sie den Kopf noch schüttelt — sagt sie ja statt nein. Irgend eine Stimme hat aus ihr gesprochen. Erschüttert steht sie da, hilflos, regungslos. Er nimmt still ihre Hand, und führt sie fort, zu seiner Eltern Haus.

So schloß dieser zweite Akt. . . . Ada war am Ende, legte das Blatt zu den andern. Beklommen, nachsinnend, fragend blickte sie durchs Fenster in die Luft, auf das Wirtshaus, auf die Straße hinab. Was ist ihr denn geschehn, dachte sie, daß sie ja statt

nein sagt? Warum folgt sie ihm auf einmal so hilflos und ergeben, wohin er sie führen will? — Ist das Liebe zu — — zu dem Charmides? — Woher und wie so schnell ist ihr die gekommen?

In diesen Gedanken schaute sie noch hinunter, als ein Bild, ihr so unerwartet und fremd wie aus einer andern Welt, auf der Straße vorbeizog und ihr ein Lächeln der Ueberraschung entlockte. Zwei leichte Wagen, jeder nur zweisitzig, aber ein Zweigespann vor jedem, kamen die große Windung herab, in der die Straße Adas Fels umkreiste. In dem ersten saß ein ältliches, angegrautes Paar, in dem zweiten Toni und Max. Sie hielten vor dem Wirtshaus, und den ersten Wagen konnte Ada nun nicht mehr sehn; desto ruhiger ließ sich das junge Paar betrachten. Max blickte mit strahlendem Behagen in die Welt hinein; es kam Ada vor, als sei er schon dicker geworden. Toni sah mit der gleichgültigen, etwas müden Neugier, wie sie bei der Mehrzahl der Reisenden sich allmählich einstellt, zu dem närrischen kleinen Häuschen auf dem Fels hinauf; ahnungslos, wer von da oben versteckt auf sie hinabschaute. Die schöne Gestalt saß so recht bequem in ihrer Wagenecke; sie nahm sich bereits wie eine gemütliche, wohlhabende, reizende Bürgersfrau aus, die, weil es sich so gehört, jährlich ein paar Wochen in den Bergen herumfährt. Max ergriff eine ihrer schönen Hände, strich und streichelte sie. Toni belohnte es ihm mit einem heiteren, einverstandenen Nicken und einem zärtlichen Blick.

Die kleine Kellnerin erschien neben dem Wagenschlag, ein Glas Bier in der Hand. „Aha!“ rief Max aus, mit so lauter Freude, daß es von der andern Seite des Hohlweges widerhallte. Er reichte galant seiner Liebsten das Glas. Sie that einen tiefen Zug. Darauf trank er den Rest; und nachdem er sich mit einem feinen, buntgeränderten Taschentuch (offenbar vom Vater! dachte Ada) den Mund abgewischt hatte, schwenkte er das Glas und warf es lustig gegen einen Stein, daß es in Stücke sprang. Mit einem dröhnenden, ungeheuren Lachen erheiterte er dann den Hohlweg, der ebenso dröhnend zurücklachte. „Ja, mein Kind, wir sind glücklich!“ schrie Max der Kellnerin zu. „Machen Sie nur auch, daß Sie heiraten ... Der alte Herr da vorne bezahlt! — — Hü!“ rief er den Pferden und dem Kutscher zu. Die Wagen setzten sich wieder in Bewegung, und mit eingelegtem Radschuh rollten und quietschten sie zur Stadt hinab.

Ada lächelte noch, als sie verschwunden waren. Wie nach einem komischen Traum aber, den man nicht mehr versteht, schüttelte sie den Kopf. Ja, wie glücklich die sind, dachte sie und stand auf; es wird ihnen wohl gut gehn; und ich — — ich beneid' sie gar nicht um ihr Glück! Ach, in all meinem Elend beneid' ich sie nicht um ihr Glück! — Dieser Felsen hier, von dem ich so unbemerkt auf sie hinuntersah — und Erinna — und alles, alles — —

Sie dachte nicht weiter, sie strich sich nur über die Stirn und das dunkle Haar. Die Blätter wieder in die Tasche steckend — auf die Gefahr, daß Rudolf kommen und sie vermissen werde — verließ sie ihr stilles Haus, wandelte über die Straße, auf der soeben „das Glück" vorübergerollt war, und stieg wieder, als müsse es so sein, zum Barmstein hinauf. Die wachsende Hitze beirrte sie nicht („umsonst ist der Tod", dachte sie); auch den Weg verfehlte sie nicht. Mit einer rastlosen, überwallenden Freude kletterte sie den steilen Pfad hinan, auf dem sie gestern fast verzagt und verzweifelt hätte. Sonderbar schlug ihr freilich das Herz, als sie oben ankam; doch da sie nun sah, daß sie heute allein war, daß niemand auf dem grauen Felsen schlief, ward es ihr ruhiger in der ungestümen Brust. Sie zog die Blätter hervor. „Laut, laut will ich es sprechen!" sagte sie, wie sich selber trotzend. „Laut in die Luft will ich es sprechen, was Erinna fühlt; was *wir beide* fühlen! O Poesie! Poesie! Nein, nein, nicht wie Toni; lieber leiden und vergehn — aber in Poesie! — O Leben! O Kunst! O ihr hohen Felsen! O ihr blauen Lüfte! Ich lebe noch, und ich will noch leben; ich, Erinna, Ada! Ich hebe meine Hände, seht ihr — in den Abgrund da unten spring' ich nicht hinab! Schau du nur herauf, grünschwarzer Abgrund du; locke mich nur; ich hab' es ihm gelobt — ich, Erinna — und ich will noch leben! O ihr Adler da oben — oder was ihr seid — windet euch nur in den Aether hinauf; ich klebe hier auch nicht fest — die Flügel der Phantasie hab' ich an den Schultern — und Gefühle, höher, höher als eure, tragen mich hinauf! Tief, tief unter mir liegt der graue Strom, und das Elend der Welt! Charmides, Charmides, ja, ich folge dir — —"

Sie schlug die Blätter auf, die von Erinnas Todessucht und Erinnas Rettung. Laut, wie verzückt, wie im Rausch der Jugend, las sie das in die Luft hinaus, sprach es zum Fels über ihr hin-

auf, sprach es in die Tiefe. Thränen der Begeisterung, der Trunkenheit standen ihr im Auge, flossen wie ein süßer, erquickender Balsam über sie herab. Ohne Gedanken, ohne Kunst sprach sie es so hin; als spräche sie es zum Schöpfer, der da oben in den Wolken steckte, der ihr die Zunge und das Herz gegeben hatte, und das junge Leben. Woher kamen sie nur, alle diese Töne; sie behorchte sich selbst. Jammer und Verzweiflung, Wehmut und Erschütterung; schluchzende Dankbarkeit, süße, süße Rührung — alles klang so selig schmerzlich, so rein, so wahr und wirklich durch die schwingende Luft. „O Charmides! Charmides!“ sagte eine Stimme so hinschmelzend seelenvoll, daß es ihr ins Herz griff; es war ihre eigene, es war Adas Stimme . . . Und wie über das gewollte „Nein“ hinweg rang sich ein unwiderstehlich quellendes „Ja“ aus ihrer Brust; hilflos, hingegeben: „Ja, ja, ich will!“

Ein Stein rollte neben ihr, unter ihr über den Abhang hin, schlug gegen einen Baum — so klang es — und sprang in die Tiefe. Ada horchte auf. Sie blickte ihm nach — und erschrak. Auf dem Weg, den sie heraufgekommen war, stand Rudolf, nicht weit von ihr. Mit blassem Gesicht, aber glühenden Augen, sah er zu ihr empor. Leise, wie es schien, war er herangeschlichen. Ihr zitterten die Glieder. Sie starrte auf die verräterischen Blätter in ihrer Hand; einige von ihnen entfielen den Fingern, die sich etwas öffneten. Ein schwacher Ausruf des Schreckens entfuhr ihr. Die Blätter flatterten dem Abgrund zu, über den Weg. Rudolf sprang aber hinzu und erhaschte sie noch, ehe sie hinabfielen.

Ohne ein Wort zu sagen, stieg er dann vollends herauf. Sie erwartete ihn willenlos, sie bewegte sich nicht. „Was thun Sie hier?“ stammelte er endlich, als er oben stand. „Wie kommen Sie zu — — zu dem da?“

„Ich fand es bei Ihnen — und ich nahm es mit,“ antwortete sie, vor sich niederblickend.

Er staunte sie an, selber ohne Fassung. „Und wie wunderbar redeten Sie hier — sprachen Sie das alles! — Wie ist es möglich, diese Rolle so wunderbar zu spielen —“

Sie hob eine ihrer bleichen Hände, wie um ihn zu bitten: O still!

„Verzeihen Sie mir,“ sagte sie dann leise. „Ich hätt' es

nicht thun sollen; hätte die Blätter nicht nehmen und nicht lesen sollen —"

„O doch, Ada! doch!" fiel er ihr ins Wort.

Als er dieses „Ada" sagte, ging eine Erschütterung über ihre Glieder. Doch indem sie that, als merke sie es nicht, und die Blätter, die sie noch hielt, zusammendrückend, fragte sie langsam: „Und wie soll es enden?"

„Wie es enden soll?" antwortete er, da ihr Blick auf die Blätter ihm sagte, was sie meinte. „Lachen Sie mich nicht aus! Ich weiß, es ist eine Thorheit, daß ich das alles schreibe ... Plötzlich kam's über mich ... Wie es enden soll?"

„Ja!"

„Mir schwebte vor — noch ein dritter Akt — —"

„Sagen Sie es doch!" murmelte sie, da er in befangener Schüchternheit verstummte.

„Wie Sie wollen! — Nun ja! — Charmides, dachte ich — — der gewinnt ihr Herz; Erinnas Herz. In seiner Eltern Haus, da vollendet sich das ... Und um zu versuchen, ob er nicht die Kunst, die Dichterin, die noch in ihr schlummert, ganz erwecken kann, — wagt er etwas Kühnes: er täuscht sie über sein Herz — als liebe er eine andre, nicht sie — — er erregt ihre Eifersucht. Das war mein Gedanke ..."

„Und dann?"

„Dann? — Dann geschieht, was er damit wollte: der Schmerz in ihr wird zum Lied; — schönste, traurigste, rührendste Gesänge — — Solche Wunder, sagt man ja, thut der Liebesschmerz! — Er aber findet diese Lieder — — und da ein Fest bevorsteht, ein großes Fest des Apoll — das sein Vater zurüstet; denn dieser weise, edle Mann ist der ‚Aelteste' im Ort — ein Fest, bei dem auch Dichtkunst und Musik um den Preis, den Lorbeerkranz, wetteifernd kämpfen sollen — so trägt er Erinnas Lieder heimlich seinem Vater zu, ohne zu sagen, wem er sie genommen. Und sie feiern das Fest. Und Charmides singt zur Zither die Lieder der Erinna; und mit jubelndem Beifall gibt man *ihnen* den Preis. Da ruft Charmides aus, auf die heimlich weinende Erinna zeigend: *Das* ist die Dichterin! Und man jauchzt ihr zu; sie aber — — sie versteht es nun, was Charmides wollte; und ihres Herzens nicht mehr mächtig stürzt sie in seine Arme — seine geöffneten Arme — —"

Rudolf brach ab. — „So dachte ich —! So ungefähr!“ setzte er nach einer Weile hinzu.

Ada nickte still. „So mag es wohl sein,“ murmelte sie, beinahe ohne Stimme. „Ja, so mag es wohl gut sein, mein' ich . . .“

Endlich blickte sie ihn an und sagte lauter: „O vollenden Sie das! — O vollenden Sie das! — Ich, ich will's dann spielen!“

Fast erschreckend, blaß vor Freude, lächelte er sie an. „Ada!“ rief er dann aus. „Das ist's ja, was ich will! Darum saß ich ja nur diese langen seligen Nächte über dem Papier! Denn was hoff' ich anders, als daß Sie — daß Sie —“

„Ach!“ seufzte sie auf.

„Ada! Gute Ada! Wie haben Sie vorhin, hier auf diesem Fels — so mit ganzer Seele — — Warum weinen Sie? — Ach, wenn Sie doch auch, wie Erinna, lieben könnten — —“

Sie antwortete nicht. Sie weinte vor sich hin, mit gesenkten Wimpern, während der Atem zitternd in ihr aus- und einging.

„Darf ich Ihnen sagen, Ada, wie es in mir aussieht? — Sie weinen so stumm und still. — — Ich schweige schon so lange; denn ich liebe Sie schon lange — süße, arme Ada —“

Irgend ein schmerzliches Gefühl zog ihr die Lippen abwärts. Es ward aber ein Lächeln daraus, das dieses zarte, nasse Gesicht wunderbar verklärte. Sie entschloß sich noch immer nicht, die Augen zu öffnen; mit sanft schwellenden Nüstern, das Kinn gehoben, schien sie auf etwas zu horchen. Sie horchte auf ein Gefühl, eine Stimme, einen Klang in ihr, der wie ein leises, rieselndes Lachen klang. „Lassen Sie mich!“ wollten ihre Lippen sprechen; aber es hinderte sie dieses heimliche, ungläubige, widersprechende, rätselhafte Lachen. O wie süß das ist! dachte sie. Was ist das . . . O wie ist es süß!

„Sie antworten nichts?“ hörte sie endlich Rudolfs leise bebende Stimme sagen. Es tönte etwas auf den Steinen, wie von seinem Tritt. Plötzlich kam eine Angst über sie, als wolle er gehn, sie verlassen. Sie fuhr auf und die großen blauen Augen suchten ihn. Er stand noch — bleich wie der Tod — auf derselben Stelle.

Was soll ich Ihnen antworten? dachte sie zu sagen. Doch als sie in das blasse Gesicht sah, vergingen ihr die Worte und

Gedanken. Sie trat auf ihn zu und nahm seine Hand. Es war ihr, als zöge diese Hand sie nun weiter, weiter, weiter, ohne Rettung ... Es schlug eine Flut über ihr zusammen, die ihr die Augen schloß. Als sänke sie ins Wasser, sank sie an seine Brust.

„Retter! Retter! Geliebter!" rief sie, ihn umschlingend.

XXIII.

Die „alte Frau", Adas Großmutter, saß in ihrem Lehnstuhl — aber aufrecht, wie sie es gewohnt war — neben der brennenden, grün verhängten Lampe, mit einem Zeitungsblatt. Ihr gegenüber, auf dem Sofa — zwischen ihnen der Tisch — saß der alte Hillmann; den Arm auf der Lehne und den Kopf in der Hand. Still, bewegungslos, gleich einer Eule, der auch die Dämmerung noch zu hell ist, blinzelte er mit den geröteten Augen, als kränke ihn selbst dieses grünliche und gedämpfte Licht. Er zog die Brauen herunter, auf den ersten Novemberregen horchend, der an den Fenstern rauschte und tropfte und die Straßen der stillen Stadt noch öder und stiller machte als sonst. Ein dickes Tuch lag um seinen Hals; in den Schlafrock hatte er sich völlig eingewickelt; dennoch fröstelte ihn von Zeit zu Zeit. Farblos, müde und schlaff war das alte Gesicht. Er sah aus, als könnte er einmal so sitzen bleiben und nicht wieder aufwachen. Die Großmutter betrachtete ihn heimlich, kummervoll; aber mit ganz sachtem und verstohlenem Kopfschütteln, nach der Art guter alter Frauen. Zuletzt legte sie die Zeitung leise auf den Tisch.

„Nun? Sie haben ja aufgehört!" sagte er, wie wenn diese Bewegung ihn erweckte. „Warum lesen Sie nicht mehr?"

„Weil Sie ja doch nicht zuhörten," antwortete die Alte.

Ein gewohnheitsmäßiges, bitter ironisches Lächeln belebte auf einen Augenblick Hillmanns stilles Gesicht. „Ich höre also von jetzt an wieder zu," erwiderte er. „Es ist ja immer noch das beste, was ich thun kann. Wir waren grade bei den Unglücksfällen; die lesen Sie ja gern! — Nur nicht böse; das ist ja sehr menschlich. Wie sollte man sein eigenes Unglück ertragen, wenn's nicht auch fremdes gäbe. Jeder von uns ist Balsam

für den andern! Ich könnte ordentlich stolz werden, wenn ich mir bedenke, was für ein erfrischender Balsam ich jetzt für die andern bin; auch für die ‚guten Freunde', für alle. Denn wie sagt jener Franzose: ‚Auch im Mißgeschick unsrer Freunde ist immer etwas, das uns heimlich wohl thut!' So ungefähr sagt er . . . Unrecht hat er nicht. Zum Beispiel, was mich und mein jetziges ‚Sankt Helena' betrifft — wenn ich die Paoletti ausnehme — und vielleicht auch die nicht —"

„Sie sind ein gottloser Mann, wie ich immer sagte," unterbrach ihn die Alte. „Aber das glauben Sie selbst nicht!"

„Kann sein!" sagte er ernsthaft. „Also lassen wir das, Frau Bornemann. — Haben Sie die Gewogenheit und Güte, lesen Sie weiter!"

„Von dem Unfall auf der Eisenbahn —"

„Das hab' ich gehört!"

Die Alte hatte die Zeitung wieder in die Hand genommen und die Brille gerückt, ohne die sie nicht las. Etwas langsam und schwerfällig, ungefähr wie noch nicht ganz ausgelernte Kinder lesen, trug sie vor:

„Ein sonderbarer, rührender Todesfall hat sich in X. ereignet, wo ein Italiener, der wegen eines Raubmordversuchs gefangen saß, in das Gefängnislazarett übertragen wurde, weil er schwer erkrankt war und es plötzlich und rasch mit ihm zu Ende ging. In diesem Zustand ließ er dieselbe Dame, gegen die er jenen Mordversuch gerichtet hatte, durch einige Zeilen des Arztes oder des Predigers ersuchen, ihm die letzte Bitte zu erfüllen, die er auf dieser Welt noch habe, und ihm von Angesicht zu Angesicht ihre Verzeihung zu gewähren, ohne die er nicht sterben könne. Die Dame, obwohl selber leidend, machte in ihrer Herzensgüte sich sogleich auf den Weg, ging an sein Sterbelager und erleichterte ihm seinen Abschied von der Welt durch eine ausdrückliche und herzliche Verzeihung. Ob nun dieser Vorgang ihrem leidenden Körper und Gemüt zu erschütternd war — oder ob die Krankheit des Sterbenden sich ihr mitgeteilt hat, wie andre glauben wollen — kurz, die Dame, deren Zustand sich plötzlich verschlimmerte, starb nach einigen Tagen, ehe man den andern noch begraben hatte."

„Hm!" sagte der Alte, wider Willen ergriffen. „Das war also auch so eine von den guten, allzu guten Frauen . . . Das

ist ein Frauentod! — Ja, ja, ja, die Frauen haben auch ihr Schlachtfeld . . ."

„Wie hieß diese Dame?" fuhr er fort. „Oder haben die Zeitungsschreiber vergessen, ihren Namen zu nennen?"

Die Alte schüttelte den Kopf. „Da steht noch mehr!" sagte sie, und las langsam weiter:

„Vielleicht das Merkwürdigste aber an diesem merkwürdigen Vorfall ist, daß die Dame der Welt keineswegs unbekannt, vielmehr einst eine beliebte, sogar gefeierte Persönlichkeit war. Sie gehörte der Kunstwelt an" — —

„Warum stocken Sie?" fragte Hillmann, da die Vorleserin verstummte. „Nun? — Warum lesen Sie nicht weiter?"

Die Alte, deren Gesicht sich entfärbt hatte, suchte es ihm hinter der Lampe zu verbergen. Sie war heftig erschrocken; denn der Satz, in dem sie abbrach, lautete: „Sie gehörte der Kunstwelt an, und Madame Luisa Paoletti hat früher unter dem Namen Luise Hillmann auf der Bühne, als Darstellerin tragischer und sentimentaler Rollen, sich einen Namen gemacht."

„Darf ich noch einmal fragen, warum Sie nicht weiterlesen?" sagte Hillmann verwundert.

Die gute Alte faßte sich mit Mühe. Soll ich ihm auch noch diesen Kummer machen? dachte sie, den Kopf schüttelnd. „Es steht da nur: ‚sie gehörte der Kunstwelt an'," sagte sie, indem sie tief in die Zeitung blickte. „Und dann weiter nichts als: ‚Wir kommen ein andermal darauf zurück.'"

„Nun ja! warum lasen Sie das nicht?" fragte Hillmann.

Sie faßte sich noch einmal. Mit etwas gesenkter Stimme antwortete sie: „Ja, verzeihen Sie — als ich zu der ‚Kunstwelt' kam, brach ich lieber ab. Wozu soll ich Sie — und mich — noch an die ‚Kunstwelt' erinnern. Theaterberichte les' ich Ihnen ja auch nicht vor. Die sind nicht für uns!"

„Nein; nur ‚Unglücksfälle'!" sagte Hillmann mit einem kurzen, ingrimmigen Lachen. Plötzlich stand er dann auf. Sein altes Feldherrngesicht, aber finster, verbissen, wuchs gleichsam aus den Trümmern dieses welken, fahlen Antlitzes zusammen. Er rieb sich die Brust, zerrte an seinem Halstuch. Er drückte die kranken Augen wie vor Schmerz zusammen; es war aber nur eine innere Bewegung, die heraus wollte. Mit einem Ausdruck wilder, zorniger Resignation sank er dann wieder auf das Sofa zurück.

„Ich verhungere hier," sagte er.

„Wie meinen Sie das?" fragte die gute Frau erschrocken. „Sorg' ich nicht für alles, so wie Sie es wollen —"

„Ja, das thun Sie. Ich verhungere hier geistig, will ich damit sagen. Wenn ich nun doch einmal noch am Leben bin — wie leb' ich hier? Lesen kann ich nicht, seit diese verfluchten Augen mir nicht mehr gehorchen; die ich ruiniert habe mit dem nächtlichen Studieren für — — nun, für sie ... Menschen hab' ich hier nicht; will ich hier nicht haben. Keiner soll mir nahe kommen! — Nun ist der Winter da. Ein ordentlicher Mensch geht da ins Theater. Davon hat er doch was; denn auch wenn sie ihm eine recht erbärmliche Komödie vorspielen, es ereignet sich doch etwas, es sind Menschen, Menschen und ihre menschlichen Schicksale — und es ist doch Kunst!"

„Ich hab' Ihnen ja auch zugeredet, wieder hinzugehn," sagte die Alte schüchtern. „Sie sollen hier zwar nicht zum besten spielen — natürlich — aber wie Sie selber sagen: es ist doch Kunst. Es ist doch Ihr Leben. Jetzt wäre auch ein Gast hier, wie in der Zeitung steht. — Aber Sie wollten ja nicht!"

„Weil ich dachte: nie wieder ... Aber ich verhungere. Ich verfaule. — Es ist dunkel in mir, Frau Bornemann. — Ich wollte, es würde Nacht!"

Die Alte schwieg, indem sie in stillem Gram die mageren Hände ineinander legte. Erst nach einiger Zeit sagte sie halblaut, hinausdeutend: „Die Wagen rollen schon. Das Theater wird bald anfangen. Wollen Sie heute hin?"

„Ich sehe ja nichts," gab er ihr mit seinem ironischen Lächeln zur Antwort. „Das bißchen, was ich halbblinder Mann noch sehe, ist nicht der Rede wert! — Diese sogenannten ‚Opernglucker' — auch ein schöner Name — machen mir Augenschmerzen —"

„Aber Sie hören doch, und das ist die Hauptsache. Sie hören, was da vorgeht; das fesselt Sie, das zerstreut Sie —"

„Sie meinen es gut mit mir, Frau Bornemann. Aber tote Leute haben keinen Willen mehr. Ich bin ein toter Mann. Ich will und will nicht. Ich weiß nicht einmal, was ich will. Lassen Sie mich nur! Lesen Sie nur weiter!"

Sie nahm wieder die Zeitung, traurig die Achseln zuckend. Da sie ihn aber doch weicher und mitteilender als gewöhnlich sah, schob sie die Brille zurück, und statt vorzulesen, betrachtete sie ihn

noch einmal forschend, ein wenig furchtsam, aber nicht ohne Hoffnung. „Wollen Sie auch noch etwas aus der gestrigen Zeitung hören?“ fragte sie zunächst, gleichsam um die Ecke.

„Diese Frage versteh' ich nicht, wenn Sie gütigst erlauben,“ antwortete Hillmann. „Die gestrige Zeitung hab' ich ja schon gehört!“

„Nicht alles!“ sagte sie.

„Also was denn nicht?“

„Wollen Sie es hören?“

„Nun ja doch, zum Teufel!“ brummte er. „Nun bin ich neugierig, was Sie sich da so klug vorbereitet haben. Also ja doch, ja doch!“

Die alte Frau zog aus der Schublade des Tisches ein andres Zeitungsblatt hervor, und nachdem sie vor Furcht zweimal gehustet hatte, las sie so resolut und rasch, wie ihr nur möglich war:

„Aufruf. Herr Friedrich Hillmann wird inständig, zum zweitenmal, ersucht, an die Expedition dieser Zeitung seinen jetzigen Aufenthalt bekanntzugeben; man hat ihm eine wichtige und erfreuliche Mitteilung zu machen.“

Das fahle Gesicht des Alten rötete sich ein wenig, sobald er merkte, wohinaus dieser Aufruf wollte. Ruhig ließ er sie aber bis zu Ende lesen. „Ist das alles?“ fragte er dann, scheinbar ganz unbewegt.

„Ja,“ sagte sie ängstlich. — „‚Zum zweitenmal‘, steht da. Das erste Mal haben wir nichts davon erfahren; oder es übersehn —“

„Nun, es ist ja auch heute so gut, als hätten wir's übersehn!“ unterbrach er sie, indem er die geröteten Augenlider ingrimmig niederdrückte.

„Sie wollen nichts, nichts darauf erwidern? — Lieber, guter Herr Hillmann —“

„Tote Leute erwidern nichts. Ich bin aus der Welt. Das wissen Sie ja; und so soll es bleiben. Wenn ich selbst der Madame Paoletti meinen Aufenthalt verschwiegen habe —“

„Ach!“ seufzte die Alte leise, an den Tod der Paoletti denkend. Sie wagte aber noch eine letzte Frage: „Haben Sie auch alles gehört?“ sagte sie sanft. „Eine erfreuliche Mitteilung“ —

Ada schwebte ihr vor; Ada, die sie vor dem alten Mann

nicht mehr nennen durfte; die sie abends als tot beweinte, morgens wieder klopfen zu hören glaubte. Bei Gott ist ja nichts unmöglich, dachte sie . . .

Hillmann stand etwas unruhig auf und ging durch das Zimmer. „Ja, ich hatte alles gehört!“ murmelte er. „‚Eine erfreuliche Mitteilung‘ . . . Seien Sie doch nicht thöricht, alte Frau. Es gibt auf der ganzen, weiten Welt nur eine erfreuliche Mitteilung, die mir kommen könnte; und die kann nicht kommen. Die kann nie mehr kommen. Damit sind wir fertig! — Für etwas Geringeres hab' ich keine Ohren, keine Augen mehr; will auch keine haben. Ich habe auch meine Größe, Frau Bornemann; ich, Friedrich Hillmann. Also verbrennen Sie nur ruhig dieses Zeitungsblatt. Friede seiner Asche!“

Die Alte strich kummervoll über ihr graues Haar und die zerknitterte Haube. Ihr langes, zartes Gesicht, das sich vorhin belebt hatte, ward jetzt um viele Jahre älter. Sie that keinen Seufzer, sondern wie versteinert starrte sie Hillmann nach.

„Wohin wollen Sie?“ fragte sie nach einer langen Stille, da sie ihn seinen Hut vom Riegel nehmen und abbürsten sah.

„Doch einmal ins Theater!“ antwortete er, in die Ecke sprechend. „Ich muß einmal etwas thun . . . Sie haben mich aus meiner Dachsbauruhe richtig aufgescheucht, mit Ihrem gottver — — mit dem ‚Aufruf‘ da. Dieses Mausloch hier wird mir heut' zu enge. Das wenigstens haben Sie erreicht! — — Sagten Sie etwas?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ein Gast, sagten Sie, soll da heute spielen?“

„Ja,“ antwortete sie.

„Das wird so ein Stern vierter Größe sein — wie sie über diesen angenehmen ‚Mittelstädten‘ zu leuchten pflegen. Nun, ich will mir die Posse doch einmal anschauen; ich hab' Ihnen dann etwas zu erzählen, Frau Bornemann. Wenn ich nicht wiederkomme, so hat mich der Teufel geholt; der Herzteufel, mein' ich: denn an dem Herzfehler da, den ich als mein eigener Arzt erkannt habe, werd' ich ja doch einmal sterben; — und wenn ich im Theater stürbe, so wäre doch wenigstens Logik und Vernunft darin. Ich weiß schon: Sie wollen mich wieder mit dem Namen eines ‚Gottlosen‘ beehren. Ich quittiere dankend. Guten Abend!“

„Guten Abend!“ gab sie ihm sanft, mitleidig zurück.

Er trat in sein Zimmer, wechselte den Rock, hüllte sich in seinen alten Mantel, schlug den Kragen hoch und ging, durch eine andre Thür, die Treppe hinab. Auf der Straße empfing ihn nur noch ein feuchter, sprühender Nebel, der Regen hatte aufgehört. Ueber das schmutzige Pflaster, in dem die wenigen Laternen sich traurig spiegelten, wandelte er langsam dem Theater zu, in die Gedanken versinkend, die er zu Hause, vor der alten Frau, so hartsinnig verschloß. Wie auf manchen Leuchttürmen das Licht sich beständig dreht, bald verschwindet, bald wiederkehrt, so war „das Kind“ der Gedanke, der, aus der Nacht seines Gehirns immer wieder verscheucht, immer wieder aufblitzte. Das sind die beiden ewigen Rätsel meines Lebens, dachte er im Gehn: daß ich Luise verlassen konnte, und daß mein großes, mein Hauptwerk, Ada, mir mißlang! Das versteh' ich niemals ... Alles, alles, alles daran zu setzen — und dann: blatt! sagt die Seifenblase! — —

Er sah das Theater vor sich, ein altes, schmuckloses Haus. In den hölzernen Vorbau vor dem Eingang drängten sich die Leute. Ihm ward beklommen zu Mute, ehe er sich hineinwagte; ein drückendes, schmerzhaftes Gefühl zerrte an seinem „fehlerhaften“ Herzen. War ich denn ein schlechter Vater gegen das Kind? sagte er zu sich. Hat sie mich verlassen, oder ich sie? Hatte sie recht, als sie in jener Nacht auf den Zettel schrieb: sie gehe fort, um mich von dem Gegenstand meines Hasses, meiner Verachtung zu befreien? — Mild und gut war ich nicht. Mitleid hatt' ich nicht. In den großen und kleinen Napoleons steckt dergleichen nicht; die sind hart, übermenschlich, unmenschlich; die schonen nicht, weder sich, noch andre! — — Ach, und ich hab' nun doch manchen Krampf im Herzen; vielen, vielen Kummer — —

Er rieb sich die Augen, die sich feuchteten, und um diese Gedanken hinter sich zu lassen, trat er rasch in das Haus. Als er ins Parterre kam, sah er den kleinen, aber hohen Zuschauerraum fast schon ganz gefüllt; das Novemberwetter und wohl auch der „Gast“ lockten die guten Leute. Man wies ihn hinten auf die letzte Bank. Ein Theaterdiener bot ihm einen Zettel an; er lächelte und dankte. Gleichgültiger, dachte er, kann mir wohl auf der Welt nichts sein, als wie die „Künstler“ heißen, die ich sehen werde; und was für ein Stück sie spielen, werd' ich ja durch

das Stück erfahren! — Das kleine Orchester hatte ausgespielt und der Vorhang ging auf. Ein antiker Wohnraum, eine Halle, zeigte sich. Gestalten in altgriechisch sein sollenden Gewändern erschienen: so viel konnte er auch auf seiner letzten Bank und mit seinen invaliden Augen erkennen. Altertum! dachte er. O weh! — Die sind wohl verrückt; diese Puppenspieler — und vor diesen Zuschauern. Wie die die geschwollenen Verse pathetisch herunterleiern werden! Das hab' ich noch schlechter getroffen, als ich dachte. Nach dem ersten Akt geh' ich wieder fort!

Nur eine Stimme wirkte auf ihn, so daß er verwundert aufhorchte; eine Frauenstimme. Es war noch jemand aufgetreten, eine junge Griechin, die man „Erinna" nannte. Diese Erinna sprach. Er hob das Kinn, und mit gekniffenen Augen schaute er teilnehmender hin. Die Gestalt war nicht groß; sie sagte ihm nicht viel, da er die einzelnen Formen nicht erkannte; aber ihre Stimme — — Beunruhigt, beklommen fuhr er fort, zu horchen. Wie ähnlich, dachte er; ähnlich war Adas Stimme ... Nur nicht ganz so kräftig; nicht so voll, so tönend. Und, wie ich es jetzt ansehe, auch nicht so beseelt ... Ja, diese Stimme da — die ist beseelt! Unglaubwürdig natürlich, wahr, seelenvoll — unter diesen Gesellen! — — Er riß sich endlich aus seinem Staunen, seinen schmerzlich vergleichenden Empfindungen auf: wie mag dieses junge Wesen heißen! murmelte er leise. In der Hand seines Nachbars sah er einen Zettel; er bat ihn sich aus, und suchte mit seinen widerspenstigen, schmerzenden Augen den Namen Erinna. Drei Sterne standen daneben; unten, mit denselben Sternen: „Fräulein Barmstein, als Gast." Unbekannter Name! dachte Hillmann. Sonderbarer Name! Jedenfalls noch eine junge Dame; — aber nicht bloß natürlich und voll richtiger Empfindung: auch geschickt, geschickt! Wunderbar geschickt! Was für einen Lehrmeister hat denn die gehabt, daß sie so viel kann; so verständig einteilt, aufbaut, — alles klar und belebt! — Noch etwas viel Gesang in der Stimme, scheint mir; aber sie singt aus dem Herzen!

Das Stück ging weiter. Die Handlung entwickelte sich. Immer befremdeter saß der Alte da. Es entwickelte sich, in griechischer Verkleidung, das Jugendschicksal der Paoletti; seiner Luise Schicksal. Eltern wie die ihren; ihre Talente, ihre Anfechtungen, ihre Verbitterung und Verzweiflung; endlich auch ihre

Flucht. Aber diese griechische Paoletti war auch der Ada ähnlich: Adas Wesen und Art; Adas Eigenheiten — ihre Lieblichkeit — — Und Adas Stimme! Adas Stimme! dachte er erschüttert. Mein Gott, diese Aehnlichkeit! — Und sie kann's nicht sein; das ist ja unmöglich, Ada ist hin; Ada lebt nicht mehr; — oder wenn sie noch lebte — wenn sie wieder spielte — woher hätte sie das. Diese Zaubertöne; diese klagenden Himmelstöne; diese unbegreiflich rührende Sprache der Natur . . .

Ein Akt war aus; nicht sehr stürmischer, aber warmer Beifall rief den Gast hervor, der mit einigen der Mitspieler erschien. Im Orchester begann eine gedämpfte, schwermütige Musik. Hillmann saß und lauschte. Ihm war zu Mut, wie nie in seinem Leben: wie in seinen Knabenzeiten schien er sich zu träumen, verrückte, dumpfe Gefühle zu empfinden, ohne Sinn und Vernunft; und zugleich lag ihm der hoffnungslose Gram eines alten Mannes auf der Seele . . . Er beneidete den Vater dieser jungen „Erinna"; er bewunderte sie; er dachte an Ada und biß die Zähne zusammen . . . Seine Nachbarn unterhielten sich über die Künstlerin. Vor nicht viel mehr als einem Monat sei sie aufgetaucht, an einer mittleren Bühne; auch als Gast, auch mit diesem Stück. Hier spiele sie es nun schon auf der dritten oder vierten Bühne; überall mit gewaltigem Erfolg; sie sei aber auch ein „Phänomen", wie die Zeitungen sagten. Große Theater, Hoftheater, stellten ihr schon nach; der Regisseur von dem Hoftheater in X. solle auch unter dem Publikum sein, um sie spielen zu sehn. Ueberall spiele sie zuerst dieses griechische Stück; dann erst andre von Schiller und Shakespeare, oder von Modernen. Jung sei sie noch, blutjung; wenigstens heiß' es so; aber sie werde wohl bald einen Namen haben, wie die Großen, Berühmten! — — Ja, ja! ja, ja! flüsterte der unglückliche Hillmann vor sich hin. Ja, das wird sie wohl . . . Ich sollte fortgehn, eh sie wieder anfangen. Was thu' ich hier. Ich gehe wieder nach Haus!

Indessen hob sich der Vorhang. Erinna — so viel erkannte er — saß schon auf der Bühne; und sein Theaterherz, mächtiger über ihn als sein Menschenherz, hielt ihn fest. Er blieb. Immer wunderbarer, rätselhafter ward ihm dieses Stück. Erinna in der Fremde, so wie Luisa in Deutschland! Ihre kunstvollen Gewebe, mit denen sie mühsam und elend sich das Leben fristet; dann ihre Kunst, die ihr nicht gedeiht; ihre Sehnsucht, zu sterben . . .

Und ist es denn möglich, dachte er, wirklich menschenmöglich, daß ein Wesen dem andern so ähnlich ist, wie diese Erinna da meiner, meiner Ada! Die Stimme — auch die Gestalt — — Ja, bei Gott, ja, auch die Gestalt! — Er wiegte den Kopf ruhelos hin und her, in gespenstischen Gefühlen. Er rückte auf seinem Stuhl. Er murmelte halblaut. Die Zuschauer um ihn her betrachteten ihn verwundert. Endlich fuhr einer auf, der vor ihm saß, ließ einen Zischlaut hören und flüsterte zornig, ob er sich nicht still verhalten wolle, wie es sich hier schicke. Hillmann fuhr zusammen. Das mir! dachte er. Im Theater, mir! — Er erwiderte nichts; beschämt saß er still. Nur sein Herz schlug so heftig und so ungleich, daß er fühlte: das halt' ich nicht aus. Ich bleibe hier auf dem Platz; ich steh' nie wieder auf; denn es bringt mich um!

„Darf ich Sie auf einen Augenblick um Ihr Glas da bitten?" flüsterte er, sich Mut machend, seinem Nachbar zu.

Zögernd, etwas unwillig, streckte dieser die Hand aus und hielt sein Opernglas hin. Der Alte dankte verlegen; hob dann das Glas mit beiden zitternden Händen an die Augen und richtete es auf Erinna. „Das ist Ada!" rief er plötzlich aus.

„Sind Sie denn von Sinnen?" rief es neben ihm. Von vorne, von links und von rechts erhob sich ein heftiges, allgemeines Zischen. „Hinaus mit ihm, wenn er nicht ruhig sein kann!" hörte er eine halblaute, barsche Stimme sagen. „Er ist toll!" flüsterte ein andrer.

O ja, ja, ich bin toll! dachte der Alte, dem auf einmal Thränen aus den Augen stürzten. Das ist Ada; das ist meine Ada . . . Er wiederholte sich nur immer, während er das Opernglas wie ein Unsinniger an seine Brust drückte: Das ist meine Ada! — Ein kindisches, lachendes Schluchzen wollte ihm aus der Kehle. Er zog sich in sich zusammen, um es zu ersticken, und dachte über dieser Anstrengung zu sterben. Von dem, was sie da agierten, hörte er nichts mehr. Endlich fiel der Vorhang, und von allen Seiten, vor ihm, über ihm erhob sich ein stürmisches Beifallklatschen ohne Ende.

Erinna erschien, mit dem jungen Griechen. Sie verschwanden wieder; aber in dem ganzen Haus klatschte und rief man fort. Sie erschienen noch einmal; es ward keine Ruhe. Erinna allein mußte sich zeigen; zwei-, dreimal. Immer wieder brauste der Beifallslärm durch das Haus.

Hillmann war aufgestanden; sein blasses, feuchtes Gesicht starrte wie das eines Menschen, der die Fassungskraft verloren hat, über die Logen hin. Er legte das Glas still auf seinen Sitz. Er nickte seinem Nachbar zu; dann flüsterte er heiser, man möge die Güte haben, ihn hinauszulassen. Ungeschickt drängte er sich vorbei und schwankte aus der Thür.

Er mußte zur Bühne; weiter dachte er nichts. Obwohl sein Herz zuweilen aufhörte, zu schlagen, hielt er sich doch aufrecht. Er fand den Eingang, am Ende des Korridors, und unbeachtet kam er bis an die Kulissen. Gegenüber, jenseits der Spielbühne, sah er Ada stehn; neben ihr stand ein junger Mann. Es war Rudolf Berger, wenn seine trüben Augen ihn nicht täuschten. Sie redeten miteinander. Sie nahm ein Blatt, einen Brief — oder was sonst — aus Rudolfs Hand, sah hinein, lächelte dann glücklich. Nur schien sie zu schwanken; doch der Alte begriff, das lag in seinen Augen: denn es schwankte alles. „Anfangen! Anfangen!“ rief dann eine Stimme.

Der dritte Akt, der letzte, begann. Zwischen den ersten Kulissen, hinter einem Rosengebüsch, stand er nun und horchte; einen Arm an das Holz gelehnt, das die Kulisse trug, den andern auf seiner Brust. Schauspieler, die in seine Nähe kamen, blieben zuweilen stehn; bemerkten mit Verwunderung einen alten Mann, den sie nicht kannten, dem unaufhörlich Thränen über die Backen liefen. Niemand redete ihn an; niemand mochte ihn stören. Sein feierliches, totenblasses Gesicht weckte wohl auch Ehrfurcht. Sie traten zurück und betrachteten ihn schweigend aus der Ferne.

Woher hat sie das! Woher hat sie das! murmelte er zuweilen, auf die Worte und Töne der Erinna horchend, mit seligem, staunendem, bangem Kopfschütteln vor sich hin.

Zuletzt ward sie still; er hörte sie nur noch weinen, aber vor Glück und Liebe. Wie kommt dir dieses wunderbare, wunderbare Weinen! flüsterte er, die Hand auf seinen Augen. Danach sprach der andre, der Jüngling. Dann rief sie dessen Namen, herzerschütternd, daß der Alte bebte; dann, nach einer Weile, jubelte das Volk. Der Vorhang rollte herab. Wie wenn unzählige Vögel in die Höhe rauschten, fiel von draußen das Getöse der klatschenden Hände ein. Das Volk auf der Bühne stob wie ein Schwarm von dannen; Ada und der andre blieben stehn. Wieder hinauf rollte der Vorhang; sie verneigten sich. Draußen

klatschten sie fort. „Auf!“ rief eine Stimme; und dann wieder und wieder. Dem alten Hillmann legte sich dichter Nebel vor die Augen. Er konnte nicht mehr sehn, ob Ada sich verneigte; er sah nur noch ihre zerfließende, schwimmende Gestalt. Endlich ward es still.

Mit den Händen vor sich her tastend trat er auf die Bühne. „Ada! Mein Kind!“ sagte er, plötzlich scheu, fast flüsternd. „Geh noch nicht fort! — Ich bin's!“

Ada sah ihn an. Mit einem Schrei stürzte sie auf ihn zu. Ihre Arme umschlangen ihn, ehe die seinen sie ergreifen konnten.

„Vater! Hier! Sie sind hier! Hab' ich Sie!“ rief sie mit der süßen Herzensstimme, die ihn erschüttert hatte, und bedeckte sein Gesicht mit ihren Küssen.

„Gutes — gutes — ja, ja, gutes Kind!“ stammelte er noch; aber die Zunge wollte nicht mehr sprechen. Er suchte sie zu umfassen, wie sie ihn umfaßte. Die Arme versagten ihm. „Daran sterb' ich,“ lallte er, ohne daß sie es hörte. Schluchzend sank er dann aus ihren Armen und vor ihre Füße hin.

XXIV.

Hillmann kam noch wieder zu sich; aber erst im Bett, im Gasthof, wohin ihn Rudolf hatte bringen lassen. Er erblickte Ada und Rudolf neben seinem Bett; anfangs schien er noch zu glauben, daß er träume, und redete verworren; bald kam ihm aber die volle Klarheit des Bewußtseins zurück. Ada kniete nieder, nahm seine Hand und drückte sie mehrmals an die Lippen. Er zog sie weg, unruhig, wie beschämt. Er nickte dem „Kind“, dessen Augen seine Blicke suchten, mit gerührtem Lächeln, aber unsicher zu. Eine gewisse Scheu, ja Schüchternheit schien ihn von Ada zu entfernen. Ein Ausdruck von geheimer Traurigkeit lag auf seiner Freude. Doch er hielt Adas Hand in der seinen, streichelte sie, drückte sie. Dann schaute er wieder das Mädchen und den Jüngling wie ein paar Wunder an, und flüsterte glückliche, liebkosende Worte mit leise zitternden Lippen.

Auf ihre Fragen erfuhren sie von ihm, daß er nur zufällig, ahnungslos ins Theater gekommen sei; daß er hier wohne, und

wo. Sie ließen die Großmutter holen. Die Seligkeit der alten Frau war erschütternd; mit keinerlei Wehmut gemischt und ohne Grenzen.

Unterdessen kam der Arzt, den man gerufen hatte, und verweilte lange, beobachtend, an des Alten Bett. Er fand den Puls so ungleich, wie er es noch nie erlebt zu haben gestand; bald stürmisch, heftig, bald wie zum Tode schleichend. Nach und nach trat eine Beruhigung und Befestigung ein, so daß die unmittelbare Gefahr, wie es schien, verschwand. Der Arzt zog sich zurück, mit der Versicherung, er werde am Morgen wiederkommen. Man möge aber den Alten jetzt in Ruhe lassen; denn Ruhe und Schlaf seien alles, was er brauche.

Indessen Hillmann wollte nicht allein sein; er wollte Ada und Rudolf noch nicht von sich lassen. Rudolf mußte am Fußende seines Bettes ihm gegenüber sitzen, so daß er in die „guten braunen Augen" sehen konnte; Ada neben ihm, und Hand in Hand. Sein Gemüt ward freier; mit dankbaren, rührend zärtlichen Blicken erwiderte er die Liebe, die aus den ihren sprach. „Verzeih mir!" sagte er leise, dann lauter.

„Verzeihen Sie mir, Vater" (sie sagte nicht mehr „Papa"). „Sie mir!"

„Also einer dem andern!" erwiderte er lächelnd.

„Längst, längst wollt' ich Sie darum bitten," fuhr sie mit weicher, gedämpfter Stimme fort; „an Madame Paoletti haben wir geschrieben, gefragt, wo Sie seien; aber sie wußte nichts. Dann gaben wir zweimal einen ‚Aufruf' in die Zeitungen —"

„Also von euch kam der Aufruf!" murmelte der Alte.

Die Großmutter, die still in einer Ecke saß, nickte vor sich hin. „Ich wußt' es ja!" seufzte sie vor Glück.

„Kind, Kind!" fing er dann endlich an, tiefer in sein Herz greifend. „Wo warst du, und was wurde aus dir, in all dieser Zeit? Was für Wunder sind mit dir geschehn; wie spielst du jetzt . . . Woher hast du das alles?"

Er sagte es mit schmerzlicher Freude und mit nassen Augen.

„Von wem ich das habe?" antwortete sie weich, wieder seine Hand küssend. „Von — zwei Meistern, Vater; von Ihnen und noch einem; er hat Flügel, wie die Leute sagen (sie lächelte, um dem Alten minder weh zu thun); die thörichten Leute schelten ihn einen kleinen Jungen. — Uns hat er sich anders gezeigt:

Dem da hat er dieses Stück gegeben, das wir heute spielten; und mich — — mich hat er erst zu einer rechten, ganzen Künstlerin gemacht ... Ja, ich lieb' ihn, Vater!" sagte sie ganz leise, fast an Hillmanns Ohr, während eine schwache Bewegung ihres Kopfes auf Rudolf hinüberwies. „Weit von hier — auf einem Felsen — ist dieses Wunder geschehn ... Dann — — dann bin ich entflohn, weil es so besser war; aber nun sind wir in allen Ehren verlobt. Lassen Sie mir das: es macht mich besser, in allem; — Ihnen bleib' ich doch! Ewig, ewig bleib' ich Ihnen dankbar! Was hätt' er mir auch genützt, dieser zweite Meister, wenn ich den ersten nicht hatte. Was wär' ich ohne den — und ohne sein Vaterherz ... Ich hatte Sie nicht immer lieb, armer, guter Vater; — jetzt hab' ich Sie ewig lieb!"

„Teures, teures Kind!" flüsterte er mit erstickter Stimme.

„Ja, Sie haben recht," fuhr sie fort; „es sind Wunder geschehn! Die werden nicht immer geschehn, das weiß ich wohl; er wird vielleicht kein solches Stück mehr schreiben, — zu seiner Wissenschaft kehrt er jedenfalls zurück; und ich — — vielleicht werd' ich auch nicht zeitlebens spielen ... Aber solang' ich spiele, werd' ich Ihnen keine Schande machen, hoff' ich —"

„O du, du!" sagte der Alte, nun voll reinen Glücks. „Ehre über Ehre!"

„Ich wollte nicht unter Ihrem Namen spielen — jetzt, jetzt noch nicht; erst wenn alles gut ist, dann lassen Sie mich wieder Ada Hillmann heißen! — Ein schönes Telegramm kam vorhin, nach dem zweiten Akt: eine große Stellung bieten sie Ihrer kleinen Tochter an; lesen Sie das, Vater. Weinhöfer, der Ruhelose, jetzt Theateragent, der hat es gemacht; als ‚Phänomen', als ‚größten Stern der Zukunft' hat er mich gepriesen. Aber glauben Sie nicht, daß ich eitel werde! Nein" — sagte sie leiser, unwillkürlich errötend — „nicht wahr, lieber Vater: zu stolz, zu hoch wollen wir ja nicht von mir denken; ich gewiß nicht, Vater! Ich hab' mir auch gelobt, mehr zu werden als nur so eine ‚begabte', ‚gefeierte' Künstlerin; ein ganzer Mensch will ich werden; — der da wird mir helfen!"

„Ja, ja, ja!" murmelte der Alte und nickte.

„Nun aber verlassen wir Sie," sagte Rudolf, stand auf und winkte den andern. „Lieber Vater Hillmann, morgen reden wir mehr! Ihre Versöhnung — mit mir — hab' ich schon von Ihren

Augen abgelesen; weiter brauch' ich nichts; und Sie auch nicht, hoff' ich. Wie damals, als Sie krank lagen, setz' ich mich, wenn Sie erlauben, still ins nächste Zimmer. Und jetzt gute Nacht!"

Der Alte aber schüttelte den Kopf; mit einem ernsten, feierlichen Blick aus den großen Augen. „Wie könnt ihr mich jetzt verlassen," sagte er laut; „wie können wir uns jetzt trennen. Es ist ja meine letzte Nacht!"

„Vater!" rief Ada erschrocken. „Wie reden Sie. Es geht Ihnen ja gut —"

Er lächelte eigen, deutete auf sein Herz und schüttelte wieder den Kopf.

„Warum glauben Sie das, lieber Vater! Sie irren ... Schon mehr als einmal haben Sie geirrt; erinnern Sie sich doch! Haben schon öfter geglaubt, Sie würden's nicht überleben —"

„Dies ist meine dritte todschwere Krankheit," unterbrach er sie; „dreimal ist Bürgerrecht; ich bin abgefunden! — Ja, ja, lächelt nur ungläubig. Ihr dünkt euch wohl weiser als der alte kranke Mann; aber ich weiß, was ich weiß, ich fühle, was ich fühle. Sie erzählten mir einmal von einer verrückten Novelle vom ‚gebrochenen Herzen'; dieser Herr Max Stein hatte sie verfaßt. Die Wissenschaft glaubt nicht mehr daran, meinte dieser junge Mediziner; aber ich; einer von denen, die man ‚Autodidakten' schilt, weil sie selber denken, ich habe noch diesen Aberglauben. Das Herz kann einem brechen, das ist meine Meinung; und mir wird es brechen; denn es hat sich so allmählich darauf vorbereitet ... Ich dachte schon, heute abend — — Freilich, diesen mörderischen Stoß hat es noch ausgehalten; das ist wunderbar —"

„Das widerlegt Sie, denk' ich!" setzte Rudolf hinzu.

Der Alte erwiderte nichts. Er sah in die Luft. Es fiel ihm offenbar jener Abend ein, an dem er den Verfasser der Novelle vom „gebrochenen Herzen" zum letztenmal gesehen und so unsanft hinweggestoßen hatte. Denn mit einem flüchtigen Lächeln sagte er: „Ob er mich noch haßt? — Wo ist er? Bis zu welcher Entwickelung ist er denn gekommen?"

„Max Stein?"

Hillmann nickte.

Rudolf holte stumm einen offenen Brief hervor und hielt ihn dem Alten hin. „Lesen Sie mir das vor," sagte dieser abwehrend; „es thut meinen Augen zu weh!"

„In diesem Brief," erwiderte Rudolf, „zeigt Max Stein mir an, daß er sich mit Fräulein Antonie Winter vermählt hat. Die haben Sie ja gekannt!"

Verwundert, mit leisem „Hm, Hm", wiegte Hillmann den Kopf. — „Und weiter meldet er nichts?" fragte er bald darauf.

„Unter diese gedruckte Anzeige hat er noch einiges geschrieben ... Wollen Sie es hören?"

„Ich bin ja kein Unmensch, ich interessiere mich ja für das Schicksal meiner Schüler!" sagte der Alte mit einem stillen Lächeln.

Rudolf blickte in das Blatt und las:

„Ja, mein teurer Rudolf! Der Würfel ist gefallen! Sie heißt Toni Stein. Sie ist eine bürgerliche Hausfrau, und ich bin ein Buchdrucker. Gestatte mir, einen trivialen Ausdruck zu gebrauchen: wir sind beide glücklich!

„Mit der Bühne sind wir fertig; mit der Liebe — nie, bis in den Tod!

„Ueber Toni sage ich nichts als die beiden Worte: Lampe und Engel!

„Rudolf, ich glaube, ich werde der beste Ehemann, der jemals gelebt hat; — aber still, ich will nicht renommieren; ich will glücklich und still sein. Meinen Freunden sage ich: heiratet!

„Diese meine Vermählungsanzeige war das erste, was ich druckte; bald wirst du aber andre Dinge von mir hören. Bald wirst du von meinen täuschenden, nie dagewesenen, absolut treuen Nachbildungen alter Drucke hören. Alles ins Große, Rudolf!

„Grüße Europa von mir; sag' ihm, ich bin glücklich!"

Der Alte, dessen ernstes Gesicht sich erheitert hatte, blickte eine Weile ruhig gegen die Decke; dann auf Rudolf und Ada. „Also die beiden hat auch Meister Amor geführt," sagte er, leise nickend; „aber anders als euch!"

„Ja, ja, ja! Meister Amor!" sprach er mit halber Stimme vor sich hin.

Ada bemerkte eine Veränderung in seinen Zügen, die sie ängstigte; in plötzlicher Unruhe warf sie sich wieder auf die Kniee und legte das Gesicht auf seine welke Hand. „Was für ein zärtliches, gutes Herz sie hat!" sagte er gerührt. „Darum spielt sie nun auch so gut ... Uebrigens, weinen mußt du nicht; denn wenn ich sterbe, Ada, sterb' ich gern — und glücklich! Schöneres als diese Stunde kann nun nicht mehr kommen; aber es können

mir Bitterkeiten in den Honig kommen; und du warst mein Letztes, zu thun hab' ich nichts mehr; — und ehrlich gestanden, sehn' ich mich nach Ruhe! — Wenn ich die also finde, so laßt euch dadurch nicht aus der Stimmung bringen; lebt und strebt so weiter! Brecht euch euren Weg durch das alte Dickicht; und für Vater Hillmann freut euch, daß er heute noch mit dabei war — und daß er Frieden hat. Nun will ich Sie aber auch noch Rudolf — meinen Rudolf — nennen. Kommen Sie näher, geben Sie mir die Hand!"

„Lieber Vater Hillmann!" sagte Rudolf, als er vor ihm stand, mit bewegter Stimme.

„Erinnern Sie sich, Rudolf? Gleich an jenem ersten Morgen, in meinem Zimmer, sagte ich Ihnen, Sie seien nicht wie die andern, in Ihnen stecke etwas. Sehn Sie, ich sah damals richtig; mit dem ‚Adlerblick'! — Das dachte ich freilich nicht, daß Sie mir dieses Mädchen abgewinnen, daß Sie mir — — mir so über den Kopf wachsen würden . . . Rudolf, es ist schwer für mich alten Mann. Es ist hart und schwer! — — Aber lieb hatt' ich Sie von Anfang an. Keinen von all den jungen Menschen hatt' ich so lieb wie Sie. Und nun sind wir wieder gute Freunde; ich halte Ihre Hand; — ich übergebe Ihnen mein alles, meine Ada — —"

Er entfärbte sich, die Bewegung schien ihm das Blut zu sehr auf das Herz zu werfen. Der Kopf, den er etwas erhoben hatte, sank zurück, und die Augen schlossen sich. Ada, die noch immer auf den Knieen lag, blickte zu Rudolf auf und begann zu schluchzen.

Es war aber noch nicht der Tod; nur das Bewußtsein verging ihm. Ueber sein Antlitz kam ein großer Frieden. Seine Brust hob und senkte sich, wie bei einem ruhig Schlafenden. Rudolf nahm Adas Hand und sah mit einem Blick voll Liebe, der sie tröstete wie etwas Heiliges, auf sie herab.

Lange belauschten sie Hillmanns stilles Atmen, alle in tiefem Schweigen. Seine Züge belebten sich allmählich. Er bewegte die Lippen. Mit einer raschen Bewegung des Arms wachte er dann auf.

Er sah etwas erstaunt umher. „Ich träumte eben von der Paoletti," sagte er. „Von Madame Paoletti. Vergessen Sie nicht, wenn Sie an sie schreiben —"

Jetzt bemerkte er, daß Adas allzu beredtes Gesicht von jähem Schreck und von Schmerz erfüllt ward; und daß sie dann beides zu verbergen suchte. Auch die alte Frau bewegte sich sonderbar in ihrer Ecke. „Oho!“ murmelte er. „Was ist denn geschehn? Nun thut ihr auf einmal, als wär' nichts geschehn. Mich alten Seelenkenner wollt ihr doch nicht täuschen,“ sagte er mit zitternder Stimme. „Es scheint, an die Paoletti kann man nicht mehr schreiben — —“

„Antworten Sie!“ fuhr er fort, da Rudolf auf seinen fragenden Blick nichts erwiderte. „Belügen Sie mich nicht. Die Paoletti ist tot. Ja oder nein!“

Rudolf nickte stumm.

„Also doch vor mir!“ sagte der Alte hierauf, scheinbar ruhig. Plötzlich zog er aber die zusammengedrückten Lippen tief herunter. Seine linke Hand bewegte sich nach dem Herzen. Dann hob sein Atem noch zweimal die Lippen, und er bewegte nichts mehr.

Rudolf kniete neben Ada nieder, um sie zu halten, und drückte sie still gegen seine Brust.

Der Alte schien auch jetzt wieder nur zu schlafen. Der schmerzliche Zug verlor sich, mit dem er den letzten Atemzug gethan hatte. Er sah edler aus, als Rudolf ihn je im Leben gesehn. Wie der „alte Fritz“ lag er da. Es kam auch über Ada ein Frieden, ihn so zu sehn; ohne Thränen, in stiller Andacht betrachtete sie die Ruhe dieses müden Schläfers.

Schriften von Adolf Wilbrandt:

Neue Gedichte.

Preis geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

Gespräche und Monologe.

Sammlung vermischter Schriften.

Preis geheftet 6 Mark. Elegant gebunden 7 Mark.

Der Meister von Palmyra.

Dramatische Dichtung.

Dritte Auflage.

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Novellen aus der Heimat.

Dritte Auflage.

Preis geheftet 3 Mark 50 Pf. Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Hermann Ifinger.

Roman.

Dritte Auflage.

Preis geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

Der Dornenweg.

Roman.

Dritte Auflage.

Preis geheftet 3 Mark 50 Pf. Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU, Boston

Author Wilbrandt, Adolf
Title Meister Amor. Ed.2.

DATE. | NAME OF BORROWER.

W665m